



CHAMISSOS
WERKE

CHAMISSOS
WERKE

Goldene
Klassiker-Bibliothek



Walter Thomson.

Chamisso's Werke

in drei Teilen

Auf Grund der Bempel'schen Ausgabe

neu herausgegeben

mit Einleitungen und Anmerkungen versehen

von

Max Sydow

Mit Chamisso's Bildnis in Gravüre
und zwei Saksimillebeilagen

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Chamisso's Werke

Erster Teil

Gedichte I

Herausgegeben

und mit einem Lebensbild versehen

von

Max Sydow

Berlin — Leipzig — Wien — Stuttgart
Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Alle Rechte vorbehalten

Chamisso's Leben und Werke.

Unweit St. Menesould in der Champagne, im heutigen Marnedepartement, erhebt sich hinter den letzten Häusern des Dörfchens Vieil Dampierre an der Aube ein schlichtes, ganz in rotem Backstein gehaltenes Kirchlein, dessen schiefergedeckter Turm an seiner Spitze einen Wetterhahn aus Messing trägt. Am Eingange befindet sich über der Fensterrose die Widmung: „Beatae Virgini Mariae anno 1781“. Es ist dies die einzige noch sichtbare Lebensspur, die das ehemalige Herrengeschlecht, das jahrhundertlang in dieser Gegend gewaltet, hier zurückgelassen hat. Der Vater unseres Dichters, Louis Marie Comte de Chamisso, Vicomte d'Ormond, Seigneur de Boncourt, Magnieux, Tournois, Leviel, Dampierre etc., Capitaine au Régiment Royal étranger de Cavallerie, Chevalier de l'ordre militaire St. Louis, puis (1792) Lieutenant Colonel, Aide de Camp du Maréchal de Broglie, der letzte Schloßherr von Boncourt, das nur wenige Schritte von hier mit steinerner Brücke und Thor, mit Türmen und Zinnen stolz und trugig in die Lüfte ragte, baute diese Kapelle in demselben Jahre, in dem ihm und seiner Gemahlin, Marie Anne Gargam, am 30. (?) Januar der vierte Sohn geboren wurde, der in der Taufe die Namen Louis Charles Adelaide erhielt¹⁾.

Der Stammbaum der zum lothringischen Uradel gehörigen, reich begüterten Familie geht bis in den Anfang des vierzehnten

¹⁾ Grundlegend für die Biographie Chamisso's ist auch heute noch der fünfte und sechste, von seinem Freunde Hitzig herausgegebene und mit biographischem Kommentar versehene Briefband der „Werke“, die 1864 in der 5. Auflage vorlagen. „Briefe sind Archive“ konnte Chamisso mit Recht von den seinigen behaupten. Aus dieser Hauptquelle habe ich am meisten geschöpft und soviel wie möglich dem Dichter selbst, ohne charakteristische Kleinigkeiten in grammatischer Hinsicht zu retuschieren, das Wort gegeben. Die wichtigsten Arbeiten der Fachliteratur sind am Eingang der Anmerkungen zusammengestellt. — Der königlichen Bibliothek in Berlin, die mir freundlichst die Erlaubnis gewährte, in die Chamisso'spapiere des Wernhagenschen Nachlasses Einsicht zu nehmen und zwei Stücke daraus facsimilieren zu lassen, fühle ich mich zu tiefem Danke verpflichtet.

Jahrhunderts zurück und nennt als ältesten bekannten Ahnherrn Gérard de Chamisso, der in einer Urkunde vom Jahre 1305 vorkommt und schon das Wappen zeigt, das bis auf den heutigen Tag den Trägern seines Namens verblieben ist: auf silbernem Schilde zwei nach unten gewandte (gestürzte) schwarze Hände und darüber fünf in Form eines Herzens gelegte Kleeblätter, als Wappentiere einen stehenden und einen ruhenden Löwen.

Als Ortsbezeichnung ist der Name frühzeitig verklungen; zum erstenmal und zwar als Königspfalz wird Cambisoum (Chamesson sur Seine près Chatillon sur Seine) aber schon in einer Urkunde Karls des Großen aus dem Jahre 769 erwähnt.

Die Sires et Chevaliers de la Châtellenie de Chamizzot, zu welcher Herrschaft neben der Stadt Chamizzot noch die Städte Lanienville, Gouhailant und andere gehörten, leisteten den lothringischen Herzögen treue Lehnspflicht und traten, ausgezeichnet durch Rang und Reichthum, nicht nur mit diesem Fürstenhause, sondern auch mit vielen regierenden Häusern, den Hohenzollern in Brandenburg, den Königen von Dänemark, Frankreich, Spanien und Neapel in verwandtschaftliche Beziehungen.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stand die Familie als eine der begütesten und angesehensten der ganzen Landschaft da, und um dies auch nach außen hin zu bekunden, wurde das Stammschloß Boncourt im modischen Prunkstil der damaligen Zeit von Grund aus umgebaut.

In diesem Schlosse, das rings von meilenweiten Wäldern umgeben war, verlebte Adelbert — so nannte sich Chamisso später als deutscher Dichter — seine Jugend, über die wir im ganzen wenig unterrichtet sind. Er hatte drei ältere Brüder, Hippolyt (1769—1841), Prudens (1771—1796), Charles (1774—1824) und eine ältere Schwester, Luise. Sein Bruder Eugen war ein Jahr jünger als er. Die beiden älteren Brüder Hippolyt und Charles zeichneten sich als Leibpagen Ludwigs XVI. aus. Charles rettete dem Könige mit eigener Gefahr am 10. August 1792 das Leben und harrete getreulich bis zum letzten Augenblick in dessen unmittelbarer Nähe aus. Ein Degen, den der dankbare Fürst seinem Leibpagen mit einem Blättchen Papier zusteckte, auf dem die Worte standen: Je recommande M. de Chamisso, un de mes fidèles serviteurs, à mes frères; il a plusieurs fois risqué sa vie pour moi. Louis. — wird noch heute in der Familie als teures Erbstück aufbewahrt.

Obwohl sein Vater, nachdem er aus dem Militärdienste ausgeschieden war, geruhig auf seinem Schlosse lebte, ohne nach den Auszeichnungen des Versailler Hofes lüstern zu sein, auch

daß Familienleben ein sehr herzliches gewesen zu sein scheint, hat Chamisso später seine Jugend nicht in rosigem Lichte gesehen. „Die ersten Kinderjahre“, schreibt er 1803 wohl mit Hinblick auf die Katastrophe im Jahre 1790, „bieten mir nur traurige Erinnerungen; ein Kind von neun Jahren fühlte ich mich unglücklich.“ Einer strengen, unwissenden und verhassten Erzieherin überlassen, liebte er es, sich abzusondern und über einem Buche zu träumen. Wenn er dann seines verschlossenen, wortfargen Wesens wegen von seinen Spielgenossen gehänselt wurde, pflegte die Mutter zu sagen: „Laßt ihn und quält ihn nicht; er wird euch alle dereinst in seiner Laufbahn überholen, wie er es jetzt euch schon in Folgsamkeit und Wissen zubortut!“

Die herrliche Umgebung des Schlosses, die meilenweiten Wälder lockten den Knaben frühzeitig in Feld und Flur hinaus, die Wunder der Gotteswelt mit offenen Augen zu betrachten. Schon 1805, lange bevor er sich die Naturwissenschaft als wissenschaftliches Arbeitsfeld erwählt hatte, schreibt er einmal an seinen Freund de la Foze: „Kinder auf dem Lande werden gewöhnlich mächtig von der Natur angezogen; Blumen, Insekten, alles was da ist, blühet, sich reget, und die größeren Massen, die geheimnisvollen Berge, die Gewässer, die Erscheinungen der Luft haben einen unsäglichen Reiz für ihre Seele. So war wenigstens ich, und ich weiß noch, wie ich die Insekten erspähte, neue Pflanzen fand, die Gewitternächte anschauend und sinnend an meinem offenen Fenster durchwachte, wie alle meine Spiele, mein Schaffen und Zerstören auf physikalische Experimente und nach Forschen der Gesetze der Natur ausging, weiß, daß, damals geleitet, ich vielleicht jetzt ein Buffon mit unendlichen Kenntnissen ausgerüstet dastehen würde und dem höheren Blicke sicher reisend, zu dem diese Epoche mich gereift hat.“

Im Jahre 1790 erhob die Revolution auch in der Champagne ihr Schreckenshaupt, Boncourt wurde eingekäschert, die Güter konfisziert und verkauft, die Familie rettete nur das nackte Leben über die Grenze. Der Vater trat in das Emigrantenkorps des Marschalls Broglie als Oberstleutnant, die Mutter weilte längere Zeit mit den Kindern zuerst in Lüttich, dann im Haag. Hierauf vereinigte man sich wieder in Düsseldorf und blieb dort 1794/95. Schließlich bot ihnen Würzburg ein Asyl.

Nichts war aus Frankreich gerettet worden, die Not groß. Die beiden ältesten Söhne erhielten die Familie durch die Erträge, die sie als Miniaturmaler verdienten. Auch Adelbert befließigte sich dieser Kunst und erlangte auch bald eine nicht

geringe Fertigkeit. Diese Übung im Malen und Zeichnen, die gefördert wurde durch seine Freundschaft mit Martin Wagner, dem Sohn des Hofbildhauers und späteren Kunstberaters König Ludwigs I. von Bayern, war ihm später als Naturforscher beim Zeichnen der Pflanzen von großem Nutzen.

Da die Schwierigkeiten, die Familie zu ernähren, immer größer wurden, erwog man den Plan, Adelbert einem Tischler in die Lehre zu geben. Nicht viel besser wurde es, als die Familie nach Baireuth ging, wo auch Adelbert als Miniaturmaler mithelfen mußte, die Familie über Wasser zu halten. Seine Brüder übrigens vervollkommneten sich so in ihrer Kunst, daß sie 1797 von der Akademie der Künste in Berlin zu Mitgliedern gewählt wurden. Über diese Würzburger Zeit schreibt Chamisso nicht ohne Bitterkeit einmal an einen seiner Brüder, der nach Rußland gegangen war: „Neulich fielen mir Deine Briefe aus der Zeit in die Hände, wo Du Dich in der Nähe von Moskau niederzulassen gedachtest. Was ist daraus geworden? O Eitelkeit menschlicher Pläne! Gott lenkt alles! Als Graf von Chamisso zu Boncourt geboren, komme ich nach Würzburg, wo man berathschlägt, ob man mich zum Tischler machen soll; statt dessen werde ich wohldressirter Blumenverfertiger und Verkäufer zu Baireuth; dann expedirt man mich als Porzellanmaler nach Berlin, wo sich eine glänzendere Karriere (erst als Page der Königin und dann als Offizier) vor mir aufthut; — werde ich nicht zur Klasse der guten und schlichten Bürger zurückkehren, die der Welt und ihrem Vaterlande nützen, Kinder, die wie wir einander lieben, zur Tugend und zum Glück erziehen und selbst das Glück von einer Frau empfangen, die dem Manne das ihrige verdankt?“

Unterdessen hatte Prudenz, der sich dem geistlichen Stande gewidmet und in Berlin eine Hauslehrerstelle in dem bekannten Hause Duttre angenommen hatte, mit glücklichem Erfolge bei der Königin Friederike Luise, der Gemahlin Friedrich Wilhelms II., für Adelbert sich verwandt und außerdem seinen Eltern die Erlaubnis ausgewirkt, ihren Wohnsitz von Baireuth nach der preußischen Hauptstadt zu verlegen. „Ich habe“, antwortete Friedrich Wilhelm II. in einem eigenhändigen Schreiben auf das Gesuch der Gräfin, „Ihren Brief durch denjenigen Ihrer Söhne erhalten, der in einem sonst nur der Erheiterung bestimmten Talente die ehrenvollen Mittel gefunden hat, heute seine Familie damit zu unterstützen. Wenn man seine Kinder in dieser Weise erzogen hat, so muß man zweifelsohne sie doppelt lieben und doppelt den Wunsch haben, sich ihnen zu nähern.“

Im Juli 1796 siedelten denn auch die Eltern nach Berlin über und weilten hier vier Jahre lang in der Nähe ihrer heranwachsenden Kinder. Ihr jüngster Sohn Eugen trat in das Kadettenkorps ein, und Adelbert wurde als Page bei der Königin eingestellt, die auch dafür sorgte, daß die Lücken seiner Bildung einigermaßen ausgefüllt wurden. Neben reichlichem Privatunterricht durfte er Herbst 1796—1798 an einzelnen Unterrichtsstunden des Französischen Gymnasiums sowie später an den Vorlesungen der Militärakademie teilnehmen. Im Gymnasialprogramm von 1798 findet sich die lobende Bemerkung: „Herr von Chamisso, der einige Zeit hindurch die Kursus der Rhetorik und Philosophie verfolgt hat, zeichnete sich von der vorteilhaftesten Seite ganz besonders aus.“

Der Pagendienst war wenig nach Adelberts Geschmack. Besonders unangenehm war es ihm, bei Ausfahrten, wie es für die Edelknaben Vorschrift war, auf dem Wagentritt zu stehen. Auch war seine naïveté champenoise, seine offene Wiederkeit wenig danach angetan, sich irgendwie einzuschmeicheln. Auf einem Hofballe bemerkte ihn die Königin-Mutter und würdigte ihn einer Ansprache: „Sie tanzen nicht? O, Sie müssen tanzen!“ Darauf Chamisso: „Ew. Majestät meine Aufwartung zu machen, war mein einziger Wunsch, da ich gar nicht tanze und auch keine Lust dazu habe — denn man muß sein Talent zu nichts zwingen, wozu man kein Geschick hat.“

Auf Grund zweier militärwissenschaftlicher Aufsätze, in denen er die Ergebnisse seiner Fachstudien zusammenfaßte, wurde er am 31. März 1798 zum Fähnrich und am 29. Januar 1801 zum Leutnant im Linien-Infanterieregiment von Goeze (Nr. 19 nach der alten Rangliste) ernannt.

Chamisso war mit Lust und Liebe Soldat geworden. Desto größer war die Enttäuschung, als er die Dinge in der Nähe besah, als er beobachten mußte, daß der friderizianische Geist schon längst erloschen war, daß Hochmut und Prahlucht, schlimmerer Dinge zu geschweigen, die vorstechendsten Eigenschaften der Offiziere waren. Über die Verhältnisse im preußischen Heere entwirft er in den Briefen an seine Verwandten geradezu haarsträubende Schilderungen. „Wohl ist es,“ schreibt er im Mai 1800 an seine Schwester, „eine schöne Sache, Soldat für sein Vaterland zu sein, an der Grenze zu fallen, sein Leben in der Mitte von besiegten Feinden seines Vaterlandes zu verlieren; aber dieses Leben, liebe Lise, zu verkaufen um den Preis von 8 Tl. 25 Gr. monatlich, das ist ein schändliches Metier Ein Drittel des Heeres besteht aus Fremden und

der Kern unserer Friedenskompagnie ist ein abscheulicher Mischmasch des Abschaums aller Nationen. Ohne Zweifel gibt es darunter auch gute Soldaten, allein die Hälfte sind Deserteurs von Profession.“ Er zog sich deshalb von seinen Kameraden zurück und vertiefte sich in seinen Mußestunden in die Lektüre Goethes und Schillers sowie Shakespeares in der Eschenburgischen Übersetzung. Kein Wunder, daß er durch Zerstretheit und Vergesslichkeit manche Scherereien im Dienste bekam. Nimmt man hinzu, daß er, wie sein ganzes Leben lang, auch als Soldat im Anzuge nicht immer genau war, so ist es begreiflich, daß er noch auf seiner Weltreise von unangenehmen Erinnerungen aus dieser Zeit in Träumen geplagt wurde. „Der Wirbel schlug, ich kam herbeigelaufen, und zwischen mich und meiner Kompagnie stellte sich mein alter Obrist und rief: ‚Aber Herr Leutnant in drei Teufels Namen.‘ — O, dieser Oberst! Er hat mich, ein schreckender Popanz, durch die Meere aller fünf Welttheile, wann ich meine Kompagnie nicht finden konnte, wann ich ohne Degen auf die Parade kam, wann — was weiß ich, unablässig verfolgt; und immer der fürchterliche Ruf: ‚Aber Herr Leutnant, aber Herr Leutnant!‘“

Mittlerweile war zu Anfang des Jahres 1801 seine Familie auf Grund der vom Ersten Konsul Bonaparte den Emigranten gewährten Erlaubnis nach Frankreich zurückgekehrt. Nur pekuniäre Sorgen hielten ihn davon zurück, den Dienst zu quittieren und ebenfalls in die Heimat zurückzueilern. Mußte er doch mit 15 Talern, wovon 8 auf Essen und Trinken kamen, monatlich haushalten. Selbst seine bescheidensten Wünsche, in seinem kleinen Dachstübchen sich ein Maleratelier einzurichten und als treuen Gefährten seiner Einsamkeit einen Pudel anzuschaffen, ließen sich kaum verwirklichen, obwohl er sich bemühte, durch Illuminieren von Kupfern sein Taschengeld aufzubessern. „Meine Gage,“ heißt es in einem Briefe an die Eltern, „verschwindet wieder, ehe sie noch recht angekommen ist, und das beste dabei ist, daß es mir an allem fehlt. Ich habe keine Hemden, keinen Mantel, nur ein Paar Stiefel, und sie schreien mich mit offenem Munde an; meine Samaschen fehlen, meine Kleider werden zu kurz, löcherig, verschwinden; ich habe kein Bettschaft, einen für den Offizier jeden Augenblick nötigen Gegenstand. Ich habe weder einen Korb, meine Sachen zu tragen, noch Vorrat, ihn zu essen, überhaupt nichts, was man braucht. Um meine Sachen wieder etwas in Ordnung zu bringen, müßte ich wenigstens 100 Th. gewinnen, 30000 Th. wären zu wenig für ein Vermögen. Ich hüte mich wohl, in die Lotterie zu setzen, aber ich

überlege, was ich machen würde, wenn ich gewänne. Lise will die Grundlage von Sand zu dem Schlosse geben, daß ich in die Luft baue . . . Einen Taler zu sehen, ist eine Glückseligkeit für uns; wie lieblich uns auch die Physiognomie eines Kuchens erscheine, wir fasten wie die Heiligen. Ich möchte nur meinen Ausgaben gewachsen sein und meine Gläubiger befriedigen können! — aber! — Ich bin traurig wie eine Nachtmühe!“ — Und ähnlich spricht er sich seinem Bruder Hippolyt gegenüber aus: „Ich bin unzufrieden mit meinem Schicksal, und sich zu beklagen, ist dem Menschen natürlich, und wenn mein Ideal sich verwirklichte, würde es nur neue Wünsche in mir erwecken. Doch Du hast mir immer Gerechtigkeit widersfahren lassen. Ich seufze ja nicht nach einer physischen Verbesserung, ich wünsche nicht eleganter zu wohnen, weicher zu schlafen, feiner zu essen, sorgfältiger bedient zu werden — Gott bewahre! — manchmal aber, wenn ich die stark hervortretenden Muskeln meiner Glieder ansehe, gehen mir sonderbare Gedanken durch den Kopf.“

Hierzu kam noch, daß ihm fremde Dienste überhaupt zuwider waren. „Ich glaube,“ bekennt er seinen Eltern, „daß mit einigem Vermögen ein zurückgezogenes Privatleben glücklicher als jedes andere sein muß, und erwäget wohl, daß keine Pflicht mich auf den Platz, den ich einnehme, gerufen hat. Wenn Ihr mir sagen wollt, daß jeder Mensch einen Beruf zu erfüllen hat und durch Pflichten gebunden sein muß, so werde ich Euch antworten, daß ich die Pflichten des Gatten, des Familienvaters, des Sohnes zu erfüllen hätte, daß die Sphäre meiner engbegrenzten Tätigkeit besser ausgefüllt wäre, daß ich vielleicht viel in einem kleinen und nichts in einem großen Kreise sein würde.“

Auffällig früh legen sich bei ihm Gedankenbahnen fest, die in der Folgezeit sich tiefer eingraben und zu kennzeichnenden Merkmalen seines Wesens werden. Schlemihllänge sind es, wenn er an seinen Bruder Hippolyt schreibt: „Ohne Zweifel wird Dir das Leben rauhe und schwere Pfade, Mühe und Arbeit nicht ersparen, aber Deine Freuden werden sich steigern durch das Bewußtsein, sie im Schweiße Deines Angesichts errungen zu haben, und Du wirst dem, der alles lenkt, noch für Dein Schicksal hienieden danken und ihm segnend sagen können: ‚Hättest Du mich unter die Reichen und Großen gestellt, so hätte ich vielleicht traurig als ihresgleichen vegetiert, und der göttliche Lichtstrahl, der mein Leben erhellt und mein Herz belebt, wäre vielleicht erloschen.‘ Du bist ohne Vorurteil, Du

hast die privilegierte Klasse durchgemacht, ohne sie um ihr Schicksal zu beneiden, hast die Hohlheit ihres Daseins und den trügerischen Schein ihrer Vergnügungen kennen gelernt. Vergnügen gibt es für alle Menschen; glaub' mir, daß ich für alle ihre Gesellschaften nicht die wohlthuende Wärme des Sonnenstrahls in den ersten Frühlingstagen hingäbe, daß ich das wunderbar wechselnde Schauspiel der Natur, welches denen unbekannt bleibt, die es nicht mit meinem Herzen zu genießen wissen, all ihren Redouten und Festen vorziehe" Ein Satz, der fast wörtlich vierzehn Jahre später im „Schlemihl“ wieder aufklingt.

Und dieses Bild vervollständigt sich nur, wenn wir hören, daß Chamisso selbst auf der Wache, während die Kameraden Karten spielten oder die Sauglocke läuteten, Griechisch lernte, und es liebte, auf den Schwingen seiner durch eifriges Studium der deutschen Literatur beflügelten Einbildungskraft seiner Misere zu ent schlüpfen. Von diesem Gedankenfluge bringt er aber nichts anderes heim als einige in den Augen der Menschen bizarre Ideen. „Ich spiele unter Euch“, schreibt er seiner Schwester, „die Rolle des kleinen Jungen, dem man zuhört, wenn er schwatzt, dessen Naivität manchmal Lächeln, zum öfteren aber Achselzucken verursacht . . . ich drücke meine Ideen, die vielleicht nie etwas wert gewesen sind, auf eine Art, die nicht nach der Mode ist, aus, denn ich bin weder in der Zeit noch am Platze und muß den Anstrich eines Narren haben . . . ich vegetiere zwar noch hier, aber ich lebe nicht mehr hier aber sei ruhig, . . . ich bin verständig, wie ein kleiner Engel, und gehe überall hin, wie ein Hund, den man dahin peitscht, wo er hin soll.“ Er bekennt zwar, den Charakter des Volkes zu schätzen, das wenig verstehe, den Geschmack der Speisen zu verfeinern — er hatte vorher darauf hingewiesen, daß er sich freuen würde, auf französischem Boden Rindfleisch mit Pfefferkuchen, Suppe mit Speck und Mandeln usw. wiederzufinden —, aber nicht unterlasse, große Dichter und Philosophen zu erzeugen, und fügt hinzu, daß er manche liebe Erinnerung an die guten Leute, an die Orte, wo sich sein Jünglingsalter entwickelt und wo er unter dem Einfluß der Verhältnisse in der That das geworden war, was er war, mit hinwegnehmen könne. Sein ganzes Inneres jedoch strebte nach Frankreich zurück. An seine Schwester schrieb er damals: „Ich habe, gute Freundin, ein wenig Heimweh, und alles, was mir den Ort, der mich zur Welt kommen sah, ins Gedächtnis zurückruft, ist für mich die Pflanze von Otaheiti, mein Herz klopft beim Anblick gewisser

Gegenstände, gewisser Gerichte, die an mein liebes Frankreich erinnern, und ich bin wie ein Kind. Neulich malte ich mir den Garten im Gedächtnis bis in die kleinste Krümmung der entferntesten Aileen, bis auf den unbedeutendsten Strauch, und meine Einbildungskraft wurde so lebhaft, daß sie mir mit der größten Bestimmtheit alle diese unbeachtet gebliebenen Einzelheiten vorführte. Ich war wie außer mir" . . . Wir haben hier die Wurzelfasern eines Gedankenganges vor uns, aus dem später eines seiner besten Gedichte, „Schloß Boncourt“, hervorbühen sollte.

Dieses Verlangen nach der Heimat und den Verwandten wurde durch ein trauriges Ereignis schneller erfüllt, als Chamisso es hätte erwarten können. Sein Bruder Eugen erkrankte ernsthaft, und Adelbert beschloß, ihn zu den Eltern zu bringen. Als der Bruder kurz darauf starb, wurde er in Geschäften für seinen schon kränkenden Vater festgehalten und kehrte erst zu Anfang des Jahres 1803 nach Berlin zurück. Dieser Besuch ist deshalb bemerkenswert, weil Chamisso trotz der Liebe und alten Zutraulichkeit im Elternhause einsehen mußte, daß ihre Ansichten über wichtige Fragen des Lebens so grundverschieden waren, daß eine glatte Verständigung fortan nicht mehr möglich war. Seinem herzlichen Verhältnis zu Eltern und Brüdern tat dies aber keinen Abtrag, ebensowenig seiner Liebe zur französischen Heimat.

Bald war er wieder in Berlin im alten Geleise. Den Dienst empfand er immer mehr als drückende Fron, zumal da er, „der Ausländer, der Franzos, der Mischling von zwei Nationen, von denen die eine ihn der andern zuschiebt“, unter den Kameraden keinen Freund fand, dem er sich mit ganzem Herzen anschließen konnte. Er zieht sich wieder von aller Gesellschaft zurück und spinnst sich in seine Studien ein. Besonders schätzt er die historischen Vorlesungen des „Philosophen“ Ancillon, des späteren Ministers, der damals Professor an der Militär-Akademie war, und die philosophischen seines früheren Lehrers am Französischen Gymnasium und wohlvollenden Freundes Erman. Nur die Stunden, in denen er sich seinen Studien hingeben kann, hält er für gerettet aus dem Schiffbruch. Systematisch geht er die französische Literatur durch. Diderot, Rousseau, Voltaire stehen hier im Vordergrund seiner Lektüre, und unter dem Einfluß der Rousseauschen Schriften, nicht einzelner Sätze, sondern der gesamten Lebensstimmung dieser Kultur-robinsonaden, hat sein Charakter das für immer entscheidende Gepräge bekommen.

Seine Kenntnis der deutschen Literatur ließ ihn die Franzosen mit strengem Maßstabe messen. So schreibt er nach wiederholter Lektüre der Voltaireschen Dramen: „Ich sehe diesen Lumpenkerl an Charakter und Gefinnung und seinen Esprit als Eigenarten der französischen Literatur an, welche man in Deutschland ebensowenig zu erreichen imstande sein wird, wie man im Französischen z. B. Schiller mit seiner poetischen Urkraft, dem Schwunge seiner Gedanken, der Tiefe seines Gemüths und allen seinen übrigen hervorragenden Eigenschaften nimmer kopieren könnte.“

Schiller war in dieser Zeit Chamisso's erklärter Lieblingsdichter, zugleich sein erster Sprachlehrer, und in seinen Jugendgedichten ist der Einfluß Schillers wohl zu verspüren. Besonders hatten es ihm die philosophischen Gedichte angetan. Schon 1799 bittet er in einem Briefe seine Brüder: „Tâchez je Vous prie de Vous procurer die Ideale, une pièce fugitive de Schiller, et de la lire comme une lettre de Votre frère.“ Auch öffentlich bekundete er seine Verehrung in einem Huldigungsgebidht an Schiller. Es mußte ihn schmerzen, als er sich brieflich an den geliebten Meister wandte, keine Antwort zu erhalten.

Neben Schiller reizte ihn Klopstock zu eifrigem Studium. Zuerst nahm er sich die Messiade vor. Hatte er sich hier schon Vers für Vers durchringen müssen, so steigerte sich begreiflicherweise die Schwierigkeit, als er die Oden (chefs d'œuvre d'obscurité, qui font pâlir un Allemand) zu bewältigen suchte. Später griff er sogar auf die ältere Sprache zurück und freute sich an dem frischen Kerndeutsch der Lutherschen Rede.

Wie wir sehen, ging Chamisso ganz methodisch darauf aus, in die deutsche Sprache sich einzuleben, was ihm denn auch als Erfolg langjähriger Mühen gelungen ist, so zwar, daß sein ganzes Leben lang kleine Unkorrektheiten und Gallizismen den Ausländer verrieten. Alle seine Arbeiten pflegte er der kritischen und diplomatischen Durchsicht seiner Freunde zu unterwerfen.

Ganz richtig aber hatte er gleich zu Anfang seiner deutschen Studien erkannt, daß er sich des Deutschen nur bemächtigen würde, wenn er nicht bloß rezeptiv verführe. „Il faudra“, schreibt er gegen Ende des Jahres 1799, „que j'écrive quelque chose en allemand; car au fait il faudra bien l'apprendre cette coquaine de langage.“ So übersetzt er frischen Muts das Alexanderdramma „Les amants malheureux ou le comte de Comminge“ des François Baculard d'Arnaud (1718—1803), des Lieblings Friedrich des Großen, seines Ovids, der nach dem

Bruch mit Voltaire gegen diesen ausgespielt wurde. Diese Prosa-
 überetzung mit eingelegten klopstöckelnden Strophen ist nicht im
 Druck erschienen; sie soll viele Sprachschneider enthalten und nach
 Hitzigs Urtheil das mühselige Ringen mit der deutschen Sprache
 an der Stirn getragen haben.

Besser schon sollte ihm der Kampf mit der deutschen Sprache
 gelingen in einem Versuche, der als Frucht seiner philosophischen
 Studien zu betrachten ist, denen er sich damals mit Leidenschaft
 hingab: dem Faustfragment vom Jahre 1803.

Schon gegen die Wende des Jahrhunderts muß er mit Kants
 Werken bekannt geworden sein. Wie weit er damals mit seinen
 Kenntnissen der deutschen Sprache in ein tieferes Verständnis
 eindringen konnte, steht dahin. In einem Briefe vom
 5. Mai 1800 bittet er seine Schwester, sie möge über seinen
 Freund Kant keine Bemerkungen machen, wie damals, wo sie
 ihn so zum Lachen brachte, als er ihr nicht folgen und sie nicht
 widerlegen konnte, da er ihn noch nicht gelesen hatte.

Mittlerweise aber hatte er sich tüchtig mit Kant beschäftigt
 und war bei wachsender Vertrautheit mit der Sprache auch in die
 tief sinnigen Lehren eingedrungen. Denn mit Kantischen Thesen
 sucht sein Faust das eiserne Thor aus den Angeln zu heben, das ihn,
 wie er wähnt, von der Welt der tieferen Wahrheitswerte trennt.

„Was ist des Denkens, was der Sinnen Welt?
 Die Zeit, der Raum, die Allumfassenden,
 Und ihre Schöpfungen, durch die sie werden?
 Was außer ihnen das Unendliche?
 Was ist die Gottheit, jeder großen Kette
 Ein erstes, ewig unbegriffnes Glied,
 Das, nicht getragen, alle Glieder trägt? —
 Erscheinung nur und Wahn ist alles mir.
 Es wirft das Licht, das innre, dort hinaus
 Auf ausgespannte Nacht die Bilder hin,
 Ein leerer Widerschein des eignen Ichs,
 Und so entsteht die Welt, die ich erkenne.
 So hat — vielleicht der Zufall es geordnet,
 Der große Bildner, den sie Gottheit nennen.
 Und wenn, nicht bloß gedacht, dort Geist und Körper
 Und Gottheit sind, — wie fass' ich sie? — Umsonst!
 Es treten ewig zwischen sie und mich
 Der Sinne Lügen, der Vernunft Gesetze.“

So liest sich die Dichtung, zu der natürlich das Goethische
 Fragment vom Jahre 1790, besonders die Erdgeißszene, den

Anstoß gegeben hatte, wie ein poetisches Privatissimum der Kantischen Lehre, und zwar klingt in den jambischen Partien das Vorbild Schillers, in den Iyrischen, die schon ganz trefflich gelungen sind, dasjenige Goethes an. Dieses Fragment hat Chamisso, obwohl er die Schwächen des knabenhaften metaphysischen Versuches sehr wohl fühlte, aus Dankbarkeit in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen. Denn es ward der Anlaß zu einem bedeutenden Umschwunge in seinem Leben, zu einer Wandlung zum Besseren und zur Aufhellung des düsteren Horizontes, der sich um ihn gebildet hatte: er lernte Barnhagen von Ense kennen und ließ es sich bald wohl sein in einem Kreise wackerer Freunde und gleichstrebender Gesinnungsgenossen.

Zufällig hatten sich Chamisso und Barnhagen in Charlottenburg getroffen. Barnhagen erzählt uns davon in seinen Denkwürdigkeiten: „Mit Staunen und Bewunderung hörte ich, was er daraus (aus dem Faust) in seiner zerquetschenden Aussprache, in einer Tür stehend und den Durchgang hemmend, mir aus dem Gedächtnisse hersagte. Seiner Poesie wurde ich sogleich ein rühmender Verbreiter und alsbald des Dichters, der sich als der bravste Kerl von der Welt zu erkennen gab, vertrauter Herzenbruder. Die deutsche Bildung und Sprache waren der Gegenstand seiner tiefsten Verehrung und Sehnsucht und unsere Bestrebungen in diesem Gebiete arbeiteten seitdem im förderlichsten Verein.“ An einer andern Stelle gibt er von Chamisso folgende Charakteristik: „Den Franzosen konnte Chamisso in keinem Zuge verleugnen. Sprache, Bewußtsein, Sinnesart, Manieren und Wendungen, alles erinnerte an seine Herkunft, nur war sein ganzes Wesen dabei mit einer besonderen, seinen Landsleuten sonst nicht gerade eigenen Ungeschicklichkeit behaftet, die doch viele Gewandtheiten und Fertigkeiten gar nicht ausschloß, sondern ihnen nur etwas Wunderliches zugesellte; woraus denn allerlei hervorging, was er selbst oder andere als Unfall oder Übelstand zu tragen hatten. Seine langen Beine, die knappe Uniform, der Hut und Degen, der Zopf, der Stock und die Handschuhe, alles konnte ihm unvermutet Argerniß machen. Am meisten aber und am sichtbarsten kämpfte er mit der Sprache, die er nur unter gewaltigen Anstrengungen mit einer Art von Meisterschaft und Geläufigkeit radebrechte, welches er auch in der Folge zum Teil beibehalten mußte.“

Neben Barnhagen gehörte zu Chamisso's engerem Freundeskreise sein Landsmann, Schicksalsgenosse und Regimentskamerad de la Foys, dem er innerlich am nächsten stand und in rückhaltloser Offenheit sein Herz auszuschütten pflegte, sein späterer

Biograph, „Vater und Mutter, Leitstern und Leitthammel“ Hitzig, damals Referendar beim Kammergericht, der junge Theologe Theremin und Wilhelm Neumann, der auf dem Kontor des Hauses beschäftigt war, in dem Barnhagen eine Hofmeisterstelle bekleidete, und wie dieser in seinen Mußestunden emsig darauf ausging, sich weiter zu bilden und als Dichter etwas zu leisten. An den „poetischen Tees“ beteiligte sich auch Ludwig Robert, der Bruder der gefeierten Rahel Lewin, Barnhagens späterer Gattin, der vielgewandte, strudelköpfige Mediziner Koreff, ferner August Neander, der später berühmte Kirchenhistoriker, und Julius Klapproth, der in der Folgezeit als Orientalist sich einen Namen machte. Meistens trafen sich die engeren Freunde bei Chamisso auf der Wache, am Brandenburger oder Potsdamer Thor, und blieben bis zum hellen Morgen beisammen.

In diese Zeit reicher Anregung und regsten Gedankenaustausches, die Chamisso, da er lange danach gelehzt, mit frohen Hoffnungen erfüllte, fällt ein Ereignis, das den eingetretenen Wendepunkt seines Lebens noch schärfer bezeichnet: er gerät in eine schwere Herzenskrise, die ihn jahrelang in Spannung hält.

In dem geselligen Hause des Bankiers Ephraim lernte er eine Landsmännin kennen, die 24jährige geistvolle Witwe Cérés Duvernay, die im Ephraim'schen Hause als Erzieherin eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, und verliebte sich sofort bis über die Ohren in die schöne fesselnde Frau, die, wie Barnhagen von ihr rühmt, seltene Schönheit mit tiefer Bildung vereinigte. Englisch wie italienisch sprach sie vollkommen geläufig, in Shakespeare und Tasso fühlte sie sich ebenso heimisch wie in den französischen Klassikern. Barnhagen fügt hinzu: „Ihre Auszeichnung und Lage deutet auf höhere, doch unglückliche Verwicklungen, deren Geheimnis aber, aller Forschung ungeachtet, stets gewahrt geblieben.“

Da dieser Herzensroman im Leben Chamisso's eine hochbedeutende Rolle gespielt hat, müssen wir hier etwas weiter ausholen.

Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, daß Chamisso im elterlichen Hause das Musterbild einer glücklichen Ehe und eines gesunden Familienlebens vor Augen gehabt hatte. Denn hieraus allein erklärt es sich, daß er in dem damaligen Berlin, das sich am Evangelium der Lucinde berauschte, so felsenfest bei seiner Gesinnung blieb und von vornherein nicht auf flüchtige Liebchaften, sondern auf das stille Glück der Ehe lossteuerte. Sein Freund Barnhagen zum Beispiel unterschrieb die radikalen, in den Fragmenten des Athenäums hingeschleuderten

Brandreden gegen das Institut der Ehe Wort für Wort, gegen eine Ehe à quatre hatte er nichts einzuwenden, der Gedanke, einmal Bräutigam und Gatte zu werden, war ihm überaus lächerlich.

Ganz anders Chamisso. Merkwürdig früh zeigt sich bei ihm die Sehnsucht nach einer Lebensgefährtin, ein Wunsch, der sich dadurch wohl noch gesteigert haben mag, daß er die Qualen der Vereinsamung, losgerissen vom väterlichen Boden und in eine fremde Gegend fern von den Verwandten verschlagen, besonders drückend empfinden mußte.

Schon in seinem neunzehnten Jahre (5. Mai 1800) legt er seiner Schwester Lise das Bekenntnis ab: „Eine gute Ehe scheint mir das Meisterstück der Schöpfung, nichts ist schöner in der Natur, als der Anblick zweier jungen Gatten, die ein Band noch fester als das der Liebe, die das heilige Band der Elternschaft vereinigt.“ Hierauf setzt er ihr auseinander, welch trauriges Geschöpf der alleinstehende Mann sei, sowie derjenige, der die Ketten einer verhaßten Ehe trägt, und fährt dann fort: „Leider tragen unsere Verdorbenheit, unsere Sitten, unsere Vorurteile, alles zusammen dazu bei, das Glück einer Ehe viel schwieriger und viel seltener zu machen, so daß selbst die Herzen, die dazu geschaffen sind, das Glück in dem Band der Ehe zu finden, davor zurückschrecken. Wenn ich auch ein bißchen töricht bin, so bin ich doch nicht so närrisch, wie Du vielleicht glaubst. Ich sehe in der besten Ehe Kummer und Sorgen, aber meine Liebe, diesen Kummer selbst ziehe ich meiner Gleichgültigkeit vor, wie ich ein schönes Gewitter am Abend eines heißen Frühlingstages der Ruhe in der Natur im Dezember vorziehe.“

Anlaß zu diesen Betrachtungen gab ein Heiratsplan mit einem schlichten, einfachen Landmädchen, den die Mutter, weil sie Adalbert's Wünsche kannte, angesponnen hatte. Er ging auch sofort darauf ein. In dem eben angeführten Briefe äußert er sich nach Ablehnung der Frage, ob eine leidenschaftliche Liebe bei der Knüpfung des Bundes erforderlich sei, folgendermaßen: „Ich glaube meines Charakters sicher zu sein. Die Frau, die es versteht, mir Achtung abzuwingen, die wahr und offen suchen wird, das Glück eines braven Mannes zu machen, würde bald meine ganze Zärtlichkeit haben, und ich glaube sicher, ich würde auch ihr Glück machen können. Vor allem keine schöne Dame, keine elegante, kein Schöngest, das übrige wird sich von selbst finden! Du sagst mir z. B., daß Tin . . . ein Landmädchen sei, aber meine Liebe blicke mir doch ein wenig ins Auge (und dazu habe ich Dir vor einigen Tagen Gelegenheit gegeben) und sage mir offen,

ob ein Mädchen vom Lande nicht an der Seite meiner langen Gestalt besser aussehen würde, als irgendeine Stadtschönheit, die herablicken würde auf diesen Querkopf, einen Mischling von zwei Nationen, von denen die eine ihn der anderen zuschiebt. — Du sagst, daß sie ohne Lebensart sei, nun bei Gott desto besser, Manieren lernen sich nur zu bald und zu leicht, Verstand, Geist, Bildung, alles das ist unabhängig von dem, wovon Du sprichst, und viel wichtiger und doch sagst Du kein Wort davon. Ich liebe bei weitem mehr den ungeschliffenen Diamant, als den, den ein anderer poliert hat.“

Dieser Brief ist übrigens auch deshalb von hohem Interesse, weil wir hier schon die Farben finden, die sich später zu dem Bilde der Mina des „Schlemihl“ zusammenschließen.

Als sich aber bald herausstellt, daß die Charaktere zu verschieden sind, um eine glückliche Ehe zu versprechen, kehrt er zu seinem früheren Plane zurück, daß eine Preuzin ihn an die Scholle ihres Vaterlandes fesseln soll, und in guter Laune fordert er seine Brüder auf, sich mit der Sprache ihrer zukünftigen Schwägerin bekannt zu machen, „denn Ihr wißt es, daß ich heiraten will, und daß es dann hier geschehen soll, erhellt aus dem Grunde der Sache — où la chèvre est attachée, il faut qu'elle broute. Ferner könnt' ich wohl noch hinzusetzen, daß ich den deutschen Mädchen sehr gut, recht sehr gut bin und sie weit Euren Schwerenotsfranzösinen vorziehe. Deutsche Weiber, deutsche ehrliche Weiber, wie es deren noch gibt, schätze ich höher als alle jene Zierpuppen.“

Freilich ist er noch weit davon entfernt, diesen Plan als beste Lösung zu empfinden. Wie sein Bruder Prudens schon 1796 daran gedacht hatte, nach Amerika auszuwandern, um sich dort eine neue Existenz zu gründen, so spielt auch Abelbert jetzt mit diesem Gedanken, der übrigens in bestimmten Zwischenräumen wieder aufzutauchen pflegt, bald schwächer, bald stärker und bestimmter sich in den Vordergrund drängend. Außerdem aber — man sieht so recht, wie er zwischen seiner alten und neuen Heimat noch unentschlossen hin und her pendelt — träumt er davon, die Rückkehr ins Vaterland seiner Braut verdanken zu können. „Das Geschick hat noch nicht sein Siegel unwiderruflich auf meine Auswanderung gedrückt, und dies wird von meiner Lebensgefährtin abhängen.“

Und wieder sind es Vorflänge des „Schlemihl“, wenn er seiner Schwester beichtet: „Glücklich der, der in Frieden von der Milch seiner Ziegen lebt . . . Ja, meine Liebe, eine Hütte, und keine Titel, keine Reichtümer, die nur mit der Übersättigung große

Bedürfnisse hervorrufen und doch nur geringe Mittel haben, sie zu befriedigen. Du wirst sagen, die Trauben seien sauer, nun gut ein wenig, aber das ist wahr, auf Ehre, wenn ich Reichtümer verlange, so ist es nicht, um das Leben eines Reichen zu führen oder mir dessen Existenz zu geben; wenn ich reich wäre, dann würde ich entweder mich ändern, und das zum Schlechten (und ich wage es dem unreinen Einfluß des Geldes zuzuschreiben), oder sehr viele würden sagen: was für ein Geizhals, was für ein Filz! und dennoch würden sie sich alle irren, es würde nicht das sein, sondern es würde, ich glaube es sagen zu dürfen, es würde Weisheit sein . . . Frei ist in der Welt selbst der Reiche nicht, sondern nur wer von seiner Hände Arbeit lebt.“

Zeigen sich hier schon Gedanken, die später zum Teil in seinem Fortunat wieder wach werden, so faßt er in einem Briefe an seine Schwester vom 28. Oktober 1800 seine Wünsche, die rechten Schlemihlwünsche, in den Worten zusammen: „Wenig Vermögen, eine kleine Behausung, umgeben vom Schatten, näher dem Walde als der Stadt, sich einschränkend im Nötigsten, um etwas übrig zu haben für das Unnötige, so will ich die Gemütlichkeit und das Glück genießen, so sind die bescheidenen Ansprüche meines Herzens beschaffen, so gestaltet sich der Traum, der mich an das Leben fesselt . . .“

Auch der Grundton seiner Auffassung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib, die ihn zum Sängler und Verherrlicher der Ehe machen sollte, ist jetzt schon deutlich vernehmbar: „Die Rolle der Frau, liebe Freundin, ist die Milde, die Zärtlichkeit, sie ist der Efeu um den Ring geschlungen, das schwache Wesen hat seinem Beschützer ihren eigenen Willen zum Opfer gebracht, dieses Opfer aber hat dem Weibe nichts gekostet, im Gegenteil, es hat ihm das Herz seines Gatten und das Glück gebracht.“ (28. Oktober 1800 an seine Schwester.)

Es war eine geradezu tückische Ironie des Schicksals, daß Chamisso, durchtränkt mit solchen Ansichten, für die geistvolle Madame Dubernay, die sich gern darin gefiel, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, in heftiger Leidenschaft entbrannte. Das bisherige Urteil über Cérés, wonach sie eine geistreiche, vergnügungssüchtige Kokette gewesen sei, die bald mit anmutiger Liebenswürdigkeit den jüngeren Liebhaber an sich fesselte, bald durch offensichtliche Nichtbeachtung ihn zum Spielball ihrer Launen machte, baut sich hauptsächlich auf gelegentlich im Unmut hervorbrechenden Äußerungen Chamisso's sowie auf einer Schilderung auf, welche eine der Töchter jenes Hauses von ihr entworfen hat. Diese Beurteilung aber, die in alle Chamisso-Biographien

übergangen ist, scheint meines Erachtens nicht das Rechte zu treffen.

Chamisso war zum erstenmal von einer wirklichen Leidenschaft gepackt und geschüttelt, und so wurde der sonst schon schweigsame und wenig weltläufige Gesellschafter noch schweigsamer und wunderlicher in Cérés' Nähe. Dieselbe Tochter des Ephraim'schen Hauses, die in ihr eine femme du monde sah, welche es in ausgezeichnetem Grade verstanden, sich durch feine Manieren, erhöht durch anmutige Erscheinung und Eleganz der Toilette, durch Effekte des Esprit und einschmeichelndes Benehmen in der vornehmen Gesellschaft beliebt zu machen, schildert in schneidenden Konträrfarben das Bild Chamisso's: er sei unbeholfen und schüchtern in seinem Auftreten und zöge sich selbst in fröhlichster Gesellschaft in irgendeinen Winkel zurück, in dem er stundenlang sitzen könne, ohne ein Wort zu reden, mit finsterner, teilnahmsloser Miene vor sich hinstarrend und kurz und trocken antwortend, wenn man ihn anrede. In allen Zügen das Bild eines Menschen, der die Geliebte von vielen umworben und umschmeichelt sieht und, von leidenschaftlichen Gefühlen ergriffen, es nicht gelernt hat, sein Inneres unauffällig hinter irgendeiner Maske zu verbergen — eine Kunst, die Chamisso sein ganzes Leben lang nicht geübt und auch nicht gelernt hat. Cérés sah scharfer als die übrigen und zeigte sich nicht abweisend, so daß Chamisso es wagte, ihr zum Geburtstag einen weißen, mit den Attributen des Ceres sinnreich geschmückten Atlasbeutel zu schenken, dessen Schnur er aus eigenem Haare selbst geflochten hatte. Stiefmütterchen waren ihre Lieblingsblumen. Eines Tages entfiel ihr ein Strauß, den sie am Busen trug. Chamisso hob ihn auf, um ihn ihr zurückzugeben; sie aber schenkte ihm die Blumen und er brachte sie am nächsten Tage mit einem Gedichte zurück, das in sinnigen Versen das doppeldeutige *pensée* ausmünzt.

Cérés hatte in ihrer Stellung Rücksicht zu nehmen und wollte auch wohl nicht so schnellen Kampfes gewonnen werden. Infolgedessen behandelte sie Chamisso mit einer gewissen Zurückhaltung. Als sie sich eines Tages mit den Frauen ihres Kreises im Garten mit mehreren zu Besuch gekommenen Herren lebhaft unterhielt, ließ sie Chamisso gänzlich unbeachtet. Im Laufe der Unterhaltung flocht sie Blumenkränze, von denen sie jedem der Anwesenden einen auf das Haupt drückte. Chamisso, der einzige, der keinen bekommen hatte, rief in einem schmerzlichen Tone aus: „*Et je serai donc le seul qui n'en aura pas!*“ Vielleicht hatte Cérés gerade hierdurch ihn auszeichnen wollen,

daß sie ihm nicht gab, was sie in gesellschaftlichem Scherze allen übrigen gegeben hatte. Chamisso aber fühlte sich gekränkt; er wurde jedoch sofortgetröstet durch die mitleidige Henriette Ephraim, jene schon genannte Tochter des Hauses, deren Beurteilung Chamisso wir soeben gehört haben. Sie holte nach, was Cérés verabsäumt hatte, und flocht auch für ihn einen Kranz, der die melancholischen Verse hervorlockte: „Ihr, die mir das Haar bekranzet Mit dem schönen grünen Zweig . . .“

Bei den Anschauungen, die Chamisso über die Ehe hegte, werden wir uns nicht darüber wundern, daß er bald der Angebeteten einen förmlichen Heiratsantrag machte. Cérés verhielt sich ausweichend, nicht nur deshalb, wie ich vermute, weil Chamisso als mittelloser Sekondeleutnant keine lockende Partie war, sondern weil durch das schnelle stürmische Vorgehen Chamisso's ein tieferes gegenseitiges Verständnis sich noch nicht hatte herstellen können. Sie bricht nicht ganz ab, sondern bittet ihn — um das Kränkende des kalten Prosawortes abzuschwächen, hatte sie die Absage in leichte Verse gegossen —, nicht die Leidenschaft an Stelle der Freundschaft treten zu lassen: „Recevez le doux nom de frère et donnez-moi celui de sœur.“

Chamisso hat die stances irrégulières dieser Absage gleichzeitig mit dem Original, wie es nach der Handschrift scheint, nachgebildet in dem „Lied von der Freundschaft“ und darunter das bekannte Wort geschrieben:

„Freundschaft ist ein Knotenstoß auf Reisen,
Lieb' ein Stäbchen zum Spazierengehn.“

Von dem tiefen Eindruck, den die Absage auswirkte, geben die Verse Zeugnis: „En m'arrachant le bandeau du mensonge . . .“ Er war schwer getroffen. „Je vous ai offensé madame?“, ruft er ihr vorwurfsvoll zu, „Vous, vous m'avez trompé.“ In jenen düster elegischen „An Sie“ betitelten Stanzas, in denen ein wirklich stattgefundenes Stelldichein, wie der in der Anmerkung zu diesem Gedichte mitgeteilte Brief zeigt, dichterischen Ausdruck gewonnen hat, ruft er ihr zu: „Der Liebe Stunde ließeßt du verglühn, du kennst die Liebe nicht . . .“

Diese Stimmung aber verbrauchte bald, als ihm Cérés in vertrauten Gesprächen den eigentlichen Grund ihrer Absage mitteilte. Sie habe sich einem Amerikaner versprochen — Barnhagen nennt uns auch den Namen Tilton oder Tiltthon — und obwohl ihr wahrscheinlich eine unglückliche Ehe bevorstünde, da ihre geistigen Interessen gänzlich auseinander gingen, fühle sie sich doch verpflichtet, ihr Wort zu halten; sie überlasse sich ihrem

Schicksale, doch hoffe sie, ihr Freund solle kommen und wieder ohne sie gehen und sie wolle sich noch durchschlagen durch die Welt.

Durch diese und ähnliche Worte wurden Chamisso's Besorgnisse vor dem unangenehmen Amerikaner, der, wie er schreibt, „aber nicht der silberhaarige Greis ist, für den ich ihn hielt, sondern ein dreißigjähriger Mann“, wieder zerstreut und seine Hoffnung schöpfte neue Nahrung. Auch Cérés geriet in immer tiefere Herzenswirren, so daß sie einmal sogar mit Selbstmordgedanken gespielt zu haben scheint.

Währenddem war ihre Lage, wie Chamisso seinem Freunde de la Foie mittheilte, bei Ephraim's unerträglich geworden. „Dieses Geschlechtes Verede bewirkten dies, daß sie mich sichtbar vermied und nur in kurzen raschen Momenten mir den Zwang vergelten konnte, welches sie wohl tat; allein hab' ich sie nicht wiedergesprochen. Ich habe mein Bild gemalt, ein schönes, ähnliches Porträt, das Antlitz en face, ruhend auf einem Grunde von lapis lazuli, zum Gegenstück r. r. n. ä. deren Strahlen durch den Schlangenring der Ewigkeit, Totenblumen, meine Blumen betauen und den Armschmuck, von ihren Haaren bindend die Blumen. Diese zwei Bilder, in einem goldenen Medaillon gefaßt und von einer langen Kette meiner Haare getragen, gab ich ihr. Und dem Künstler ward sein Fleiß belohnet, denn er sah sie auf dem schönen Marmoraltar heimlich verwahrt ruhen. Sie wehrt sich indessen das Geschenk zu behalten, ich muß fast glauben, es sei, weil etwas von Gold daran ist. Sie hat so schon mein Bild und eine Schnur von meinen Haaren, sie sagt mir, sie wolle eben darum dieses nicht behalten.“

Cérés war gewillt, ihre Stelle im Ephraim'schen Hause aufzugeben, hatte sich aber noch nicht schlüssig werden können, ob sie in Berlin unabhängig bleiben und ein Mädchenpensionat errichten oder unter vielen anderen Plänen eine Stelle in Königsberg annehmen solle, wo ihr Sohn in demselben Hause, in dem sie Erzieherin der Tochter sein würde, vom Hofmeister des Sohnes sollte erzogen werden. „über die Wahl sprachen wir auch. Das erste schien ihr zu gewagt: sie fürchtete sich vor sich selbst, mir und der Welt; sie hätte mich nicht bei sich sehen wollen.“ Dennoch machte sich Chamisso mit dem Gedanken schon vertraut, „Hausherr in einem florierenden Erziehungsinstitute“ zu werden. Cérés ging dann bald darauf, freilich nur auf kurze Zeit, nach Königsberg.

Mag man hinsichtlich der Rolle, die sie in Chamisso's Leben gespielt hat, der bisherigen Beurteilung zuneigen oder nicht,

eins ist gewiß: Chamisso hatte als Mensch unendlich gewonnen. Die härteißige Schwere seines linksischen und schweigsamen Wesens verlor sich, er war zu einem neuen Menschen umgeschaffen worden, und sein dichterisches Talent nahm jetzt erst einen frischen Aufschwung.

Chamisso hatte sich zwar schon früher dichterisch versucht. In seinem Nachlasse fand sich ein Heft, das eine Reihe kleinerer Gedichte, Logogriphen und Rätsel enthielt, mit dem Titel: „Les jeux de mon imagination rédigés par une verve encore dans l'enfance. Chevalier de Chamisso, âgé de 13—14 ans. A Liège, Düsseldorf et autres lieux 1793—94.“

Bis zum Jahre 1801 bediente er sich in seinen dichterischen Versuchen der französischen Sprache. Er stellte diese Gedichte in einem sauber geschriebenen Heft zusammen unter dem Titel „Contes en vers par un jeune exilé, premier cahier 1801“, darunter eine Übersetzung des ersten „Die Göttingen“ betitelten Stückes aus dem „Philosophen für die Welt“ des Popularphilosophen J. J. Engel. Auf den Vorschlag aber, den ihm seine Brüder zur Aufbesserung seiner finanziellen Lage nahelegten, klassische deutsche Werke, z. B. Schillers Geistesfeher, ins Französische zu übersetzen, konnte er noch nicht eingehen. Er lese, antwortete er, zwar beide Sprachen mit gleicher Geläufigkeit und getraue sich wohl eine leidliche französische Übersetzung zustande zu bringen, aber die Übertragung aus der eignen Sprache in die andere sei für ihn so schwer und zeitraubend, daß er schon vor dem Gedanken, einen ganzen Band zu übersetzen, zurückschrecke. Nicht lange darauf aber scheinen diese Schrecken überwunden zu sein. Er übersetzte, wie schon oben erwähnt wurde, die Alexandrinertragödie Arnauds und schrieb 1803 seinen „Faust“. Vollen Wind in die Segel aber brachte ihm erst seine Leidenschaft zu Cérés und sein Freundschaftsbündnis mit Barnhagen, Hitzig und Neumann.

In reger Schaffenslust und gegenseitigem Wettstreit, sammelten sich ihre Gedichte bald so an, daß sie im Pulse unruhig zu werden begannen. Wie Barnhagen erzählt, ging der Gedanke einer Veröffentlichung ihm und Chamisso plötzlich auf, als sie am späten Abend in einem Garten wandelten. „Wir vereinigten uns auf der Stelle zu gemeinsamer Ausführung, zu welcher die Herausgabe eines Musenalmanachs so bequem als anständig erschien.“ Neumann wurde sofort gewonnen, und als sich bei Prüfung der vorhandenen Arbeiten herausstellte, daß manches zum Drucke nicht reif war, ging Chamisso mit Eifer daran, Mitarbeiter zu gewinnen. Für den ersten Jahrgang

steuerte Nizig einige Übersetzungen aus dem Spanischen, Englischen und Italienischen nebst mehreren eigenen Gedichten bei. Ludwig Robert und Theremin zeigten sich ebenso bereitwillig zur Mitarbeit, und durch Chamisso's Gutmütigkeit wurde auch ein Gedicht von dem sogenannten Naturdichter Siller aufgenommen, das aber die Freunde „hundertmal wegwünschten“.

Ein Verleger fand sich nicht. Schließlich übernahm Chamisso die Druckkosten, und obgleich Neumann und Barnhagen einen Teil der Exemplare ihm abkauften, kam er bei dem geringen Absatz nicht ohne Einbuße davon. „Genug, wir waren gedruckt, wir alle zum ersten Male, und das war keine Kleinigkeit!“

Im zweiten Jahrgang des „grünen“ Almanachs, wie die Freunde ihr grünbrosciirtes Bundesbuch scherzhaft zu bezeichnen pflegten, hatten sich schon mehr Mitarbeiter eingefunden, unter denen Koreff und Klapproths Schwester Augusta zu nennen sind. Besonders stolz waren die Herausgeber auf den Beitritt Fichtes, den Chamisso und Neumann in einem Sonett willkommen hießen. Auch für den dritten und letzten Jahrgang wurden noch einige neue Kräfte gewonnen: Bernhardi, Barnhagens Schwester Rosa Maria und Fouqué, der durch Schlegel unter dem Namen Pellegrin in den Sattel gehoben war und bald zu Chamisso in ein inniges Freundschaftsverhältnis trat. Die Veröffentlichung eines vierten Jahrgangs scheiterte daran, daß der Hamburger Verleger, dem man den Almanach anbot, daraus Mißtrauen schöpfte, daß man kein Honorar verlangte. Als eine Fortsetzung können die „Erzählungen und Spiele“ angesehen werden, die Barnhagen und Neumann herausgaben. Chamisso, an der Redaktion nicht beteiligt, konnte nur einige mit scharfen politischen Spitzen versehene Epigramme einsenden, die „Encheiridion“ betitelt sein sollten. Der Beitrag mußte jedoch der Zensur geopfert werden. Chamisso lieferte als Ersatz seine erste Prosaerzählung „Abelbert's Fabel“.

Die beiden Jahre aber, die zwischen dem Erscheinen des letzten Musenalmanachs und der Abfassung dieser für die Beurteilung des Menschen und Dichters überaus wichtigen Märchendichtung lagen, waren für Chamisso in der zweiten Hälfte eine Kette von schweren Prüfungen.

Als im Frühjahr 1804 einige der Mitglieder des Freundschaftsbundes ihrer Studien wegen Berlin verlassen mußten — Theremin ging nach Genf, um seine theologischen Studien zum Abschluß zu bringen, de la Foche eilte auf die Nachricht vom Tode seines Vaters nach Frankreich, Koreff beabsichtigte in Halle

zu promovieren, Szigig ging als Assessor nach Warschau — schlossen sich die Zurückbleibenden enger zusammen, und um sich mit den Freunden in der Ferne eins zu wissen, gründeten sie einen Freundschaftsbund, dessen Symbol der Nordstern war. Der schwarmköpfige Mystiker und Theosoph Baader hatte in seiner Schrift „über das pythagoräische Quadrat in der Natur und in den Weltgegenden“ (Tübingen 1798) die vier Weltgegenden mit Religion, Sittlichkeit, Poesie und Wissenschaft verknüpft. August Wilhelm Schlegel hatte diese Ideen in Berlin seinerzeit in Umlauf gesetzt. Da der Norden der Wissenschaft entsprechen sollte, machte Koreff den Vorschlag, den Polarstern als Symbol zu nehmen, dessen griechische Abkürzung $\tau. \tau. \pi. \alpha$ von nun an als Symbol des Bundes neben ihrer Unterschrift in den Briefen zu stehen pflegt. Selbst zum Anrufe und Gruße benutzten sie diese Worte gleich maurischen Erkennungszeichen. Chamisso's Auffassung dieses Bundes spiegelt sich in dem Sonett „Τὸ τοῦ πόλου ἄστρον“.

Prüft man die literarischen Leistungen dieser Vereinigung, die als Berliner Seitenschößling der Romantik zu gelten hat, so wiegen sie herzlich leicht. Ihre Bedeutung liegt vielmehr darin, daß in diesem Kreise eine Gesinnung gepflegt wurde, die, weit entfernt, die romantische Liebäugelei mit einer genialisch zugeschnittenen Moral und extrabaganten Lebensallüren nachzumachen, auf den sittlichen Wert des Menschen, auf Reinheit seiner Gesinnung das Schwergewicht legte. In jener Zeit nicht etwas Selbstverständliches, da die romantischer Kreise Berlins es sich angelegen sein ließen, jeden sittlichen Ballast als überflüssig aus dem Lebensschiffe hinauszuzwerfen. So schreibt Chamisso einmal an seinen Freund de la Foye, der im Begriff stand, den preussischen Dienst zu quittieren: „Aber Guter, ich, Dein Freund, ermahne, beschwöre Dich, durch die ehrliche Pforte hinauszuwandeln, auf daß nicht die Gemeinheit einen Laut des Tadel's über Dich erheben dürfe. Fordere beizeiten Deinen ehrlichen Abschied und bleibe nicht, wie schon einmal, über Urlaub.“ Und ein andermal an Barnhagen: „Apropos! ‚Schulden‘, das ist ein Wort des Mißtons. Solide Männer, wie es an dem ist, daß wir solche sein sollen, dürfen unter keinerlei Vorwand mehr brauchen, wie sie haben — das ist meine Idee über Schulden. — Andererseits will es mir bedünken, als schwärmtest Du zu sehr bei Leuten umher — habe Sitzfleisch und arbeite!“

Als Barnhagen die Absicht hatte, nach Erscheinen des ersten Musenalmanachs einen Band Kritiken herauszugeben, setzte ihm Chamisso gehörig den Kopf zurecht: „Freund, laß Dir sagen:

wir sind Jungen, die da kauen lernen, und lehren zu wollen und aburteilen zu wollen, würde mir höchst spaßhaft vorkommen; ich erinnere mich des Distichons recht gut:

„Das, was sie gestern gelernt, das lehren sie heute schon wieder,
O was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!“

Und nichts weniger als die Schlegel sind gemeint. Verne Dein Abc!“

Späterhin stellten sich zwischen Warnhagen und Chamisso manche Ansichtsverschiedenheiten ein, die eine Entfremdung hätten zustande bringen können. Aber diese Zeit des blühenden Nordsternbundes, in denen die Zukunft ihnen umkränzt schien von der Morgenröte großer Hoffnungen und künftiger Großtaten, klang in den meisten ihr ganzes Leben lang hindurch und ließ die Schwächen der Freunde in milderndem Lichte erscheinen. Welche Bedeutung der Bund für ein ganzes Menschenleben besaß, hat Neumann einmal auseinandergesetzt. „Ich hab' es,“ schreibt er, „wie sehr auch gedrückt, doch tausendmal in mir empfunden, daß ich unedler und unwürdiger hindurchgeschritten wäre durch den Schlamm des Lebens, wenn jene Zeit mir nicht geleuchtet hätte, und jetzt noch immer mit klarerem Bewußtsein als je, begegne ich allem, was mir die Alltagsgewalt entgegenstellt, mit dem innerlichen Gefühl der Wahrheit, das nur die Frucht einer schön erwachten Jugend sein kann.“

Was Chamisso anlangt, so hatte er sich in dieser Zeit stark gemauert, war ein völlig anderer geworden. Wenn Warnhagen uns erzählt, daß Karoline Lehmann, später mit dem Komponisten Muzio Clementi verheiratet, Warnhagen zwar für ein Gedicht mit einem Kusse belohnte, Chamisso aber leer ausgehen ließ, was sich bei einer Schaukelszene wiederholte, die in dem Roman „Karls Versuche und Hindernisse“ einging, und daß überhaupt das wunderliche Wesen seines Freundes nicht jedermann zusagte und besonders die jungen Frauenzimmer seine derbe Anmut scheuten: so trifft letzteres auf die Nordsternbundszeit nicht mehr zu.

In Potsdam, bei den Eltern seines Freundes Higin, lernte er eine Freundin der Töchter des Hauses kennen, namens Maschinka Burja. Als Chamisso nach einleitenden Tändeleien und Neckereien ihr das Gedicht „Rankend sich an deinen Busen“, das er auf Befehl der Gesellschaft für seine Geliebte hatte dichten müssen, und außerdem ihr sehr gut geratenes Porträt absichtlich vor allen bei der Tafel überreichte, sahen alle Beteiligten in beiden ein wohl zusammenpassendes künftiges Paar. In einem Briefe, worin er zuerst seinem Freunde

de la Joye die Resultate seiner Erkundigungen über die Familie mitteilt, heißt es weiter: „Finde Dich daraus, wie Du kannst und magst, ich aber lasse der bis jetzt so frommen, trägen, lahmen Schindmähre meines Schicksals die Zügel schießen und sporne nicht und empfehle mich dem lieben Gotte, klagend nur, daß diese Romane mich nicht so sehr angreifen, wie sie wohl könnten oder sollten. Das könnte mir Ärger über mich selber geben. Soll ich etwa der Cérés von der Maschinka erzählen und der Maschinka von der Cérés? Ich bin, weiß Gott, der Kerl, der den genialischen Streich ausführen könnte. Aber was von einem andern pudelnärrisch sein würde, würde bei mir so einfältig gutmütig sein, daß es wiederum dadurch desto pudelnärrischer werden könnte. Na, Gott besser's!“

Er ließ aber klugerweise sein pudelnärrisches Wesen diesmal auf sich beruhen und schwieg gegen Cérés. Ebenso als sich mit Augusta Klapproth, der Schwester seines Freundes, der er Unterricht im Französischen erteilte — „die Lehrstunde war ernst und Lehrer und Lehrling heiter“ —, ein zartes Verhältnis zu entspinnen schien, dem aber auf die Bitte des Bruders der regen Verleumdung wegen keine weitere Folge gegeben wurde.

Interessant ist hier eine Briefstelle, die uns zeigt, wie Chamisso noch immer nicht gelernt hat, sein Inneres vor der Gesellschaft zu verbergen. Als er gewahrt wird, daß Augusta ihn liebt, diese „Sehnsuchtsblume, die da zum blauen Äther aufstebet und durch einen schwachen Stiel an der Erde festgebunden ist und der Stiel verdorrt und sie selber welkt“, quält ihn Unruhe den ganzen Tag. „Am Abend“, schreibt er, „war ich in Gesellschaft, wo ich, ein Abwesender, die erbärmlichste, lächerlichste Figur abgab.“

Nehmen wir noch hinzu, daß er für die Reize der vielgeliebten und weitherzigen Sophie Sander, die später mit Theremin ein so stadtkundiges Verhältnis hatte, daß dieser nach der Schlacht bei Jena ausrief: „Ach, daß Gerede ist ja nur gemacht, damit sie in der Kolonie von etwas anderem zu reden haben, als von mir und der Sander“ — nicht blind war und sie in einem Sonette feierte, so verstehen wir vollständig, daß er sich schuldig fühlte, als ihn Cérés einmal in der Büzkowischen Abendgesellschaft — wohl in dem Hause einer der reichen, jüdischen Familien, die zur Sommerzeit in Charlottenburg wohnten, und in denen Barnhagen und Chamisso häufige Gäste waren — mit dem ungemessensten Ausdruck einer Leidenschaft überschüttete. „Daß ich die Henriette liebte, sei natürlich,“ sagte sie, „aber daß ich sie, Cérés, so betrogen, um

ihre Liebe geworben, sie zum Deckmantel zu meinem Einverständnis mit jener gebraucht habe, sei schlecht von mir usw.“

Wir erinnern uns jener Gartenszene, in der die „mitleidige“ Henriette sich des armen von Cérés übersehenen Chamisso annahm. Cérés, die unter den kleinlichen Bosheiten der Familie viel zu leiden hatte, wird mit der feinen Witterung des liebenden Weibes hinsichtlich Henriettes wohl das Richtige getroffen haben. Nur versagte in diesem Fall die hieran geknüpften, an und für sich ganz richtige Schlußfolgerung, daß Zuneigung von der einen Seite gewöhnlich auf gleiche Empfindungen von der anderen rechnen kann, so daß es Chamisso leicht fiel, die Vorwürfe als bössartige Scherzspiele zurückzuweisen.

Diese Verstimmung ging aber bald vorüber. Als Cérés, „das sonderbare, unbegriffen schöne Wesen“, Berlin verließ, um in Königsberg ihre neue Stelle anzutreten, kann er dem Freunde de la Foie berichten, daß sie sich ihm gegenüber bei der Abreise sehr liebevoll zeigte. „Ich trage nun am Finger, lieber Freund, einen Ring, den ich nie verlassen soll, wohl auch nie verlassen werde“, und in demselben Schreiben gesteht er, „das liebevolle, schöne Weib ist mir doch wahrhaft nur Schwester und es muß dahin kommen, es wird auch dahin kommen, daß ich nur Bruder sei“.

Über einen Punkt aber kommt er schwer hinweg. „Wie wenig doch im Grunde hat sie des schwesterlichen Vertrauens gegen mich gehabt — ich weiß ihren Namen nicht!“

Und dabei ist es geblieben. Die Beziehungen zu Cérés reichen bis zum Jahre 1809. So oft aber Chamisso in sie gedrungen, Vertrauen zu haben, das geheimnisvolle Rätsel zu lüften: er hat nie etwas erfahren. Und damit stehen wir vielleicht vor der Erklärung ihres eigentümlichen Verhaltens Chamisso gegenüber, das ihr in dessen Lebensbeschreibung die Rolle einer oberflächlichen, koketten Herzensschauspielerin eingetragen, die Chamisso dann später zum Modell für seine Agrippina im „Fortunatus“ verwendet habe. Berücksichtigen wir außerdem noch die Barnhagensche Auffassung, der auf höhere, doch unglückliche Verwicklungen schließen möchte, deren Geheimnis aber, aller Forschungen ungeachtet, stets bewahrt geblieben, so ergeben sich zwei Erklärungsmöglichkeiten: entweder war Cérés noch gebunden, oder aber eine unglückliche Vergangenheit lag hinter ihr, durch deren Enthüllung sie Chamisso's Liebe verloren oder doch über sein Lebensglück einen trüben Schatten geworfen hätte. Denn sie kannte Chamisso zu gut, um nicht zu wissen, daß er nur in „reinen Verhältnissen“ des Lebens und der Sonne froh werden

könnte. So hat sie geschwiegen, vielleicht hoffend, daß noch alles zum besten sich kehren würde, vielleicht aber auch resignierend, doch nicht stark genug, ihr Herz zu bezwingen und alle Fäden abzureißen.

Und Chamisso fühlte sicherlich, daß die Geliebte unter dem Verhalten leide, das sie gegen ihn zur Schau trug, und aller gelegentlichen Unmutsausbrüche ungeachtet, währten die Beziehungen weiter. Als Cérés nach kurzem Aufenthalt in Rögnigsberg wieder in Berlin eintrifft, um in die Heimat zu reisen, da ihre Familie sie mit Macht zurückrufe, ihre Schwester Césarine sich verheirate, „auch ihr Verfolger ist entfernt sei“, wiederholt er seinen Heiratsantrag und bittet sie, endlich die Schleier zurückzuschlagen, in die sie sich auch gegen ihren Freund gehüllt. „Und daß alles schien sie wohl gern zu vernehmen, trotzdem lehnte sie ab, und über das letztere sagte sie mir wie sonst: ich hätte ihre Geheimnisse, ich sollte sie nicht verraten. Bestimmt war's, daß wir in Frankreich, wo sie ging, uns bald wiedersehen würden, gleichsam das Fernere zu besprechen. Ich speiste abends allein bei ihr in ihrem Kammerlein, drückte heilige Küsse auf ihre Lippen.“ Als er ihr aber am nächsten Tage einen Brief seines Bruders Hippolyt zeigte, in dem dieser — wahrscheinlich weil die Heiratspläne seiner Familie durch die Entdeckung oder Andeutung seiner Herzenswirren vereitelt schienen — ihm schrieb, „daß durch Wege und Abwege, und wo ich auch von ihm abginge, und in Freuden und durch Leiden und durch Schuld er doch ewig mein Freund sei“, zerriß sie lächelnd das Band von seinen Haaren, das sie, wie wir wissen trug, und erklärte ihm, daß sie sich nie wiedersehen dürften, für immer getrennt sein müßten. Sie fühlte aus diesem Briefe heraus, daß seine Verwandten in ihr einen Stein des Anstoßes für die Pläne sahen, die sie mit Chamisso hatten, und „sie wolle für keiner Eltern Sohn Verführerin gelten“.

Diese Stimmung ließ Chamisso aber nicht aufkommen. Am Tage des Abschieds war alles beim alten, „und sie gehet unbekannt, wie sie kam, und sie läßt nur diese Adresse: poste restante. Nun brannte meine Seele nach Frankreich hin, wie nach der Sonne stets, der Leuchterin, der Mond. Und meine Eltern lassen an mich den Ruf ergehen, alsbald zu ihnen zu eilen, und — Fluch und Langeweile! Kriegsrüstungen entstehen und wir sind bestimmt, in Provinzen=Garnisonen verlegt, uns — abzuzählen, welche Schläge von anderen kräftigeren Händen fallen werden. Ich nage an meinem Herzen, wie der Pelikan, um, die ich allein erzeuge, die dunklen Sorgen zu ernähren. Mut nur erschafft mir

Luft und Erhöhung. Endlich, endlich wird es anders. Krieg soll es sein, und auch wir gehen hinein, Krieg also, sei er wild und bezahle mir, was er mir alles raubt. In wenigen Tagen sollen wir ins Feld.“ (20. September 1805.)

Schon im Juni 1801 trug sich Chamisso, als ein Krieg mit Frankreich nahe bevorzustehen schien, mit dem Gedanken, seinen Abschied zu nehmen oder während des Feldzuges bei der Reserve zu bleiben, da sein Gefühl und seine Grundsätze sich dagegen auflehnten, wider sein Vaterland zu kämpfen. 1804 tauchte bei gleichem Anlaß derselbe Gedanke auf, und nur dem dringlichen Zureden seiner Verwandten gelang es, ihn von diesem Schritte, den sie aus pekuniärem Grunde für unerzpriesslich hielten, zurückzuhalten. Trotzdem aber strebte er danach, seiner Fesseln ledig zu werden. „Ich möchte mit Fäusten um mich schlagen! Ein Kerl von 24 Jahren und nichts getan, nichts erlebt, nichts genossen, nichts gelitten, nichts geworden, nichts erworben, nichts, rein nichts in dieser erbärmlichen, erbärmlichen Welt!“ (20. September 1804.) Er fühlt sich zu gut für das Gewerbe, und um bei einem etwaigen Wechsel seiner Lage einen festeren Halt zu haben, läßt er sich für vierzehn Taler auf Grund einer Abhandlung in Wittenberg zum philosophischen Doktor stempeln. Mit der ihm eigenen Selbstironie ruft er aus: „Ich möchte gar zu gern Doktor im Regiment von Goeze und Leutnant in der Philosophie sein!“

Damit seine Studien eine gesunde Basis bekämen, wandte er sich, von Fichte dazu eindringlich ermahnt, mit Eifer der Lektüre des Griechischen zu und stellte in wenigen Monaten die Erfolge eines begabten Gymnasiasten in den Schatten. Er schreibt griechische Briefe an seine Freunde, und das Zitieren griechischer Wendungen hat er mit der Freude des Autodidakten ebenso wie Schopenhauer bis an sein Lebensende beibehalten.

Im Juli 1805 ist das Verzeichnis seines Arbeitspensums, das er den Freunden mitteilt, schon nicht unbeträchtlich. „In vierzehn Tagen werde ich die vier Bände des Homeros durchgelesen haben (und das gut) — ferner zwei Tragödien des Euripides, drei Bücher der Anabasis des Xenophon, den Anakreon und zwei der größern Dialogen des Lukian, auch die erste Philippika des Demosthenes. Nur muß ich noch zu der Grammatik ernst zurückkehren . . .“

Wie er diese Lektüre betrieb, ersehen wir aus einem Briefe vom 20. Januar 1805 an de la Foche, wonach er Vokabeln und Grammatik nur beim Lesen lernt. „In sechs Wochen muß ich ihn (Homer) lesen können ohne Stelzen und wie ein anderes Buch, wenigstens ihn gleich griechisch verstehend.“ Er widmet seinen griechischen Studien sechs bis acht Stunden täglich und gönnt sich nur

an wenigen Tagen der Woche wenige Stunden, die er in der Gesellschaft zubringt.

Als dann die Freunde und Cérés, die alle ebenfalls von diesem Lerneifer ergriffen waren, einer nach dem andern Berlin verließen, klagt er bald den Freunden: „Geklemmt zwischen schwerwandelnde Rekruten und griechische Lexika sehe ich übrigens farblos dahingleiten die Tage meines Lebens, die nur, wie Balsamtropfen eure köstlichen Briefe und Erinnerungswinke erfreuen; diese zu erwidern aber bin ich ißt arm, ärmer, denn je ein Mensch war.“

Die trübe Stimmung, in der ihm Berlin wie ausgestorben schien, wird verstärkt worden sein durch die überaus scharfen Rezensionen, die der Musenalmanach von mehreren Seiten hervorrief, und durch das Gefühl der eigenen dichterischen Unzulänglichkeit, das, früher schon vorhanden, noch gesteigert wurde, wenn er an seine Gedichte mit dem Maßstab der griechischen Klassiker herantrat. Deshalb gibt er seinen Freunden Barnhagen und Neumann, hauptsächlich aber sich selbst den Rat: „O Freunde, laffet uns nicht, die wir mit angestemmtem kräftigem Lernen erfüllen müssen, die Zeit, mit Bemühungen des Dichtens zersetzen! und Nachwerke doch zum öfteren nur machen. Die Zeit, Kunstwerke zu erschaffen, müssen wir aussäen, auf daß sie reife. Das lege ich Euch ans Herz, für meinen Teil will ich nicht dichten wollen. Werde ich es einmal von innen heraus müssen, wird mich ein anders gestalteter Wille ergreifen.“ Er setzt den Vorschlag hinzu, den dritten Musenalmanach den letzten sein zu lassen.

Mißmutig und voller Unzufriedenheit mit sich und der Welt fühlte er sich nur durch die Aussicht getröstet, im Frühjahr 1806 Urlaub nach Frankreich zu nehmen, um mit seinen Eltern, die mit seinen wissenschaftlichen Plänen wenig einverstanden waren, seine fernere Zukunft zu besprechen. Er hatte die feste Absicht, nach seiner Rückkehr die verhaßte Fron abzuschütteln und mit ganzer Kraft wissenschaftlichen Studien sich zu widmen, um späterhin eine weitere Reise mit Nutzen unternehmen zu können.

Alle diese Pläne und Wünsche fielen jählings zusammen, als das Regiment Goeze Marschorder bekam und im Herbst 1805 ins Feld rückte.

Tief bekümmert schrieb Chamisso damals an Barnhagen (23. September 1805): „Der Krieg scheint alle meine nächste Hoffnungen aus dem Grunde ausgerottet zu haben, ich habe gelitten, und habe mich endlich darin gefunden, — aber mein redlicher Wunsch wird mir vielleicht auch nicht gewährt, daß ich doch,

Das ich nun mich noch aus dem nämlichen Briefen, falls ich mir
die Gattungsart ablassen dürfte, alles an meine adeliche Erbin
zu behalten. und also dem ich mich auch aus einem gewissen
Ansehen das ich von Vorfahren des Hofes zu Lautenberg
von ihnen am besten begreiffen bekam, ~~was~~ den Hinweisen
dieser ist eine rechte jüngere Lage, wußt ich nicht was man
Erweibung nannte, — mir nun als wußt bei dem Vorfahren
des Hofes zu Lautenberg, diese Landesfürsten da die rechte
Ansehnlichkeit würde nur immer mit unserer Hofkammer
ausgehen, diese verschiedenen Dinge sind von feinsten Glase
verföhren sich das ich mich die Jungfrau ~~sein~~ gelöst, wadler
Grabe freundlich und Herrlich wird es gegeben werden und ich
ward befehlet und ich bereits geschick, auf wußt von diesem
Hof ich in andern Geschäften, die ich nun ~~ein~~ ^{Bedienung} ~~ein~~ ^{ein} ~~ein~~ ^{ein}
Dass die Maltheiser Hospitaller der Dinge, wadler mir das würde
sprach ich nicht und in ihm nicht, und die ich nun falls man
Hingucken Worte, wadler sprach das nicht, in dem Wenden,
von dem Handen, der Erbin, der Herrin, der Erbin, der
Veränderungen der Dinge der weltlichen Gestalt (also das ich mich
genant, am ersten Tage mit einem Erben an die gerichtete)
was auf diese Lage in ~~dem~~ ^{dem} ~~dem~~ ^{dem} ~~dem~~ ^{dem} ~~dem~~ ^{dem} ~~dem~~ ^{dem}
Schmuck, und mirer Hofman erfüllten da. — und mirer
ich nichter schiden — Adelt: ob ich doch ein weltlicher
Nun mir die Erblichkeit, wie ich sich ^{mit} ~~mit~~ ^{mit} ~~mit~~ ^{mit} ~~mit~~ ^{mit} ~~mit~~ ^{mit}
fragen will, und wie ein Ansehen und ~~die~~ ^{die} ~~die~~ ^{die} ~~die~~ ^{die} ~~die~~ ^{die}
und wie alle, alle darin ~~nicht~~ ^{nicht} ~~nicht~~ ^{nicht} ~~nicht~~ ^{nicht} ~~nicht~~ ^{nicht}
gläub ich andrer, die gewisse ist, ob mit menschlichen Geist,

Das will wohl schon in sich, welche von ihnen weniger
die man nicht-bedenken muss. nimm von mir herzlich
die, auch von die Frage von dem, früher, ein anderes von
und kann ich auch von die Dinge nicht nicht unmöglich
sein müssen. * aber nach mich aufrichtig ich will es
das selbst bedenken in deine Beyheit unmöglich wie
in die Erde und die Erde günstigen. — nimm die
Mädchen — und so die Nicht interessanteste — ist früher
von dem Elter und müssen ich was von meinem Bräut
verfügen, nimm die Mädchen, wie ich von dem geliebten
sonnlichen Es, dem Abstand nicht, früher an meinem Bräut
wie sünderlich Bräun, und so mit Worte die mir
Wah, gab was früher. ich gelobte den Armen und so
Schmerz zu mir zu wagen, auch was auch zu
schreiben, und ich wüsste nicht was in die geliebte
Soph was liebst zu was nicht den so und
Wunder. — und so ist Wort bei den Wunder
des Pflanz zu Centenberg, da blühen und was fragen
Elter.

zu den folgenden Lebzeiten finden die ich in
vielen Jahre habt so ist — und alles was
ich haben wüsste da klarlich wüsste, den Armen
was interessant in deinem absonderung — just ich
sag ich, nach Wunderlich sonnlich meinem
Wah geliebten, geliebten, früher Figur meiner immer
zu haben, — o was haben was mit alles zu
was haben, o du Armen gut entwäre Piedal quiert
was ich den reinen Wunderlich Man ich den

Brief Chamisso's an de la Söye.

Original im Besitz der Königl. Bibliothek zu Berlin.

zum Lohne alles Hingeopferten, den Schauplatz der wildesten Wirksamkeit der Kräfte sich mir eröffnen sehe und das stürmische Gewirr des Krieges. — Geld gehet dahin auf Equipierung, das ich nicht habe; das Griechische erliegt, Euch sehe ich nicht wieder und Kossiff und Theremin nicht, und nicht mein Frankreich, wohin mich zu ziehen Gewicht an Gewicht sich hängt, und am Ende schlage ich mich nicht einmal!“ Und diese Befürchtung, nicht vor den Feind zu kommen, sollte sich leider erfüllen.

Es war kein frischer fröhlicher Krieg, in den sich Preußen damals, ohne daß es recht wußte wie, hineingetrieben fühlte. Die schon seit dem Baseler Frieden befolgte unglückselige Neutralitätspolitik hatte trotz mancher scheinbaren Augenblickserfolge das Ergebnis gehabt, daß Preußen völlig isoliert dastand, als Napoleon nach Niederwerfung Oesterreichs daran ging, zum vernichtenden Schlage gegen Preußen auszuholen. Eben war es noch bereit gewesen, der dritten Koalition gegen Frankreich beizutreten — am Sarge Friedrichs des Großen hatten die beiden Monarchen in theatralischem Duett feierliche Schwüre gewechselt —, da wurde nach der Schlacht bei Austerlitz das Steuer ganz plötzlich herumgeworfen, der Schönbrunner und bald darauf der Pariser Vertrag unterzeichnet, der Preußen zu einem Vasallenstaate Napoleons degradierte.

Die schwächliche Schaukelpolitik ließ die ins Feld gehenden Truppen ganz im unklaren, welchem Feinde sie entgegenzögen. Man glaubte, es ginge gegen die Russen. Dieser Meinung war auch Chamisso, wie das Sonett bezeugt, in dem er die neue Zeit willkommen heißt, der Deutschland im Bunde mit Napoleon entgegenreife:

„Berührt vom gottgesandten Dämon fallen
Verjährt' Formen krachend, Männer springen
Aus trägem Schläfe zürnend und es schallen
Die freien Stimmen, die aus Trümmern dringen.“

Im ziellosen Hin und Her, auf schlechten Wegen und in noch schlechterem Wetter wanden sich die Truppen durch die Mark, bis sie über Hildesheim und Göttingen in Hameln einzogen, um diese Festung, da mittlerweile das schimpfliche Bündnis erzwungen worden war, für den französischen Alliierten zu besetzen.

Die Briefe Chamisso's aus dieser Zeit haben nicht nur biographisches Interesse, sondern besitzen in hohem Grade den Wert historischer Dokumente. So, wenn er gleich anfangs aus Brandenburg schreibt: „Eine liebenswürdige Unordnung herrscht bei unserem Zuge, Brot und selbst Futter fehlen, werden erst

nach oder auch wohl gar nicht geliefert, und ich habe gemerkt, daß hohl im Leibe seiende Pferde gar nicht gern von Zeitungslesen satt werden. Ein ungeheures Gepäck schleppen wir nach unseren unbehilflich seienden Armeen und möchten wir bald nicht mehr zu schleppen haben. Meine Compagnie ist die unordentlichste unter allen, derselben Capitain d'armes ein unbeholfener Schuft. Derselben Capt. ein karger, wohl charakterisierter charakterloser Waschlappen, mein Premier-Leutnant aber ein sehr guter Soldat und Kamerad, mit dem ich bei dem ersten Marsch Kriegsbruder auf Du und Du geworden bin. Der Fähnrich ist nichts als ein in jeder Hinsicht ekliges Mutterböhnchen, der unglücklich ist und Ärger ausbrechen läßt, weil ihm Lavendelöl abgeht. Die Subalternen liegen mehrstens zusammen — im ganzen lobe ich mir unsere raschen, munteren Franzosen.“

Das Blindschleichen tempo des Marsches, das ihm Zeit läßt, seine griechischen Studien fortzusetzen — er vertieft sich in den Originaltext des Neuen Testaments und des Homer, dessen οὐδὲ τί πω σάφα ἴδμεν ὅπως ἔσται τὰς ἔργα (denn noch wissen wir nicht, wohin sich wende die Sache Gl. II, 252) er gern und häufig zitiert — gibt ihm auch Gelegenheit, das Zufalls Glück angenehmer Quartiere auszukosten. So schneit er im Silberheimschen in das Pfarrhaus zu Rautenberg und durchlebt hier im glücklichsten Familienkreise, im Kreise der Alten und dreier Töchter — nicht sehr jung, nicht sehr hübsch, gar nicht sehr gebildet, aber herzenguter lustiger Kinder — einige sonnige Tage, an die er noch später gern zurückdenkt.

Mit feinem Gefühl ahnt er die Gefährlichkeit der Situation, und mit geringer Neigung zu Barnhagenisieren gibt er seinen Ring für einen Brautring aus, „welches bei Pfarrerstöchtern von diesem Schlage doit couper court à tout“. Trotz dieser Vorsicht aber konnte er es nicht verhindern, daß eine der drei Töchter Neigung zu ihm faßte, die beim Abschiednehmen in einer Weise zum Ausdruck kam, die Chamisso wehe tat. Ein ungedruckter Brief aus dem Barnhagenschen Nachlaß (vgl. das Facsimile) schildert uns, in den Eingangsworten das Verhältnis zu Cérés streifend, ausführlich diese Episode und zeigt uns, daß Chamisso hinsichtlich des Ringes nicht geslunkert hat. „Aus ihren und mehr noch aus meinen Briefen, habe ich mir die Gewohnheit erblühen lassen, Cérés als meine verlobte Braut zu betrachten, und also kam es und auch aus einem gewissen Instinkt, daß ich den Töchtern des Pfarrers zu Rautenberg, von ihnen am ersten Tage schon befragt, den kleinern Ring, den ich am ersten Finger trage, ernst und ruhig meinen Brautring

nannte, — mir war es wohl bei den Töchtern des Pfarrers zu Rautenberg. Diese Landesmägdelein, da die erste Schüchternheit vorüber war, kamen mir mit naiver Theilnahme entgegen, beim wohlversorgten Tische und dem funkelnden Glase erschloß sich das Herz mir, und die Zunge ward gelöst; Vaterland, Liebe, Freundschaft und Sternen wurd' es zugetrunken, und ich ward beseelt und ich konnte sprechen, auch wohl von Dingen sprach ich in anderem Gespräche, die ihnen wie Stachel bedünken mußten, Poesie, Weltinn, Verständnis der Dinge, was mir klar wurde, sprach ich ruhig aus in ihrer Nähe, und die ihnen seltsam klingenden Worte verwehten doch nicht alle in den Winden, von den Freunden, der Braut, dem Sterne, den Liedern, den Deutungen der Dinge des seltenen Gastes (also hatt' ich mich genannt am ersten Tage unter einem Liede an Sie gedichtet), war acht Tage lang in einem fast Bauernhause die Stimme, und Eure Namen erfüllten es — und nun ich mußte scheiden — Adelf: es ist doch ein seltsames Ding um die Eitelkeit, wie es sich gerne mit Selbstliebe geschmeichelt zeigen will, und wie ein Triumph auszusprechen süß ist, und wir alle, alle darin nichts taugen. — Die Weiber treiben es glaube ich anders. Sie genießen es, ob mit unendlicher Lust, doch still verschlossen in sich, welche von ihnen wenigstens, die man Nicht-Rokette nennt. Einen von uns kennst Du, auf den die Dinge passend sind [Barnhagen], einen andern von uns kenne ich, auf den die Dinge wohl nicht unpassend sein möchten. Aber was mich anbetrifft, ich will es aus Selbstkasteiung in Deine Brust vergraben wie in die Erde und die Erde zuschütten. — Eine der Mägdelein — und zwar die nichtinteressanteste — ich fürchtete schon ihre Blicke und mußte ihr mehr von meiner Braut erzählen, eine der Mägdelein, wie ich von dem herzlichen freundlichen Chor den Abschied nahm, fiel an meine Brust mit unendlichen Tränen und sprach mir Worte, die mir wehe, sehr wehe taten. Ich gelobte der Armen und ihren Schwestern sie nie zu vergessen, auch wohl an sie zu schreiben, und ich mischte mich rasch in die ziehende Schar, wohl lauschten sie noch über den Baum und winkten. — Mir war es doch wohl bei den Töchtern des Pfarrers zu Rautenberg, da blühten mir noch Rosenblüten.“ Emphatisch versichert er in einem gleichzeitigen Briefe, in dem er Barnhagen und Neumann die Episode mitteilt: „Ich vergesse Euch nie, nie, die Ihr mir also Freundschaft und Theilnahme erwiesen habet, nein, bei der leuchtenden Sonne, ich vergesse Euch nie!“

In eine ähnliche Idylle läßt uns sein Aufenthalt in Erbsen sehen, einem ausgehungerten Dorfe in der Nähe Göttingens.

Als echter Romantiker vertieft sich der preußische Leutnant in die Werke des teutonici philosophi, des gottseligen hoherleuchteten Jakob Böhme. Dabei durchstreift er mit hellem Auge Sarz und Wesergebirge, erbaut sich „an dem Gebirge wie es geworfen hat seine hohe Nothwendigkeit“, ärgert sich über den berühmten Weissenstein mit seiner Ritterburg, dem chinesischen Dorfe und dem Springquell, der dreimal im Jahre springt, schreibt täglich seine zwei Briefe „wie eine wohlgenährte Henne ihre zwei Eier legt“, schlägt aus der Nase seines Hauptmanns in humoristischer Laune satirisches Kapital und läßt seinem steigenden Mißmut über die zwecklosen Kreuz- und Querzüge, bei denen er nur lerne, welcher Farbe und Tiefe der Dreck in den verschiedenen Gefilden Deutschlands sei, sowie über die Unfähigkeit der Führer die Zügel schießen. „Sähen alle Esel so aus, wie die, die uns führen, dann würden keine übrig bleiben, die man nach der Mühle mit Nutzen peitschen könnte, und es würde überall so sein wie im gebenedeiten Berliner Lande, wo die Eselsseelen maskiert gehen und nicht in schönbeehrte Eselshäute fahren.“

Dabei verbüstert sich seine Stimmung von Tag zu Tag; „Je suis triste aujourd'hui comme un bonnet de nuit, düster wie die Regenwolken, die des Weges zu ziehen scheinen, den wir morgen ziehen werden Ich höre mich selbst heut an, wie eine Geige, die 24 Stunden im Regen gehangen hat, und muß mir selbst zuschreien, daß es nicht immer also ist, daß gutbesaitet ich Klänge habe, die anders lauten.“ In dieser Kummernis sind die Briefe der Freunde für ihn der einzige Sonnenstrahl.

Wie sich während dieser Zeit die Spannung gesteigert hat, so daß ein Wort genügt, um den ganzen Menschen in Aufruhr zu bringen, zeigt sich in einem Briefe an Barmhagen vom 1. Dezember 1805: „Kein Volk, kein Vaterland, einzeln müssen wir es treiben!“ — Siehe, das hast Du mir aus dem Herzen in das Ohr geschrien, daß ich erschrak und mir die Tränen, die rollenden, von den Wangen wischte. — O das muß in allen meinen Briefen schon gesteckt haben. Noch ein anderes wunderherrliches Wort hast Du gesprochen und ein Wort, das Du nicht vergessen sollst! „Ich glaube fest an sie wie an eine Fabel“. Jung', ich möchte Dich küssen, Dich vor Freude würgen — wie an eine Fabel glauben — das ist es, was mich lange gequält hat, das hast Du so herausgesagt und vielleicht ohne es selbst zu wissen; wo zum Teufel hast Du das hergenommen, — gestohlen hast Du es mir aus dem Schatze der Dinge, die mein gehören sollten.“

Diese Worte lassen vermuten, daß sich Chamisso schon damals mit Gedanken trug, die sich einige Monate später zu „Adelberts Fabel“ verdichteten. Daß dieses Wort so tief einschlug, war nur möglich, weil es in eine schon vorhandene Beziehungsfülle hineingeriet. Und dies war in der That der Fall, wie nicht nur eine Notiz in einem späteren Briefe (28. Januar 1806), wo das Wort unter den Themen vorkommt, die er epigrammatisch verwerten will, sondern auch eine Stelle in seinem Fortunat und endlich ein ungedrucktes Albumblatt beweist, das er wahrscheinlich seinem Quartiergeber in Erbsen widmete: „Es glaube der Mann an das Heilige fest wie an eine Fabel; er erkenne, und nach seiner Erkenntnis gebäre sein Wille, der Mächtige, die erste That, die ein Keim zu unaufhaltfamer Fortentwicklung in die Strömungen der Zeit mit Vertrauen gegeben, fortwirke, bis erscheine der Tag der Erfüllung. — Es glaube nicht das Weib an das Heilige, erkenne, wolle nicht: es hervorbringe das Heilige nach innerer Notwendigkeit und sei es selber bewußtlos. Kraft heißt der Name des Mannes, des Weibes Name heißt Schönheit. — O des heiligen Ringes aus zwei zueinander strebenden getrennten Fragmenten, die Du also wärest und worin Du also bist — das sind die großen Schlüssel des Geheimnisses, an die ich glaube, fest wie an eine Fabel.“

In der Folgezeit häufen sich die Klagen und werden immer dringlicher. Die Ungewißheit, das ziellose Hin und Her, drückt ihn ganz zu Boden. Erzählt er noch Januar 1806 mit behaglicher Laune seinen Freunden das Märchen von dem Müller in Wichershausen, der seine Pferde, die er vor den Bagagewagen hatte spannen müssen, nach Herzenslust peitschte und ihnen zurief: „Ziehe, ziehe, zieh, was du kannst! wir fahren die Preußen aus 'm Land!“ — so zeigen die nächsten Briefe eine sich stetig verdüsternde Färbung und sind voll Unmuths und quälenden Mißbehagens.

Wir fühlen heraus, wenn er in die Klage ausbricht: „Meine Seele ist müde bis in den Tod, daß ich an die Gemeinheit geworfen bin, und ich bin jung genug und habe Kraft, und ich will mich regen“ oder wenn er aufstöhnt: „Ich bin wie ein unbeholfenes Kind auf dem Felde, wann die schneetragenden Winde unter dem Himmel gehen und es nicht sein Haus sehen kann, wohin es eingehen will“ — daß hierin nur Obertöne einer tieferen Unruhe und Bekümmerniß laut werden, die ihm das Innerste umdreht.

Unterdessen war der Pariser Vertrag geschlossen. Die Truppen, die auf der Straße nach Würzburg standen, bekamen

Gegenbefehl, Hannover zu besetzen. Als sich für Chamisso hierdurch die Aussicht eröffnete, in neu errichteten Regimentern zwei Jahre Rekruten zu exerzieren, war sein Entschluß gefaßt. Unwillig schäumte er auf, und er, der sich das passivste Tier von der Welt schilt und aufs peinlichste seine Lage auf dem Kriegsetat zu stehen und Abschied zu fordern empfindet, trifft endlich das erlösende Wort: „Nein, da dauere ich nicht aus, und ich ändere es gewaltsam!“

Freilich melden sich sofort, während er seinen Freunden die Zukunft ausmalt, wie er mit ihnen gemeinsam die Universität Halle beziehen wolle, die „leidigen Bauchsorgen“, und in biblischen Wendungen — er hatte sich neben der Lektüre des Romans in das Studium Luthers und der Bibel so vertieft, daß er einmal aus Erbsen schreibt: „Winterquartiere hier — und ich bin ein Schriftgelehrter worden“ — fügt er jener Stelle hinzu: „denn ich bin zu nackt, wie wann ich in die Welt gekommen bin, und der Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege.“ Er macht sich mit dem Gedanken vertraut, zusammen mit den Freunden kümmerlich sich durchzuschlagen. „Ich habe erprobt, daß Stroh ein gutes Lager ist, und daß Brot nährt, dieses macht mir keinen Kummer — aber ich habe Euch des Luxus beflissen gesehen und zuzeiten selbst der Verschwendung, und das macht mir Kummer, zumal wenn wir, wie ich denke, Dach und Fach teilten und ich mit leeren Händen in den gemeinschaftlichen Schatz schütte . . . Dieses und jegliches Opfer nehm ich von Euch an, das auch mich unserem Ziele näher rückt; denn sind wir etwa Ich und Du und Er und der Andere, nein wir sind ‚Uns‘.“ Unter diesen Plänen aber klagt er: „*Περίλυπος δέ ἐστιν ἡ ψυχὴ μου ἕως θανάτου* [tieftraurig ist meine Seele bis in den Tod, Matth. 26,38]. Die Zeit vergehet und rinnet fort und fort. Ich aber mühsamen Schlafes schlafe in banger Träumen und fühle mich gebunden und gehalten“ (26. Febr. 1806).

Da sollte ein Ereignis ihn jählings aus diesen Banden lösen. Barnhagen und Neumann wollten gegen Ostern 1806 Hamburg verlassen, um die Universität Halle zu beziehen. Chamisso hatte wiederholt und inständigst die Freunde gebeten, „den Bruder in der Wüste“ vor seiner Pilgerfahrt nach Frankreich zu besuchen.

Am zweiten Osterfeiertage, dem 7. April 1806, hatte Chamisso, wie uns Barnhagen berichtet, am Ostertor zu Hameln die Wache. Neumann und Barnhagen brachten ihre Stunden bei ihm zu, und mancherlei Gespräche fanden statt, die das künftige Studieren, Bilden, Handeln zum Gegenstande hatten. „Unter solchen

Erörterungen kam die Nacht. Die drei Freunde lustwandelten bei herrlichem Mondschein durch die einsamen Festungswerke. Da übernahm Chamisso ein mächtiges Gefühl, er fiel den Freunden um den Hals und erklärte feierlich, er wolle nun ganz ihnen gehören, ihre Studien und Geschicke teilen, den Abschied fordern und ihnen nach Halle folgen. Von diesem Augenblick rechnete er selbst die ganze nachherige Entscheidung seines Schicksals.“

Unter dem Eindruck dieser Osternacht, die nur das letzte Glied in die Stimmungskette einreichte, die wir im Vorangegangenen sich zusammenfügen sahen, kam die monatelang sich steigende Spannung zu plötzlicher Lösung: er forderte seinen Abschied.

Das Gesuch ging jedoch nicht weiter, und die Ungewißheit ließ ihn lange in zagen Zweifeln. „Es geht mir,“ klagte er seinem Freunde Barmhagen am 23. Mai 1806, „wie einem armen geplagten Teufel, der da auf der Erde sitzt mit rücklings gebogenem Haupte und weit aufgesperstem Maule — indem der Zahnbrecher hinter ihm den Zahn gefaßt hat und — und — noch nicht auszieht.“ Trohdem spürte er die beruhigende, spannungslösende Wirkung des endlich gefaßten Entschlusses, der ihn aus peinvoller Halbheit und lähmender Zwiespältigkeit gerissen. „Ja, ich war noch gequält, wie Ihr mich verließet, nunmehr müssen wohl alle Federn gesprungen sein, ich bin so gleichgültig worden wie ein Weiser oder ein Tor.“

Nach vier Monaten erfolgte der königliche Bescheid, daß die Berücksichtigung des Gesuches erst nach allgemeiner Demobilisierung in Aussicht genommen werden könne, und damit lag die Entscheidung über die Gestaltung seiner Zukunft wieder bis auf weiteres im Ungewissen.

In „Adelberts Fabel“ hat die Stimmung dieser „schicksaligen“ Zeit ihren poetischen Niederschlag gefunden. Er schickte die kleine Erzählung am 25. April seinen Freunden von der Hauptwache zu Hameln mit der Bemerkung, daß er seit acht Tagen an ihr sich dumm gedacht und die Wachtnacht von 10 Uhr des Abends bis 6 Uhr des Morgens blind geschrieben habe.

Die Bedeutung dieser kurzen Prosaerzählung, deren Gedankengerippe trotz geringer Kunst der Schilderung zu bloß liegt, um eine reine künstlerische Wirkung auszulösen, besteht darin, daß sie ein aus persönlichster Erfahrung geschöpftes Seelenbild bietet, das den Hauptwendepunkt seines inneren Lebens deutlich festlegt und uns einen Blick in den tiefsten Kern seines Wesens gewährt.

Wir werden zuerst in eine nordische Polarlandschaft versetzt. Mauern von Eis türmen sich auf und drängen sich immer enger an den in träumerischem Halbschlaf befangenen, von seiner Weltwanderschaft ausruhenden Adelbert, der hin und wieder aufwacht, um mit schlaftrunkenen Augen die Gegend zu betrachten, und dann in der Hoffnung sich wieder hinlegt, daß bald Tauwetter eintrete.

Es ist leicht ersichtlich und schon früh bemerkt worden, daß Chamisso in diesem Anfange seine Berliner Zeit, das Vegetieren in drückenden Verhältnissen, ohne einen festen Entschluß fassen zu können, gezeichnet hat. Die Einkleidung ergab sich von selbst, indem er die Unbilden des eben überstandenen Winters, über die er unaufhörlich zu klagen hatte, hyperbolisch steigert.

Wir können es deutlich beobachten, wie sich diese Steigerung einstellt. Am 18. Januar 1806 schreibt er, bitter scheltend über die zwecklose Herumtreiberei im tiefsten Note, an Barnhagen: „Wahrlich, wahrlich, wäre mir solches auf Grönlands Küsten geschehen, es würde mir zu hohem Ruhme gereichen, denn ich könnte es erzählen und sagen: Ja, teure Freunde, solches ist mir auf Grönlands Küste geschehen, und es ist ein gar von Gott verfluchtes Land — wenn das Tal einer Drecksrümpfe ähnlich sieht, weiß man dort, vor dem vielen Schnee, nicht Himmel und Erde zu unterscheiden, der Wind pfeift, man siehet nichts, fühlt unten und oben gleichen Widerstand usw.“

Und wie hier, so schimmert deutlich auch im folgenden das persönliche Erlebnis durch, wenn er schildert, wie der Träumer, der sich vorgenommen, die Notwendigkeit männlich zu ertragen und nicht gegen das Verhängte zu murren, seine einzige Freude daran findet, zu den Sternen am leuchtenden Nachthimmel emporzuschauen und am Polarstern die Abwandlung der Zeiten zu beobachten; wenn er des weiteren erzählt, daß eines Mittags eine wunderfame Erscheinung sich ihm gezeigt habe, eine hohe weibliche Gestalt, die mit ernstem Blicke sich nahte, eine Locke von seinem Haare schnitt und alsdann eine Locke von ihrem eigenen Haar, die sie durch einen vom Finger gestreiften Ring zog.

Bis in die kleinsten Züge hat er hier, wie aus jenem oben zitierten Briefe erhellt, sein Erlebnis mit Cérés ausgemünzt. Selbst ihr hartnäckiges Schweigen klingt an, wenn er die Schilderung dieser Erscheinung beschließt: „. . . Ihr ward ein Schweigenschleier übergeworfen, und sie hüllte sich in den Schleier.“ Und so verschwindet sie rasch den Augen Adelberts,

der sie vergeblich zurückruft und Tag und Nacht ihr Bild nicht wieder vergessen kann. „Sein Herz war zu ihr entbrannt in Liebe, und er fühlte, sie sei ihm und seinem Schicksale alles.“ Immer wieder betrachtet er, während Monde dahingehen, in dämmernder Tatenlosigkeit beim Schimmer des Polarsterns den Ring mit den eingegrabenen Zeichen. — Einmal aber fährt es wie ein Blitzstrahl durch seine Seele, er entziffert die Zeichen und findet das mächtige Wort: *Θλευ*, Wollen.

Wir erinnern uns, welche Rolle in Chamisso's Leben der Ring spielte, den er von Cérés erhalten. Sein Anblick hielt die Empfindung wach, die er bei ihrer Abreise in die schon oben zitierten Worte faßte: „Nun brannte meine Seele nach Frankreich hin, wie nach der Sonne stets, der Leuchterin, der Mond.“

Hauptsächlich diese Sehnsucht und drängende Unruhe nach Frankreich hin hatte ja seine tiefe Unzufriedenheit bis zum Überlaufen gesteigert und ihn an jenem bedeutungsvollen Ostagete dazu gebracht, nicht mehr die Dinge so gehen zu lassen, wie sie eben gingen, sondern sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Seine Liebe zu Cérés, symbolisiert in dem Ringe, schenkt ihm, dem „passivsten Tiere von der Welt“, das *Θλευ* die Kraft des Entschlusses, durch den sein Schicksal in andere Bahnen gelenkt wird.

Und dieser Entschluß wirkt mit der Kraft eines Wunders. Die Eismauern brechen zusammen, mit seinem Wanderstabe schlägt er gegen die Wand des eisigen Burgverliefes, und mit Donnerkrachen zerfellt es in Splitter und Trümmer. Er steckt den Ring an den Finger, „überblickte nur einmal noch die Merkmale seiner langen Schmach, und weinte nicht, und lachte auch nicht auf; sondern er war ruhig ernst, bereit, Liebe im Busen, Kraft in den Gliedern, die vorgehabte Wanderung anzutreten.“

Als aber die Sonne gen Mittag steigt, schmelzen die Eismassen. Bald umgurgeln ihn wilde Wassermassen und wollen ihn in ihren Schlund hinabreißen. Aber die Liebe ist stärker denn alle Gewalten, und als ihm ein Windstoß die geheimnisvolle Locke entführt, stürzt er sich behend in die Fluten.

Und das Tosen verhallt, die Wasser glätten sich, und das Bild des geheimnisvollen Weibes lockt ihn, geflügelten Fußes vor ihm hinschwebend, zu eifriger Verfolgung. Über Meere und Länder, nach allen Himmelsrichtungen führt ihn seine Sehnsucht, bis er durch die Gestalt in ein graufiges Bergtal gelockt wird, dessen überhängende Felsenwände, sich enger und enger zusammenschiebend, von dem Getöse der Brandung widerhallen. Durch eine enge Pforte gelangt er auf einem Gange, der sich in .

unendliche Tiefen hinabzusinken scheint, in einen großen, sich hoch aufwölbenden Saal, in dem er unzählige Webstühle findet. An jedem arbeiten im Gegenkampf zwei Gestalten, die eine mit einem Karfunkel, die andere mit einer eisernen Krone auf dem Haupte. In den beiden Gestalten, die ihm am nächsten stehen, erkennt er die beiden Schicksalsgenien seines Lebens, und zwar jenes geheimnisvolle Weib als den Karfunkel seiner inneren Selbstmacht, die ankämpft gegen den finsternen Widerstreit der äußeren Weltmächte. Inmitten des Raumes aber sieht er einen Alten in hehrer Majestät sitzen, auf der Stirn trägt er seinen Namen: *ΑΝΑΓΚΗ*, Nothwendigkeit. Nach den Akkorden, die er seiner Harfe entlockt, ordnen sich die Sterne seines Gewandes, das gesamte Weltall und die Bewegungen der webenden Gestalten. Als er jetzt den Ring vom Finger streift, entziffert er das zweite Wort: *ΣΥΝΘΕΛΕΙΝ*, Mitwollen.

Es ist zur tieferen Ausschöpfung des Märchens vermutet worden, daß sich hier platonische Vorstellungen geltend machen, in die Chamisso durch seinen Freund Neander eingeführt worden sei, der, als Barmhagen und Neumann kurz vor seinem Übertritt zum Christentum ihn kennen lernten, als siebzehnjähriger Jüngling völlig in platonisierenden Vorstellungen eingekapselt war. Chamisso, der brieflich mit ihm in Verkehr trat, fand Neanders Briefe herrlich und göttlich: „Platon ist sein Idol und sein immerwährendes Feldgeschrei; er sitzt Tag und Nacht über ihm und es mag wenige geben, die ihn so ganz und so in aller Heiligkeit in sich aufnehmen.“

Es ist auffällig, daß Neanders Briefe Chamisso so ergriffen haben. In ihrer nebelnden, schwärmerischen Verstiegtheit und ihrer bohrenden rabulistischen Gefühls- und Begriffstüftelei hätten sie eher einen abstoßenden Eindruck hervorrufen müssen. Denn alle Spekulation war ihm zuwider. Fühlte er sich doch aus dem Schiffbruch seiner philosophischen Studien nur durch eine glücklich ihm in den Weg kommende Planke gerettet, „la morale, que j'ai trouvée écrite en traits ineffaçables au fond de mon cœur“ (Mai 1801 an Hippolyt). Die entgegengesetzte Wirkung dieser Briefe ist nur so zu erklären, daß sich die Vorstellungen, in denen sich Neander, hauptsächlich platonische und Fichtische Gedanken zusammenflechtend, damals bewegte, mannigfach mit denen Chamisso's berührten, die ihrerseits aber aus ganz anderen Quellen herfloßen.

Man hat frühzeitig die Ähnlichkeit bemerkt, die in manchen Punkten zwischen den Lehren der Stoa und denen des Christentums herrscht. Wenn Chamisso in dem eben angeführten Briefe

seinem Bruder gesteht: J'ai repris de bonne foi, mais avec modestie, le joug de la religion de mes pères. Je n'ai plus la foi, qui ébranle des montagnes, mais ma foi sera d'autant plus difficile à détruire, qu'elle n'es plus aveugle et fondée sur des principes. Je regrette cependant l'ignorance, que j'ai perdue, et la foi fervente et aveugle, que je respecterai toujours comme un trésor dans les autres. Voilà, mon ami, ma confession de foi sincère; elle ressemble peut-être assez à celle du vicaire (in J. J. Rousseau's Emile I. IV.) — so haben wir hiermit, obwohl er gleich darauf sagt, daß die Lektüre der Rousseauschen Schriften ihn enttäuscht habe, einen Fingerzeig dafür, unter welchem Einflusse seine von Haus aus tief eingewurzelte christliche Weltanschauung sich umgebildet hatte. Rousseausche Gedanken finden wir bei Chamisso nicht nur, wenn er dem Freunde de la Foie seine Erfahrungen über Kindererziehung ans Herz legt: sein ganzes Leben ist vielmehr in Stimmung und Haltung geradezu mit Rousseauschem Geiste durchtränkt.

Von Anfang an beobachteten wir bei ihm eine Neigung zur Idylle, zu einem stillen, dunkeln Lebenslose, fern von den Menschen und ihren leeren Gesellschaftsformen, eine Neigung, die sich hin und wieder zu dem Wunsche steigert, in einem stillen Tale das Leben eines Eremiten zu führen. Am Schluß des „Schlemihl“ sollte er sie dichterisch verwerten.

Und diese Stimmungen setzen sich tiefer fest und bekommen begriffliche Schärfe, als er der stoischen Philosophie nähertrat, die in ihrem Rufe nach einer naturgemäßen Gestaltung des Lebens mannigfache Beziehungen zu dem Rousseauschen Evangelium aufweist.

Gerade in jener Zeit, als er sein Märchen niederschrieb, suchte er mit Hilfe einer Übersetzung in das Verständnis des Stoikers Epiktet einzudringen. Den Titel des bekannten Werkes Epiktets „Encheiridion“ benutzte er gleich für jene schon berührte Sammlung von Epigrammen, die in den von Barnhagen und Neumann herausgegebenen „Erzählungen und Spielen“ erscheinen sollten, von der Zensur aber beanstandet wurden.

Und dieses Büchlein, das in schlichter Anspruchslosigkeit den Stempel des Erlebten an der Stirne trägt und den feinsten Extrakt der antiken Ethik enthält, die in dem mächtigen Lehrgebäude der Stoa ihren geschlossensten Ausdruck gefunden hat, muß auf Chamisso tief eingewirkt haben, weil die Kernsätze ihm schon lange mehr oder minder bereits in Fleisch und Blut übergegangen waren. Der großartige Pantheismus der Stoa, der die harmonische, nach unwandelbaren Gesetzen lebende und webende

Einheit des Alls in begeisterter Ergriffenheit feiert und an den einzelnen Menschen, der als winziges Glied in die Riesenkette eingelassen, die ethische Forderung richtet, unter Preisgabe alles Begehrens sich im Einklange mit dem Ganzen zu wissen und das unabänderliche Walten des Schicksals mit Ergebung zu tragen, verschmolz sich ihm mit ähnlichen christlichen Vorstellungen sowie Gedankengängen Fichtes, dessen Werthschätzung ein begeistertes Studium seiner Schriften stetig steigerte.

Daß Chamisso sich dieses Einströmens stoischer Elemente bewußt war, geht aus einem ungedruckten Briefe an de la Foche deutlich hervor, in dem er von seinem Stoicismus redet, der ihm Ruhe der Seele und Ertötung alles Begehrens eingetragen habe, und zum Schluß die griechischen Zitate Matthäus 26, 42 (Dein Wille geschehe) und Epiktet Encheiridion 8 enthält: „Verlange nicht, daß die Ereignisse sich so ereignen, wie du willst, sondern sei es zufrieden, daß sie sich so ereignen, wie sie sich ereignen, und du wirst in innerer Ruhe leben.“ Überdies findet sich in einem andern Werke Epiktets, den von seinem Schüler Arrian aufgezeichneten, leider stark verwässerten Dissertationen, einer Sammlung von Unterhaltungen Epiktets mit seinen Schülern, eine Stelle, die genau mit dem Kernpunkt der Fabel, auch dem Wortlaute nach, übereinstimmt: „Immer ziehe ich das vor, was geschieht. Denn was Gott will, achte ich mehr, als was ich will. Als ein Diener und Begleiter schließe ich mich ihm an, verlange mit ihm, sehne mich mit ihm, kurz, will mit ihm.“ (*ἀλλ' αἰεὶ μᾶλλον ἐκείνο θέλω, τὸ γινόμενον. κρείττον γὰρ ἠγοῦμαι ὃ ὁ Θεὸς θέλει, ἢ ἐγώ. προσκείμεθα διάκονος καὶ ἀκόλουθος ἐκείνῳ, συνορῶ, συνορέγομαι, ἀπλῶς συνθέλω.* Dissertat. Lib. IV. Cap. 7. Schweigshäuser 1798).

An diesem Punkte, der Frage nach dem Verhältnis des Einzelwillens zum All oder zur Gottheit, treffen sich Chamisso und Neander, der von Plato kommend, in gleicher Weise Determinismus und Indeterminismus miteinander zu verbinden sucht. In einem seiner Briefe an Chamisso findet sich die Stelle: „Der wahrhaft religiöse Mensch . . . will nur einstimmen in die Saiten der Ananke, nicht sie umstimmen. Und so ist die wahre Freiheit ein Ausfluß der Notwendigkeit und mit ihr absolut eins, und Platons Spruch, der Freiheit verkündende, läßt mit dem absoluten Fanatismus sich paaren“ (April 1806).

Gerade um dieses Problem hatten Chamisso's Gedanken schon frühzeitig gekreist, wie aus jenem schon zitierten, seine philosophischen Studien beleuchtenden Brief an seinen Bruder erhellt, der ihn vor der Lektüre schlechter Bücher gewarnt hatte. Auf

Rousseau's Vicaire Savoyard hinweisend, stellt hier Chamisso die Frage: Juge d'après cela, si le fatalisme ou plutôt la détermination (dans la fameuse question du libre arbitre), suivant lequel nous ne sommes que la pierre, qui roule de la montagne avec le sentiment de la liberté et la croyance en obéissant au loi de la pesanteur qu'elle obéit à sa propre volonté — juge dis-je, si ce système odieux en morale et qui détruit toutes imputations, est peut-être dangereux pour moi?“ Hiernach ist es verständlich, daß Chamisso so tief von Neanders Briefen getroffen wurde: sie berührten verwandte Saiten in seinem Innern, und er freute sich über den Einklang ihrer Seelen.

Worin der Grund für die auffällige Tatsache zu suchen ist, daß in diesem französischen Grafensohne, preussischen Leutnant und Doktor der Philosophie eine stoische Lebensstimmung Platz greifen konnte, die ihn in mannigfacher Hinsicht zu einem wunderlichen Eigenbrödlar machte, der von den Segnungen der modernen Kultur und der sogenannten guten Gesellschaft mit einem Anflug von antikem Aynismus wenig wissen wollte, wird sofort deutlich, wenn wir an die Lebensschicksale Chamisso's denken. Er selbst war sich völlig klar darüber, daß sein Charakter sich geformt und, wie wir hinzufügen können, gestählt habe unter dem Eindruck der Erfahrungen, mit denen der Ausbruch der Revolution ihn überschüttete. Der plötzliche Umschwung aller Lebensverhältnisse muß das empfängliche Kindergemüt an der Wurzel erschüttert und für die spätere Aufnahme der tröstlichen, resignationsfreundigen Lehre der Stoa den Boden aufgelockert haben. Wie tröstlich müssen ihm Sätze geklungen haben, wie folgende: „Sage nie, ich hab's verloren, sondern ich hab's zurückgegeben,“ oder: „Deine Aufgabe ist es, die erhaltene Rolle gut durchzuführen; die Rolle auszuwählen kommt einem andern zu.“ (Ench. 11, 17.) Zur Richtschnur nicht nur seines Denkens, sondern seiner ganzen Lebenshaltung jedoch wurden ihm Ansichten, wie sie etwa Epiktet ausspricht im folgenden: „Du mußt nicht scheinen wollen, etwas Rechtes zu verstehen (Ench. 13). Du mußt ein Mensch aus einem Gusse sein, entweder ein guter oder ein schlechter. Entweder mußt du dein Inneres ausbilden oder deine Eigenschaften für das äußere Leben! Du mußt entweder deiner Seele leben oder der Welt“ (Ench. 29), wo einem sofort die Schlußsätze des „Schlemihl“ einfallen.

Im Zusammenhange mit dieser stoischen Grundlage seines Wesens steht nicht nur seine sich stetig steigende Abneigung gegen die spekulative Philosophie, auf die schon mehrmals hingewiesen wurde, seine Nachlässigkeit in Kleidung und Haltung, seine

später in den Gedichten sich spiegelnde Sympathie für ungebrochene Naturen, reine Verhältnisse und einfache Kulturzustände, die ihn mit allem Nachdruck gegen die Bezeichnung „Wilbe“ protestieren läßt, sondern vor allem sein felsenfester resignationsfreudiger Optimismus, der seiner späteren Prosa — und zwar nicht ihres formellen Gepräges wegen, sondern kraft ihrer frischen, ungeschminkten Einfachheit und abgeklärten Ruhe — eine Goethische Wirkung verleiht und in seinem besten Gedichte, „Schloß Boncourt“, in schlackenloser Reinheit sich kristallisiert hat.

Damals freilich, als er sich in seiner Fabel die drückende Last eines widrigen Schicksals von der Seele schüttelte, fühlte er selbst, daß er noch keine ruhige Prosa schreiben könne. „Das Ding wird verzerrt genug dastehen. Dem sei, wie ihm wolle, ich lege einiges Gewicht auf dies Gedicht. Aber das Ei ist gar zu frisch gelegt, und ich muß mir aus Erfahrung alles Urtheil darüber absprechen.“ Besonders bittet er, und wir wissen aus welchem Grunde, um das Urtheil Neanders, „der, bin ich nicht ganz verkehrt, manches uns Gemeinschaftliche darin wiederfinden soll“.

Das Urtheil der Freunde fiel günstig aus. Barnhagen und Neumann nahmen es in ihre „Erzählungen und Spiele“ auf, und Chamisso fühlte sich durch den Erfolg bewogen, sofort ein neues Märchen in den Rahmen zu spannen.

Wohl im Hinblick auf die Gestaltung der Fabel, deren Ansätze, wie sich zeigte, schon monatelang vorher sich zusammenfinden, hatte sich Chamisso damals in eine ausgebreitete Märchenlektüre eingesponnen. Neben den Märchen von „Tausend und einer Nacht“, die ihm das Urtheil entlocken: „Märchen, und selbst die abgeschmacktesten, sind doch das Vernünftigste, was man lesen kann“, lernt er, täglich einen Band lesend, moderne Märchen in der zwölfbändigen von F. J. Bertuch 1790—1800 veröffentlichten „Blauen Bibliothek“ kennen. Ebenso werden ihm später auch die „Märchen der Deutschen“ von Musäus bekannt, und Goethes Märchen sowie Novalis' Osterdingen, dessen Dichtungen er schon 1805 seinem Freunde de la Foye zur Lektüre mit den Worten empfiehlt: „Seine Dichtungen sind Afforde der Volksharfe, seine Rede lauterer Liebesfeuer“, treten in seinen Gesichtskreis. Das Goethische Märchen nennt er „ein gar wunderbares großes Ding — es löst sich aber nur für mich in vielfachen beweglichen Abndungen auf, und ich zweifle auch, daß man es, mit Zirkel und Winkelmaß, in Prosa flachgedrückt konstruieren könne oder nur in Menschensprache die Figuren nennen“. Bei Novalis

dagegen, dessen Märchen im Ofterdingen von Goethe beeinflusst sei, hält er eine ausschöpfende Interpretation für möglich.

Die Einwirkung dieser beiden Vorbilder, besonders des letztgenannten, auf Adelberts Fabel ist nicht zu verkennen. An Heinrichs Traum von der blauen Blume, um nur einen Punkt herauszugreifen, erinnert vieles in der Schilderung der Sehnsuchtswanderung Adelberts nach dem rätselhaften Weibe, von dem er fühlte, sie sei ihm und seinem Schicksale alles.

Hinsichtlich des ebenfalls auf dieser Bahn sich bewegenden „Märchens von dem lieben Gänselein“, dessen flüchtiges Konzept sich erhalten hat, schrieb er schon im August 1806: „Mein Märchen wird auch nicht gedeihen, ich will nicht verderben, was einmal gut werden kann, es drängt sich zu viel, und ich bin schlecht bei Tinte“, und so blieb die Dichtung unvollendet liegen. Denn „die Not bricht Eisen, bricht aber nicht Märchen vom dürren Holz“. Sein Interesse war erloschen, weil ein anderer Plan sich in den Vordergrund drängte, der seine ganze Seele erfüllte: die Dramatisierung eines alten Volksbüchleins, des Fortunatus.

Damals liebte er es, bald hierhin bald dorthin aus Hameln hinwegzureiten, „um von den Tambours wegzukommen zu den Nachtigallen, und zu atmen“, und besuchte im Juli den ehrenfesten alten Degen, den Kernmenschen Fouqué, der sich im nahen Badeort Nenndorf aufhielt. Fouqué stand zu jener Zeit noch frisch im Holze, war damals noch nicht der Don Quixote de la „Marka“, der auf seiner lichtbraunen Rosinante, welcher er die Scheuklappen zu eigenem Gebrauch abgenommen hatte, mit den Rittern der Vorzeit tjosierte und buhurdierte. Er hatte schon vier Bände Dichtungen veröffentlicht und rüstete sich, mit großer Leichtigkeit produzierend und überfließend in allerlei Zukunftsplänen, zu neuen Unternehmungen. In stundenlangen, anregungsprühenden Gesprächen, in denen sich damals die beiden ihr innerstes Wesen offenbarten und einen innigen Freundschaftsbund schlossen, der, von kleinen Schwankungen abgesehen, bis an ihr Lebensende währte, war Chamisso mit ganzer Seele dafür gewonnen, sich an ein größeres Ganzes heranzuwagen.

Da Fouqué sich grade damals eingehend mit den deutschen Volksbüchern und Volkssagen beschäftigte — schon 1805 hatte er, dem Tieck'schen „Ottavian“ nacheifernd, Jörg Widrams „Ritter Galmy“ dramatisiert und zu seiner 1810 zum Abschluß gebrachten Trilogie „Der Held des Nordens“ mit der Dramatisierung der nordischen Sigurdsage den Anfang gemacht — lag es nahe, daß nicht nur Chamisso ebenfalls aus diesem Stoffgebiet schöpfte, sondern auch tiefer, als es bisher geschehen war, in romantische Doktrinen

hineingezogen wurde. In Gesprächen über die Technik des romantischen Dramas geht ihnen die Idee eines Dramas auf, das vielleicht höchsten, wie sie wähen, in dem die höchst tragischen Figuren das höchste Komische gebären und wiederum die für sich höchst komischen das gräßlichste Tragische. Von Shakespeare und den deutschen Puppenspielen rühmen sie, daß sie in ihnen oft Strahlen dieses Ideals gefunden hätten. Nach einigem Schwanken — Fouqué wollte ihm aus seiner gefüllten Vorratsstruhe „Schön-Rosamund“ überlassen, die tragische Liebesgeschichte Heinrichs II. von England und Rosamundens von Woodstock, einen Stoff, den Körner später in ein blaßes Jambendrama goß — meldet er am 23. August den Freunden seine Wahl: „Kauft Euch denn den Fortunatum, das alte Volksbuch, und leset es vorläufig — dann, so es Gott gibt, reden wir weiter und erhaltet Ihr auch Fragmente.“

Das Volksbuch, das zuerst 1509 zu Augsburg im Druck erschien, zerfällt bekanntlich in zwei Teile, in die Geschichte Fortunats und die seiner Söhne, die Andolosia-Fabel. Das geistvolle, farbenbunte Büchlein hat viele Bearbeiter angelockt. Während Hans Sachs, Uhland, Tieck beide Teile zu bewältigen suchten, Th. Decker und nach ihm die englischen Komödianten durch Verwebung beider Teile eine größere Einheit erstrebten, entschied sich Chamisso für die Teilung des Stoffes und behandelte nur die Andolosia-Fabel, in der Exposition mit erzählenden Rückblicken auf den ersten Teil.

Daß Chamisso nicht nur durch den an überraschenden Wechselfällen reichen Stoff, der dazu gemacht scheint, seine Theorie vom Umschlage des Komischen ins Tragische in die Tat umzusetzen, sondern auch durch den im Volksbuche selbst ausgesprochenen Gedanken sich angezogen fühlte, dies sei alles so gekommen, weil Fortunat nicht Weisheit, sondern Reichtum gewählt habe, erhellt deutlich aus dem oben aufgewiesenen Gedankenkreise, der später im „Schlemihl“ noch offener zutage treten wird. Der Ausgang des Stückes war mit einer tragischen Katastrophe bedacht. Agrippina und das ganze Chyrische Königshaus sollte in den Untergang Andolosias mit hineingezogen werden.

Der mit frischer Begeisterung angegriffenen Arbeit kam es zugute, daß Chamisso Mitte August von einem Fußleiden befallen wurde, das „trotz aller löblichen Bemühungen zweier Ärzte“ bis Anfang Oktober dauerte und ihn zu seiner Freude nötigte, das Zimmer zu hüten. Am 22. August bricht er rasch entschlossen mit dem ersten Dialoge den Stoff an, ohne sich über den Gesamtanfbau schon im klaren zu sein. Am folgenden

Tage schreibt er den Freunden: „Bis zum Grundstein habe ich aber noch nicht gebaut, — o wäre ich soweit nur. Wenn der da ist, so trägt er bald das Gebäude.“

Die Arbeit, von dem Wunsche beflügelt, etwas Außerordentliches zu leisten, das als Probierstein seines Dichterberufes gelten könne, schritt rüstig vorwärts. Am 7. September sind bereits 700—800 Verse fertig, am 22. September 1111, und einen Monat später ist es bis zu 1758 Versen gediehen. Und zwar arbeitet er nicht „wie im Feld, sondern hie und da wie im Garten“. Selbst als die Schwierigkeiten sich häufen, bleibt er getrosten Mutes. „Fällt auch die Probe, was ich ahnden kann, sehr demütigend aus, so gräme ich mich darum nicht zu Tod; muß ich auf den köstlichen Besitz der schöpferischen Kraft Verzicht tun, bleibt mir doch, die nichts mir rauben kann, die empfangende, und also nenne ich mich fortan noch einen Dichter. Lust und Schmerz der Bemühungen selbst haben sich selber reich belohnt. . . Ein dickes Buch wird es wahrlich, oder nichts.“ Einige Wochen später läßt er uns, der kurz vorher über sich scherzt, er sei gleich einem Ai anzusehen, wenn er die Feder führen solle, gelegentlich der ersten Fortunatsendung an die Freunde in seine mühsam vordringende Arbeitsweise hineinblicken: „Anhaltend, angestrengt, aber langsam, langsam schreibe ich nieder. Die Verse und den Reim bekämpf' ich mit unendlicher Mühsamkeit. . . . Ich habe für mehr als ein Jahr ruhiger Arbeit daran.“

In freudigem Wettstreit mit der bunten Formfülle des „*Ottavian*“ machte er sich die Arbeit nicht leicht. Wir finden neben Blankversen, Alexandrinern, Trimetern, Anapästern, viersüßigen Trochäen und Prosapartien in reichem Wechsel Terzinen, zwei Sonette, Allsonanzen, vier Gedichte in sehr künstlichem Strophen-gefücht, acht Dezimen und einundzwanzig Stanzas. Trotzdem aber hat er kein rechtes Zutrauen zu der Leistung. Er bittet die Freunde um ihr Urteil: „Es rede für sich selber; ist es stumm, so muß es auch gewiß taub geboren sein, und alles Bemühen, hineinreden zu wollen, lohnte schlecht.“ Und ähnlich wie gleich am Anfange der Arbeit, wo er schreibt: „Hat die Hündin ihre Zungen geworfen, so sind die blind, sie aber kann sie gut sehen und erkennen; wir aber, ich wenigstens, bin, habe ich jüngst geboren, ganz blind gegen meine Frucht und weiß nicht, ob es lebt oder tot ist, ob es zum Geschlechte der Affen gehöret oder der Götter“ — äußert er sich auch jetzt: „Ich bin über das, was ich geschrieben habe, so blind, als stünde es japanisch vor mir auf-gezeichnet und ich müßte es beurteilen.“

Nicht lange, und äußere Hindernisse bringen die Arbeit zum Stocken. Anfang Oktober gehen die schönen „Tage der Einfügigkeit“ zu Ende, am 22. Oktober werden noch etwa zehn Verse geschrieben, die Ruhr sucht ihn heim, die behagliche Ruhe seines Quartiers wird durch einen lästigen Gast gestört, und schließlich reißen ihn Ereignisse in ihren Strudel, die den ganzen Menschen in Anspruch nehmen.

Die Arbeit blieb unvollendet liegen. Wenn er sie in den nächsten Jahren auch nicht aus den Augen verlor, so schreibt er doch schon im Oktober 1808 an Fouqué, der als rechter Pate an dem Gedeihen des Werkes reges Interesse nahm und ihn aufforderte, das wackere, kräftige Lied vom Fortunatus weiter zu singen: „Mein armer Fortunat liegt da versiegelt auf meinem Tische, dem Eigentum gleich eines Verstorbenen — und ich blicke zu ihm mit Wehmut.“ Als Tiedt dann 1817 im dritten Bande des Phantasus den Stoff in einem fünfaktigen Märchen behandelte, hat Chamisso den Gedanken an Vollendung des Werkes endgültig aufgegeben. 1815 wurde der „Wechselgesang, bei der Abfahrt zu singen“, der zum Teil unter dem Titel „Der Schatz“ in seine Gedichtsammlung einging, 1818 in einem Almanach „Die Razennatur“ veröffentlicht, mit welchem Liede Agrippina ihren Freier einwiegt in „die verderbliche Ruhe am schicksaligen Tage“.

In seine Werke hat Chamisso den Fortunat, dessen sauberes eigenhändiges Manuskript sich unter seinen Papieren gefunden hat, nicht aufgenommen. Erst in jüngster Zeit ist er ans Licht gezogen worden.

Bei einer Gesamtbeurteilung des Fragments darf man nicht vergessen, daß wir es mit einem Rohbau zu tun haben, der in günstiger Stunde vielleicht ein ganz anderes Aussehen erhalten hätte. Vieles macht nur den Eindruck einer flüchtigen Skizze, manches Motiv ist nur angedeutet, um es für spätere Ausbeutung festzuhalten, Unsicherheit und rohe Striche in der Charakteristik machen sich überall bemerkbar. Trotzdem hat das Fragment seines frischen Tons und mancher gelungenen Einzelheiten wegen nicht nur biographisches Interesse, wie wohl gesagt worden ist, und Umland, der in Paris 1810 mit dem Fortunat bekannt wurde und vielleicht hierdurch auch zu seiner späteren epischen Behandlung des Stoffes, die ebenfalls Fragment blieb, angeregt wurde, traf, ohne daß wir allzuviel abstreichen müßten, das Rechte mit den Worten, in denen er 1810 Chamisso zum Mitarbeiter für den Musenalmanach seines Freundes Kerner gewinnen wollte: „Wie sehr würde es mich freuen, wenn ich ihn

[Kerner] durch Beiträge von Ihnen überraschen könnte, was Sie gerade haben, etwa Einiges aus Ihrem trefflichen Fortunat, denn aus dem Eindrucke, der mir geblieben, weiß ich, daß schon die Fragmente dieses Gedichtes sich lebendig genug aussprechen.“

Daß die Arbeit Fragment geblieben ist, erklärt sich einerseits aus der episch=lyrischen Natur Chamisso's, dem eine gewitterhafte Spannung, wie sie für den Dramatiker unbedingt erforderlich ist, versagt war, und zum andern aus der Schwierigkeit, die dämonische Gestalt der Agrippina „lebzig“ zu machen. Hieran änderte sich auch nichts, als er 1807 in Frankreich, daheim im Kreidelande der Champagne, in einer jungen, nicht eben schönen, aber durch zahllose Siege berühmten Kokette, die auch ihn sofort an ihren Siegeswagen zu spannen suchte, ein Modell für seine Agrippina fand: „Halten wirst Du mich mindestens nicht, aber mir geben Dein Bild für meine Agrippina, — Sirene meines Kreidenmeeres.“

Bevor er aber diese langgeplante Wallfahrt in die Heimat antreten konnte, warteten seiner noch harte Schicksalsschläge.

Die politische Lage war durch den Pariser Allianzvertrag nur verschleiert, nicht geändert worden. Die Spannung zwischen Preußen und Frankreich bestand fort. Napoleon glaubte auf ein Land, das sich so demütig seinem Willen fügte, fortan keine Rücksicht mehr nehmen zu müssen. Hatte er als ein rechtes Danaergeschenk soeben Hannover an Preußen gegeben und die Bildung eines norddeutschen Kaisertums gebilligt, so trug er jetzt kein Bedenken, den Ehrgeiz der sächsisch=thüringischen Staaten, denen er ein Königtum unter kursächsischer Hoheit vorspiegelte, gegen Preußen aufzustacheln und mit England wegen der Rückgabe Hannovers zu unterhandeln. Als dies durch den russischen Gesandten in Berlin bekannt wurde, sahen selbst die hartgesottensten Neutralitätsvirtuoson am preußischen Hofe ein, daß es nun kein Zurück mehr gäbe, da die Existenz Preußens auf dem Spiele stand.

Auf die Kriegserklärung Napoleons folgte am 7. Oktober ein Dekret von Bamberg aus, wonach jeder Franzose, der in den Reihen des Feindes stünde, im Falle der Gefangennehmung vor ein Kriegsgericht gestellt und binnen vierundzwanzig Stunden erschossen werden sollte. Als Chamisso, der einem Kriege mit Frankreich in banger Seelenqual entgegen sah, wahrscheinlich erst Ende Oktober hiervon Kenntnis erhielt, forderte er, um seine Verwandten und Freunde zu beruhigen, die seinetwegen in großer Besorgnis waren, bei seinem Regimentschef, dem Prinzen von Oranien, noch einmal seinen Abschied. Er wurde

wiederum verweigert, und zwar mit dem Hinweise, daß derselbe seinerzeit vom Könige nicht genehmigt worden sei; Gefahr für seine Verwandten in Frankreich läge nicht vor, da man dorten einsehen müsse, daß er etwas Unmögliches möglich zu machen nicht imstande gewesen sei.

Obwohl sein Herz bei dem Gedanken blutete, gegen seine Landsleute kämpfen zu müssen — „ich liebe mein Volk und mein Land, und bin ein Verwiesener, und bin in die Nacht erklärt“ —, biß er die Zähne aufeinander und fügte sich in das Verhängte. „Ich bleibe getrost in Reih' und Glied gegen mich selber, muß es nach begehrtem Ausspruch, und bei dem Allen werd' ich nicht verstanden, und vielleicht wohl gar hegt man Mißtrauen gegen mich.“ Das bittere Gefühl, ein gedungener Knecht und angebundener Sklave zu sein, bohrt sich immer tiefer in ihn ein, seine Lage wird immer verzweifelter und schüttelt den ganzen Menschen. „Musik! Musik! möchte ich ausschreien mit dem im Fasse eingeschperreten Wahnwizigen des Märchens, den Wogen des Meeres überliefert — nur um dies Gebrause aus dem Kopf zu bringen.“

Da brach mit niederschmetternder Wucht die Katastrophe herein: Hameln kapitulierte in feiger Kopflosigkeit, ohne Schwertstreich, wie so viele andere Festungen in jenem Unglücksjahre. Zu allem Quälenden dieser schweren Prüfungszeit kam noch die Schande hinzu, die ihm, dem Sohn einer alten Helden- und Soldatenfamilie, welche Gut und Blut oft und treulich für König und Vaterland dahingegeben, das innerste Herz umkehren mußte.

Man hört die ohnmächtige Wut, das Zähneknirschen eines tief getroffenen Menschen aus den Worten heraus, mit denen er am 22. November 1806 dem Freunde Fouqué die Ereignisse schildert: „Ein neues Schandmal“, schäumt er auf, „haftet auf dem deutschen Namen, es ist vollbracht das Schmäbliche, die Stadt ist über. — Erwarte keine Erzählung von mir, nein, den tiefen Ingrimm meiner Seele will ich nur in Dein Herz weinen. Siehe, ich konnte eignes Unglück, dessen mir auch auf meiner Bahn ein Teil geworden, mit wohlmännlicher Fassung ertragen, und kann heute mich annoch selbst nicht fassen, mich nicht denken, ich habe nur Jammer, nur Tränen, die in mein Herz zurückfallen und es schwellen, daß ich nicht Atem holen kann. O Freund, müssen einzelne so reich an Schande sein, daß sie den Becher über Tausende, Starke und Gesunde, auszuleeren vermögen, und sie in eigne Niedrigkeit ziehen und verderben. O! es ist ein Hartes, bei Gott! ein Hartes, der schuldlosen Opfer eins zu sein, und zürnend Schamröte über sein Gesicht glühen zu fühlen, da man nichts verbrochen!“ Er martert

sich mit dem Gedanken, daß er nicht sogleich seinen Abschied mit allem Nachdruck gefordert, als die Möglichkeit eines Kampfes mit dem Vaterland nicht ausgeschlossen war. „So rächt sich die Jugendsünde an dem Mann. Herben Kampf hatt' ich gekämpft, mein Freund, und gelitten, was ein Mensch, was einer, der alles schwer nimmt, wie es meine Art ist, nur leiden kann und mag Ich, der ich unternehmenden Mut, wie es die Zeit heischte, und erhöhte Kraft innen fühlte — ich, der Franke, war als ein solcher gelähmt, und konnte Mut nur weinen, weinen nur wie ein Weib, da Männertaten geschehen mußten, Taten, die nur mir, eben nur mir zu unternehmen verwehrt waren. O wär' ich nur ein preußisches Kind gewesen, Freund, und hätten wir auch zugrunde gehen müssen, da es zur Gegenwehr zu spät war, so wäre doch mindestens mit kühner Tat blutigem Siegel unser Untergang gestempelt ein edlerer gewesen; nicht bloß in sich selbst wühlend wäre dieser starke muskulöse Körper in unmittelbare Fäulnis übergegangen, wie es meine Augen geschaut, sondern hätte sein Brandmal getilgt und wäre durch das Eisen, wie es schön ist, umgekommen.“

Mit bitterer Schärfe berichtet er dann weiter über die hilflosen Maßregeln des kommandierenden Generals, der sich selbst Hände und Füße abhaut, indem er dem leichten Fußvolk und der Kavallerie den Befehl gibt, aufzubrechen und sich noch durchzuschlagen, über die Vernachlässigung des Verteidigungszustandes der Stadt, während man nicht vergißt, Abtritte auf den Forts zu erbauen, gemächliche Küchen in den Festungsgraben einzurichten und die Schilderhäuser schwarz und weiß anzustreichen. Dagegen rühmt er mit überströmenden Worten die Einmütigkeit und den hell auflobernden Zorn der Offiziere wie der Gemeinen, als in den Zeitungen das Wort Kapitulation zum erstenmal fällt. Die Garnison zwingt den Kommandierenden, die Festung zu halten. Das zweite Bataillon Oranien zieht mit klingendem Spiel und alter Lieder Sang am Kommandantenhause vorüber und besetzt das Fort, fest entschlossen, im Falle der Kapitulation alles in Grund und Boden zu kartätschen. Schon zieht der Feind ab, die Gefahr scheint vorüber, alles atmet erleichtert auf und achtet bei der Entfernung des äußeren Feindes nicht mehr auf den inneren. Da — wie ein Blitz aus heiterm Himmel, schwirrt plötzlich das Wort durch die Stadt, die Kapitulation sei geschlossen. „Wie es laut ausgesprochen, erhoben wir uns im Sturme, riefen Fehlende in Hast herbei, und gingen viele an der Zahl zum Kommandanten, daß er uns Rede stehe

und die Wahrheit sage . . . O mein Freund, nicht um meiner Seele Preis hätt' ich mögen einer der Sünder sein!. Wie standen sie ängstlich vor uns, blöden, lichtscheuen Wortes Antwort uns gebend: In Berlin sei doch schon der Feind, die Macht des Königs vernichtet, er selbst ein Flüchtling, Magdeburg und Küstrin, und Spandau und Stettin, und Gott weiß welche Städte mehr hätten die Tore wohl eröffnet, warum doch ein Gleiches nicht tun, in der Zukunft müsse es doch kommen, und endlich, es sei nun einmal geschehen.“ Da packt Wut und Verzweiflung Offiziere und Soldaten, alle Subordination geht zum Teufel, man will einen neuen Kommandanten wählen, sich dem Feinde entgegenstürzen und siegen oder fallen. Plötzlich wird Alarm geblasen, die Regimenter sammeln sich, keiner erteilt Befehle, die Soldaten laufen schließlich auseinander. „Alles war in Waffen auf den Straßen, vieles zog nach den Magazinen. Stücknechte raubten, und die zerschlagenen Brantweinässer mahnten den Soldaten, das karg vorenthaltene Gut nicht eitel verrinnen zu lassen. Er hatte viele Monate die schwere Bürde der sechzig Patronen, immer hoffend auf den Feind, und nie ihm entgegengeführt, ungenutzt getragen; nun wollte er sie auch knallen hören. Der erste Schuß war ein Signal, mit dem ein Lauffeuer begann, welches bis zum Morgen durch die Straßen fort dauerte“ — ein Wunder, daß die Pulvermagazine nicht Feuer fingen und die ganze Stadt in Asche und Trümmer gelegt wurde. Viele Soldaten und auch einige Bürger lagen erschossen auf den Straßen. „Bei der Kompagnie des Kapitäns von Brizke, Regiment von Haack, standen die zwei Brüder Warnawa, Soldatensöhne und Soldaten selbst . . . Die setzten sich wechselseitig das Gewehr auf die Brust, und drückten zugleich ab, und fielen einander in die Arme, die Schmach ihrer Waffen nicht überlebend . . . Sollt' ich Dir die Haufen schildern der geschmähnten, zerschlagenen deutschen Waffen, wie sie im Kote lagen, denn es ist kein Bursche gewesen, der nicht selber sein Gewehr zerschleift hätte, damit es nicht von anderen Händen rühmlicher geführt werde, als von den seinen; Dir sagen, wie die alten Brandenburger weinend Abschied von ihren Offizieren nahmen, wie diese stumm und starr dastanden, wünschend, daß eine verirrte Kugel sie noch treffen möchte . . .“

Dieser Brief, ebenso wie das Memoire, das er später dem Ehrengerichte über die Ereignisse bei der Kapitulation einzureichen hatte, gehört in seiner knappen, soldatischen Schärfe, seiner markigen taciteischen Wucht der Sprache zum Besten, was Chamisso in Prosa geschrieben hat. Wir sehen ihn hier, wie

auch in den Briefen der Folgezeit, dem frischen, plastischen Prosa-
stil entgegenreisen, der seinem Reifewerke ein klassisches Gepräge
verliehen hat.

Chamisso mußte sich grollend in die Tatsache fügen, daß
er die angeborene Freiheit, nach der er vergebens die Hand
ausgestreckt hatte, jetzt dulidend von der Schmach empfangen und
nicht selbst handelnd wieder erringen sollte. Und doch hatte
dieser traurige Abschluß seiner militärischen Laufbahn auch sein
Gutes. Er lernte in diesen Tagen den unverwüßlichen Kern
preußischer Kriegstüchtigkeit kennen und fühlte sich gedrungen,
seine harten Worte über das preußische Heer durch das Ge-
ständnis wettzumachen: „O mein Fouqué, ich muß es mit freiem,
reuevollem Bekenntnisse büßen, das stille Unrecht, das ich diesem
braven, waffenfreudigen Volke tat. Ja — wir waren ein festes,
treues, ein gutes, starkes Kriegsvolk, waren besser, als ich uns
in unseren Gesprächen zu Menndorf anschlug; und ewig werden
mir gepriesen und ewig meinem Herzen wert und nahe sein
die braven Kameraden, von denen ich auf immerdar nun ge-
schieden. — O hätten Männer an unserer Spitze gestanden!“

So kam es, daß er nun, nachdem er erreicht, wonach er jahre-
lang sich gesehnt hatte, seinen preußischen Soldatenrock mit
Wehmut auszog. Jetzt erst hatten sich ihm, in dem das kriege-
rische Feuer seiner Ahnen glühte, die lichten Seiten seines
aufgegebenen Berufes offenbart. „Ein Herrliches ist doch
Soldatensinn und Krieg — so ganz alle niedrige Privatrückzicht
auf das Einzelne in das allgemeine Große aufgelöst, und von
allen alles ohne Rückhalt an eine Idee gesetzt, — an die Ehre,
das einzige Lebendige noch, was, ein Anderes als das Geld,
neben dem Gelde gilt, in diesen unseren winzigen, schwächtigen
Zeiten, wo Staaten und Völker nur ungeglaubte Worte sind,
die von Schelmen an Toren gesprochen werden, und wo Kunst,
Religion, Sittlichkeit, Wissenschaft, nur von Einzelnen gepflegt
werden, die Schwärmer heißen; der Ehre Priester aber ist der
Soldat, und Krieg ihr Dienst.“

Da er nun frei war, wo er in Kriegsgefangenschaft geraten,
und einen Paß nach Frankreich erhielt, stand seiner Reise in die
Heimat nichts mehr entgegen. „Wo meine Bahn mich geführt,“
heißt es gegen Ende jenes Briefes an Fouqué, „lass' ich kein
schlecht Angedenken hinter mir. Ich begehre nach Frankreich, dort
will ich mich eine Zeit verbergen, bis ich wieder unter Euch mich
einfinde; denn ein Deutscher, aber ein freier Deutscher bin ich in
meinem Herzen und bleib' ich auf immerdar.“ Er fühlte, daß
eine Periode seines Lebens abgelaufen sei, und beschloß sie

mit den Worten (3. Dezember an Barmhagen): „Gewesen! nicht rückgeschauet denn, und nicht mit Bangigkeit die Seele gequält! Vorwärts denn, immer vorwärts — ich bin mir bewußt, ein Keiner zu sein, der da getan hat, was in ihm war; die Kräfte sind da und die alten bekehrten Bahnen mir offen.“ Wie lange sollte es noch dauern, bis es wirklich vorwärts ging!

In Frankreich wartete seiner Enttäuschung auf Enttäuschung. Die Eltern, die im Sommer 1806 wiederholt den dringlichen Wunsch, er möge sobald als möglich nach Frankreich zurückkehren, ausgesprochen und zu einer reichen, vornehmen Verbindung die Wege geebnet hatten, die ihn dauernd an die heimatische Scholle in ihrer Nähe fesseln sollte, weilten nicht mehr unter den Lebenden, als er den heimatischen Boden betrat. Die Mutter war am 24. Oktober, der Vater einige Tage später, am 3. November, gestorben.

Schon Anfang 1805 hatte Chamisso seinem Freunde de la Foye das Bekenntnis abgelegt: „Mich schaudert es, ein Land nun zu betreten, wo ich mich ernst und ganz in mir selber verschließen werde müssen, auf daß ich nicht dort den verschrienen Namen eines Jakobiners, dort eines Aristokraten, dort eines Gottesleugners, dort eines Bigotten, überall fast eines Verworfenen zuziehe und vielleicht die Teuern kränke oder ihren Abscheu im Widerstreit auf mich lade.“

Zu dieser Besorgnis gesellte sich jetzt noch das Gefühl der Vereinsamung, und er sehnte sich schon auf der Hinreise zurück nach den Freunden. „Das Alte ist nicht mehr,“ schreibt er gleich nach seiner Ankunft in Paris den Freunden, „noch nicht das Neue. Ich habe noch mich nicht besonnen, und das Erbrausen des ungeheuern Strudels und Schlundes dieses Ortes betäubt mich so, daß ich selbst nicht des Mutes mich rühmen kann . . . ich stehe allein, allein! . . . Ich bin wie das Blatt gerissen vom Baum, bin jetzt elterlos.“

Im Kreise seiner Angehörigen liebevoll aufgenommen, tat es ihm wehe, ihren Wünschen nicht entgegenkommen zu können. Sie wollten nämlich jene von den Eltern geplante Heirat mit einem jungen, lieblichen Mädchen zustande bringen, „welches viele, ja viele Tausende reine, helle, feste Einkünfte an der Sonne hätte.“ Chamisso aber lehnte ab, nicht, wie man wohl gemeint hat, weil er eine Geldheirat verabscheute und sich nicht verkaufen wollte — ein solcher Gedanke konnte gar nicht in Chamisso's Gefühls- und Vorstellungswelt eintreten —, sondern weil er sich schon anderweitig gebunden fühlte. Hatte er doch die Pilgrimreise

in die Heimat hauptsächlich in der Absicht unternommen, Cérés das entscheidende Wort abzurufen.

Während seiner Arbeit am Fortunatus hatte er Briefe von ihr empfangen, die ihn mit Macht nach Frankreich riefen. Sie schrieb ihm damals am 16. August 1806: „Tu connais la simplicité de mes goûts, la fortune ne saurait me tenter, une chaumière, une bibliothèque et un tendre ami peuvent seuls faire [mon] bonheur“, worauf er sofort erwiderte: „Trouvons la chaumière et je t'offre le tendre ami.“

Zu einer Entscheidung kam es aber auch jetzt nicht. „Ich drang in sie, meine Hand anzunehmen, und sie schlug sie einzig und allein meinethwegen aus, denn sonst hätte sie sich nichts Besseres gewünscht. Ein Mehreres habe ich nicht herausfollern können“ (6. Jan. 1807 an de la Foye). Sie führte ihn auch in ihre Familie ein, stellte ihn dem Vater und den Geschwistern als den Bruder vor, den Berlinischen Bekannten Adelbert von Chamisso, und dabei blieb es. „Bruder rühm' ich mich zu sein und rühmen mich alle Leute — wer ihr Mann und welches ihre sonstigen Verhältnisse, was kümmert's mich weiter — ich weiß wenigstens keine Silbe weiter.“

Wie wir sehen, schleichen seine Gedanken, obwohl er es nicht wahr haben will, um das Geheimnis herum, das die Geliebte umhüllt, und unsere anfangs geäußerten Vermutungen über die Gründe, die sie zu diesem Versteckspiele zwangen, werden hierdurch bestärkt.

Die fehlgeschlagene Hoffnung überschattete stark seine ganze Stimmung. Auch der Verkehr mit den alten Freunden, mit Koreff und Ludwig Robert konnte daran nichts ändern. Für eine Stelle an der Bibliothek, die ihm der letztgenannte verschaffen wollte, fühlte er sich noch nicht reif.

So verließ er mißmutig und in tiefer Niedergeschlagenheit Paris, wo die Luft, die man einsauge, so schwer wie Dukatendampf sei, und ging in die Champagne zu seinen Verwandten, unter denen er an seiner Schwägerin Viktorine eine Freundin gewann, der er sein volles bekümmertes Herz ausschütten konnte. Seine pekuniäre Lage gestaltete sich nach Auseinandersetzung mit den Geschwistern etwas besser: er erhielt eine Jahresrente von 200, später 300 Reichsthalern. Das Vermögen ließ er in den Händen der Brüder.

So schwer es ihm aber auch ums Herze war — „Frankreich ist mir verhaßt, und Deutschland ist nicht mehr und noch nicht wieder . . . wo auch ich sei, entbehre ich des Vaterlandes. Dort ist der Boden mir und dort die Menschen fremd“ — sein

Optimismus brach sich immer wieder Bahn: „Es ist doch in der Art alles gut. Gilt doch alles den Preis, den es gekostet.“

Als der Friede zwischen Frankreich und Preußen geschlossen war, riß er sich nicht leichten Herzens aus dem Kreise der Verwandten los, denn vieles im Mutterlande hatte ein Recht auf seine Liebe. Anfangs Oktober traf er in Nennhausen bei Fouqué mit Barnhagen und Neumann zusammen und reiste mit ersterem zunächst nach Hamburg.

Barnhagens Schwester, Rosa Maria, später vermählte Aßing, zu der Chamisso eine innige brüderliche Freundschaft hegte, entwirft uns von dem damals 26jährigen ein ganz vorzügliches Porträt.

„Chamisso“, schreibt sie, „trug eine elegante polnische Kurтка mit Schnüren besetzt, ging mit schwarzem, natürlich herabhängendem Haar, mit einer leichten Mütze, was ihm sehr wohl stand und nebst einem kleinen Schnurrbart seinem geistreichen Gesicht voll Ernst und Güte, seinen schönen, sprechenden Augen voll Treue und Klugheit, einen eigentümlichen Ausdruck verlieh, so daß er als eine angenehme Erscheinung auffiel und Bekannte von mir sich erkundigten, wer der schöne Mann gewesen sei, mit dem man mich auf der Straße hatte gehen sehen. Zugleich war er voll ritterlicher Höflichkeit und Galanterie, ein Erbteil seiner französischen Abkunft, die manchmal einen Anstrich von Steifheit hatte, weil sie echt altritterlich war, sich im ganzen aber sehr gut in ihm machte, so daß man, sich in alte Zeit versenkend, ihn gern als einen Chevalier und ritterlichen Troubadour hätte denken mögen. — Mit seinem lieben Gemüt, seinem ausgezeichneten Geiste wußte er Zustände und Verhältnisse, bald mit Ernst und Gefühl, bald mit Witz und Humor immer richtig aufzufassen. Manchmal war er voll der heitersten Laune, fröhlich wie ein Kind, zu Spiel und Scherz aufgelegt. Er sprach das Deutsche zwar nicht ohne Anstoß, an sich war es jedoch vortrefflich und die Unterhaltung mit ihm immer angenehm und interessant. Ich mochte ihn am liebsten deutsch reden hören, obgleich sein Französisch auch vorzüglich war. Alle diese liebenswürdigen Eigenschaften, seine Innigkeit und Treue, Verstand und Güte, gaben sich bald in seinem Wesen kund, man mußte ihn bald lieb haben, ihm volles Vertrauen schenken . . . Als einen so innigen Freund meines Bruders nannte ich ihn auch Bruder, er mich Schwester, zu großer Verwunderung mancher Menschen, die ein solches Verhältnis zwischen einem jungen Mädchen und jungen Manne, die anderweitig noch nicht gefesselt waren, nicht für möglich hielten.“

Nach vierzehn Tagen fröhlichen Aufenthaltes, der durch traulichen, anregenden Verkehr mit der Familie und den Freunden Warnhagens sowie durch die Bekanntschaft mit dem Romantiker Steffens, einem herrlichen, gluthvollen Kernmenschen, verschönt wurde, kehrte er im Herbst 1807 nach Berlin zurück, obwohl er sich anfangs, um die peinlichen Erinnerungen an seine Militärzeit nicht zu wecken, gegen diesen Vorschlag Warnhagens gesträubt hatte, dann aber einwilligen mußte, als die Universität Halle durch einen Federzug Napoleons aufgehoben wurde und die dortigen Freunde in alle Winde auseinandergestoben waren. Er betrieb die endgültige Regelung seines Militärverhältnisses, erhielt im Januar 1808 seinen Abschied und am 21. März 1809, mit dem Charakter als Premierleutnant, nachdem das Ehrengericht über das Verhalten der einzelnen Offiziere im Felde seine Untersuchungen abgeschlossen hatte, das Zeugnis „der Pflichttreue im Kriege und über Befreiung von jeglicher Anschuldigung in Beziehung auf sein Benehmen in Sameln“.

Mit welchen Hoffnungen hatte Chamisso der Zeit entgegen gesehen, wo er sich frei jeder drückenden Fessel mit ungeteilter Kraft der Wissenschaft widmen konnte! Jetzt war die Zeit gekommen, und abermals sollte er Enttäuschung auf Enttäuschung erleben.

Anfangs freilich ließ es sich gut an. „In freudiger, erhöhter Stimmung,“ schreibt er an Warnhagens Schwester, „nach einem schön mit kräftigen Männern und liebenden Freunden verlebten Tage, spät in der Nacht, nachdem ich Karl (Warnhagen) die Hand gedrückt habe, setze ich mich still und fromm hin, vielleicht einige Zeilen nur, vielleicht auch einen langen Brief an die Freundin zu schreiben. Steiter und stark wollt' ich nur vor sie hintreten, und ich bin's. Ich bin versucht worden, teures Kösschen; es ist mir wohlmeinend und klug vorgehalten worden, wie ein Mensch der Fessel seines Standes bedürftig sei und derlei mehr; wie ich beim Westfälinger Hieronymus mit guten Empfehlungen verbrämt zu etwas Rechtem kommen könnte, und seht, das alles habe ich rein abgewiesen; es ist mir klar geworden, wie ich nur in reiner Sache froh bestehen kann“ — eine Wendung, die sich oft bei ihm findet und einen Zug seines Charakters festlegt, der nach unserer Vermutung Cérés den Mund verschloß —, „und daß ich Hand in Hand mit Karl der Zukunft entgegengehen, und ernstem Bunde treu, bieder und recht, wie es Gott schicken wird, erwarten muß.“

Bald aber griff eine gewisse Verstimmung zwischen beiden Freunden Platz. Hatte Chamisso im Sommer 1806, als er täglich die Bewilligung seines Abschiedsgefuches ersuchte, um

zu den Freunden eilen zu können, Barnhagen, dessen rasende Eitelkeit, Neigung zur Stichelei, kleinliche Neugierde ihn besorgt machte. die Versicherung gegeben: „Dir es an das Herz gesagt, Du hast noch Dornen, Barnhagen: und siehe, ich will dich umarmen, kostete es mich auch Blut, daß du sie an mich verlierest“ — so mußte er jetzt erkennen, daß man mit Schlegel und Meißel an einem Lebendigen nichts bessern noch kurieren könne. Auch hatte der zartbesaitete Barnhagen unter den ständigen Tabakqualmwolken, in denen Chamisso zu schweben liebte, viel zu leiden, wurde auch andertweitig durch mannigfache Verbindungen und Interessen in Anspruch genommen und verbrachte alle seine Mußstunden bei Rahel Lewin, seiner späteren Gattin. „Ich hatte die Last,“ klagt Barnhagen über diese Zeit des Zusammenwohnens in seinen Denkwürdigkeiten, „seinen unaufhörlichen Tabakqualm auszuhalten, und dabei noch, weil er mit der brennenden Tabakspfeife zu Bette ging, sein Einschlafen abzuwarten, damit kein Feuer entstände; was er zwar als etwas Unmögliches nur belächelte, eines Abends aber durch sein angebranntes Taschentuch, das auf der Erde neben seinem Bette dieses gleich entzünden konnte, mit großer Betroffenheit als sehr möglich erkennen lernte.“

Es kam hinzu, daß Chamisso, ebenso wie seinerzeit in Hameln, als Franzose in eine schiefe, peinliche Stellung kam, als der Druck der napoleonischen Herrschaft immer fühlbarer wurde und gerade in den Kreisen, in denen er verkehrte, eine beständig wachsende Entrüstung voll schwelenden Ingrimm's hervorrief. Da Barnhagen um diese Zeit mit Schleiermacher in Mißverständnisse geriet, in die der Freund mit hineingezogen sein dürfte, ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß Schleiermacher, von dem er im Oktober 1809 ironisch berichtet, er sei nebst Frauen und dem großen Herzen verweist, derjenige gewesen ist, der, wie es in der Einleitung seiner Reisebeschreibung heißt, am zerstörendsten auf ihn gewirkt habe. „Einer der ersten Geister der Zeit, dem ich in frommer Verehrung anhing, der, mich emporzurichten, nur eines Wortes, nur eines Winkes bedurft hätte, und der, mir jetzt noch unbegreiflich, sich angelegen sein ließ, mich niederzutreten.“

Als nun gar die Freunde Berlin verließen — Barnhagen ging nach Tübingen, um seine medizinischen Studien fortzusetzen, Neumann nahm eine Erziehungsstelle im gräflich Redern'schen Hause an — und Hitzig, der, 1806 nach dem Sturz der preussischen Herrschaft in Warschau nach Berlin zurückgekehrt, im Jahre 1808 hier eine Buchhandlung gegründet hatte, der

einzig war, der den Verlust der Freunde wenn auch lindern, so doch nicht ersetzen konnte, ward es völlig dunkel um ihn. Er griff hierhin und dorthin, um seine Herzenslängeweile zu übertäuben. So warf er sich auf das Lateinische, las Horaz und andere Dichter, beschäftigte sich mit der italienischen Sprache und Literatur, ging an das Studium des Spanischen, um den Don Quixote in der Ursprache zu lesen, und erteilte daneben auch Privatunterricht. Aber seine Studien hatten kein festes Ziel und blieben überall Stückwerk, zumal die Vorlesungen Fichtes und Schleiermachers, die er eifrig besuchte, einem festgeregelten Studiengange, wie ihn die Universität hätte bieten können, naturgemäß nur schwachen Halt gewährten.

Nicht lange, und die alten Klagen melden sich in verschärfter Form. Schon im Januar 1808 schreibt er an Fouqué: „Ich bin gar arm und zerrissen“, und im Oktober wirft er die Flinte ins Korn: „Mein Leben, das sich setzen und gestalten sollte, hat sich vielmehr in öden Sand geschlagen und verloren. Mir ist vieles abhanden gekommen, vieles zertrümmert und zerronnen, und ich habe für das teure Geld wenig genug eingekauft, ein Pfund Alter und ein Quentchen bitterm Erfahrungs-extrakt. Übrigens ist mir die Welt überall mit Brettern zugenagelt, und ich weiß nicht wo aus noch ein.“ Er fühlt sich zu allem in der Welt verdorben. „Es kann nicht einmal, lautet das Obere, ein Schuft aus mir werden — welches freilich gar nichts Verächtliches ist; ist es auch an und für sich noch nichts Rechtes in der Welt, ist es doch zumeist in ihr *conditio sine qua non*.“ Er würde sich glücklich fühlen, wenn er irgendwie gebunden wäre, eine feste Aufgabe vor sich sähe. Aber „dies Leere, worin die Umstände mich Schwebenden verlassen, das mir, wie dem Satan Miltons die Fittiche sinken, ist es, was mich bis in den Tod abmattet, und mich, wie in den höchsten Regionen der Atmosphäre, in trägen Schlaf versenkt.“

Wir glauben in der Vermutung nicht fehl zu gehen, daß ihn diese schwere Bekümmernis hauptsächlich deshalb überfiel, weil in diesem Jahre seine Hoffnungen auf eine Vermählung mit Cérés endgültig zusammenfielen. Sie verheiratete sich 1809 mit einem Beamten der französischen Armee in Spanien, Mr. de Montcarel, folgte diesem nach Spanien und war seit dieser Zeit verschollen. Noch auf seiner letzten Pariser Reise hat sich Chamisso danach umgetan, über ihr Geschick etwas zu erfahren, aber ohne Erfolg. So geheimnisvoll wie sie gekommen, war sie auch verschwunden. Lange mag sie gezaudert haben, ehe sie diese Lösung fand, die mit einem Schlage alle Fäden zerschnitt und

sie und Chamisso einem Verhältnis entriß, dessen langjähriges Hinschleppen und lähmende Wirkung seine Freunde mit wachsender Besorgnis erfüllt hatte.

In ihren Briefen aus dieser letzten Zeit, in denen sie mit schwersterlichem Zuspruch Chamisso aus seiner Lethargie aufzurütteln und ihm neue Lebens- und Schaffensfreude einzuschließen sucht, ist bei schärferem Hinhören ein weher Klang vernehmbar. Ihre Vergangenheit huscht hin und wieder, in der Färbung eines unwillkürlich der Feder entschlüpfenden Ausdrucks, an uns vorüber, wie ein Schatten, unsäglich, geheimnisvoll, und wir fühlen zwischen den Zeilen heraus, daß hier ein Menschenherz im harten Kampfe mit sich selbst gerungen und äußerlich auch Ruhe und Festigkeit sich erstritten hat, im Innersten aber stöhnt und zittert unter der Nothwendigkeit, dem Geliebten wehe zu tun. In dem sie ihrem Schwure, Chamisso nie anzugehören, treu blieb und ihm hierdurch die Möglichkeit gewährte, „auprès d'une femme belle et aimable et surtout qui sache apprécier ce que vaut le cœur de mon frère“ ein Glück zu finden, wie er es, wenn einer, verdiente, ward sie in der That zu dem geheimnisvollen Genius seines Lebens, dem er einst in jener tiefsinnigen Fabel seine innerste Seele entgegentrug, weil er fühlte, er „sei ihm und seinem Schicksal alles“.

Die Richtigkeit unserer Mutmaßung, daß letzten Grundes in diesen Herzenswirren die Ursache seiner Mißstimmung und Verdüsterung zu suchen sei, wird durch eine Stelle in einem Briefe an Fouqué vom 7. Jan. 1809 außer Frage gestellt. „Ich fühle wohl in Dir,“ schreibt er dem Freunde, „wie Dir Schlegels stille Entfremdung wehe tun kann; der Abfall der Freunde ist ein düster Herbst, auch ich, mein Lieber, ackre nun mit saurem Schweiß die mir neue Feld der Erfahrung und merke, wie man nach gar keinem vernünftigen Gesetze zu dem Frontdienste kommandiert wird. Da ist mir auch ein solcher Hiobsbote ganz unerwartet von Dir unbekanntem Orte gekommen und hat mir Scheidebriefe gebracht, die nur ein verrückt gewordener Windstoß veranlaßt hat. — Solche Dinge vermögen einen sehr unglücklich zu machen.“

Und mit dieser Hoffnung will er auch die andere begraben, in wissenschaftlichen Studien sein Lebensglück zu finden. Hin und her geworfen in seinen Gefühlen, niedergeschlagen und unzufrieden mit sich und der Erbärmlichkeit seiner Lage, läßt er sich willenlos treiben. Er ist wieder das „passivste Tier“ von der Welt und begnügt sich mit der Aussicht, den Winter wie ein Murmeltier zu verschlafen und zu erwarten: sei doch sein ganzes Leben ein duldenes Erwarten gewesen.

Es ist erklärlich, daß ihm in dieser Zeit nichts gelingen will. Das Gedicht „Kann nicht reden, kann nicht schreiben“, ist fast das einzige aus dieser ganzen Zeit, alle Schriftstellerei scheint auf einen toten Strang gekommen zu sein. „Ich und die Feder sind ganz entfremdet und zurzeit mehr denn je. Man muß wie Moses an den Felsen an mich schlagen, um lebendiger Worte Quell aus mir zu ziehen. Ich weiß nichts zu schreiben, als daß ich nichts zu schreiben weiß, und in diesem albernen Kreise drehen sich auch die wenigen kümmerlichen Briefe, die ich schreibe.“

Diese Wirrungen brachten es mit sich, daß allein Chamisso an einem gemeinschaftlichen Unternehmen seiner Freunde, dem Roman „Die Versuche und Hindernisse Karls, eine deutsche Geschichte aus der gegenwärtigen Zeit“, sich nicht beteiligte. Sein Beitrag zum ersten Bande lief zu spät ein. Er verfolgte aber mit Interesse das oft in Frage gestellte Gedeihen dieses Hoppel-Poppels, wie er den von Neumann, Barnhagen, Fouqué und Bernhardi kapitelweise verfaßten Quadrupelroman scherzhaft zu bezeichnen pflegt, und begnügte sich damit, die Korrektur des ersten Bandes zu lesen, der 1808 bei Reimer in Berlin und Leipzig erschien. Ein zweiter Band, dessen Anfangskapitel Chamisso, Fouqué und Neumann gemeinschaftlich entworfen hatten, kam nicht zustande. Ein ähnliches Unternehmen, das G. T. A. Hoffmann, der schon zur Zeit des Nordsternbundes mit Chamisso bekannt geworden und nach seiner Übersiedlung von Leipzig nach Berlin in nahe Fühlung gekommen war, mit Contessa und Chamisso, als Gegenstück zu dem seinerseits überaus hochgeschätzten Doppelroman ins Leben rufen wollte, ging ebenfalls in die Brüche, da Chamisso damals seine Weltreise antrat.

In jener trüben Zeit, die er „irr an sich selber, ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt“ dahinbrachte, kam ihm der Plan, sich der Landwirtschaft zu widmen. „Müde des Stadtlebens und des Müßigganges, aus allen Bahnen geschlagen, den Menschen entfremdet, aus der Geschichte verschollen, möcht' ich an die Erde mich wenden, und es reizt mich das Land.“ Er will bei Thaer auf der Landwirtschaftsschule praktisch und wissenschaftlich das Gewerke lernen, seine Kapitalien in Frankreich flüssig machen und eine Erbpacht antreten. Hier würde er „Herr der eigenen Pfähle, der Erde Nahrung und Frohsinn abringend, nach Wunsch und Bestimmung die sorgsam segnende Wirtin, die Gebieterin des Hauses und des Hofraums unter ein bescheidenes Dach einführen“ können; dann könnten auch noch die Muses sein Leben verschönen. (September 1809 an Rosa Maria.)

Schon im Januar dieses Jahres äußerte er Fouqué gegenüber die gleiche Absicht. Er erkundigt sich bei dem Freunde über die in dessen Nähe befindlichen Güter Wahlsdorf und Charlottenfeld. „Ich bin nämlich willens, es zu gewinnen, mich dahin zu begeben, eine Familie dort zu bilden und der sonstigen Welt, die mit allen ihren Blüten mich mehr und mehr wie die Orchis foetida anekelt, gänzlich abgestorben, ein stilles Leben auf eigenem Grund und Boden zu führen, bis etwa ein wohl zu ersiehender deutscher Krieg mich erfassend, mir einen würdigen Untergang winke, dem ich gern folge“ (7. Januar 1809).

Vergleichen wir diese beiden Stellen, zwischen deren Abfassung ein volles Halbjahr liegt, so ist nicht zu verkennen, daß in dieser Zeit eine Lösung der fieberhaften Unruhe und Reizbarkeit vor sich gegangen ist. Eine mildere Resignationsstimmung ist bald spürbar. „Wollen Sie wissen,“ fragt er seine Freundin Rosa Maria, „wie mir ist? Kühl zu Herzen, nüchtern zu Kopfe, grau zu Gesichte. Ich habe Verzicht geleistet, und lebe still und heiter genug, anspruchlos vor mich hin.“ Wie er selbst in der Einleitung seiner Reisebeschreibung erzählt, riet ihm damals ein Freund, irgendeinen tollen Streich zu begehen, damit er etwas gut zu machen hätte und hierbei wieder Tatkraft in sich fände.

Es war dies die trübste Zeit seines Lebens. Wir sehen hier Schritt für Schritt den Stimmungskomplex sich bilden, der sich später unter dem Druck ähnlicher Erfahrungen von selbst zum „Schlemihl“ verdichten sollte.

In seinem lethargischen Zustande wirkte es wie eine Erlösung, als er gegen Ende des Jahres einen Ruf nach Frankreich erhielt, wo sich seine Verwandten nach einer Anstellung für ihn umgetan hatten. Er sollte eine Professur am Lycée de Napoléonville antreten.

Mit wahren Feuereifer geht er auf den Plan ein. Man spürt, wie er aufatmet, wie er geradezu die Segel heraufreißt, um den günstigen Fahrtwind zu erhaschen. „Ich antworte Post um Post, falle Euch um den Hals und gehe, ohne Atem zu schöpfen, direkt an das, wozu Ihr mich haben wollt“, schreibt er an seinen Bruder Hippolyt. In fliegender Eile überschlägt er seine Kenntnisse, bittet um Nachrichten, welche Lehrstunden ihm übertragen werden sollen, um Zusendung aller Programme, Organisationspläne usw., damit er sich tüchtig vorbereiten könne. Jeder gewonnene Augenblick sei Goldes wert. Als der Bescheid günstig lautet, eilt er spornstreichs nach Paris, um hier

zu erfahren, daß alles in bester Ordnung sei, und bald darauf — daß keine Stelle an dem Lycée mehr vakant sei!

Wieder also eine Enttäuschung! Diesmal jedoch nimmt er sie auf die leichte Achsel. „Mitglied der Universität und Professor! das klingt an und für sich gut. Doch jeder Schuft, der Stunden gibt, heißt hiezulande ebenfalls Professor und wird eben nur en canaille traktiert; im Lehramt ist des Geldes wenig, an Ehre noch weniger zu holen.“

Wie bei seinem letzten Aufenthalte in Paris, wo er sich freut, eine französische Handschrift des Reineke Fuchs zu finden, spürt er fleißig auf der Bibliothek umher und legt sich eine Sammlung französischer Volksbücher an. Dabei wird seine Stimmung zusehends lichter, wenn er auch hin und wieder noch in den alten Ton zurückfällt, wie in einem Briefe an Rosa Maria vom 8. April 1810: „Ich bin aber so müde, daß ich mein Leben vielleicht für einen bloßen Traum ansehe.“

Glücklicherweise hatte er gar keine Zeit, seine Grillen zu füttern, denn er fand anregenden Verkehr in reichem Maße. Schon früher war er in eine Freimaurerloge eingetreten, alte Bekanntschaften wurden wieder angeknüpft und neue hinzugewonnen. Er besuchte, durch seinen ehemaligen Lehrer Erman warm empfohlen, Alexander von Humboldt, sah Koreff wieder und lernte den mit Uhland und Barnhagen befreundeten Philologen Immanuel Bekker kennen. Im Juni traf auch Barnhagen ein, der nach Abbruch seiner medizinischen Studien in österreichische Dienste getreten war, die Schlacht bei Wagram als Fähnrich mitgemacht hatte und jetzt als neubackener Offizier und Adjutant des in außerordentlicher Mission am Kaiserlichen Hofe weilenden Grafen Bentheim in den höchsten Gesellschaftskreisen verkehrte. Mit sich selbst sehr zufrieden, war er zu allerlei Schabernack aufgelegt, woran auch Chamisso sich gern beteiligte. Trotzdem wollte sich das alte Verhältnis nicht wiederherstellen. Es blieb bei dem, was er schon im Februar 1809 dem Freunde gegenüber geäußert hatte: „Vieles, mein Lieber, scheint uns in Ansichten und Wegen zu trennen.“

Wichtiger als sein Verkehr mit Barnhagen war es für ihn, daß er durch diesen mit Uhland, der ebenfalls auf der Bibliothek arbeitete, bekannt wurde. Er las ihm, wie schon erwähnt wurde, seinen Fortunatus vor und war bald für dessen Dichtung gewonnen. „Ich kann wohl sagen,“ bekennt er seiner Freundin Rosa Maria anfangs Dezember 1810, „daß mich nach Goethe kein Dichter so angeregt hat. Es gibt vortreffliche Gedichte, die, möcht' ich sagen, jeder schreibt und keiner liest, gar schöne

Sonette und was dergleichen mehr ist; andere wiederum, die keiner schreibt und jeder liest, und von dieser Gattung sind die Umlandischen; die Form ist darin wegen der Poesie da, wie an den andern die Poesie wegen der Form. Er selbst ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klöbig, . . . und man möchte nicht diese goldene Ader hinter ihm suchen."

Auch mit Schlegel, dem er seinerzeit durch den Musenalmanach näher getreten war, stellte sich, trotz beiderseitiger Zueignung, ein engeres Verhältnis dadurch her, daß er zusammen mit Helmina von Chézy, der Enkelin der Karstschin, sich bereit erklärte, dessen Wiener Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur ins Französische zu übersetzen. Schlegel selbst war mit anderen Arbeiten so überhäuft, daß er seine Meisterschaft des Stils in dieser „kanailösen Sprache“, wie Chamisso an Fouqué schreibt, seinem eigenen Werke nicht konnte zugute kommen lassen.

Die Arbeit rückte indessen nur langsam vom Platze. Chamisso fand bald wenig Gefallen an diesem Frondienste. Er war später froh, daß der Verleger bankrott wurde, ehe die Arbeit zum Abschluß gekommen war. Hauptsächlich aber wurde das Schnecken-tempo wohl dadurch verursacht, daß die beiden Übersetzer sich selbst mehr zu sagen hatten, als dem Fortrücken der Arbeit dienlich war.

Es war eine ebenso schnell aufflackernde wie verlöschende Leidenschaft, die Chamisso zu der in blendender Schönheitsreise stehenden Frau hinzog, welche gerade im Begriffe stand, ihren zweiten Gatten, den bekannten Orientalisten Chézy, mit unbestimmtem Urlaub zu verlassen. Wie Chamisso, der sie übrigens schon aus seiner Berliner Zeit kannte und ihr damals auch als einer schon berühmten Schriftstellerin den ersten Jahrgang des Musenalmanachs gesandt hatte, sie beurteilte, ersehen wir aus seinem Briefe an Barnhagens Schwester vom 24. Juni 1810: „Ihr ganzes Leben, das sie mehr aus Begeisterung, als nach klugem Plane gelebt, ist eine lange Kette von Mißgeschicken, die sie jedoch mit Mut ertragen. Sie ist gut, rein, ganz Liebe, unbegreiflich wie jedes Weib. Sie hat zwei Kinder und eigentlich keinen Mann mehr. Die Buben sind wahre Raffaelische Engel, mit goldenen Locken und blauen Augen; sie händigt sie schlecht, sie liebt sie unendlich . . . Sie ist ganz ungelehrt, nur liederreich [bei der ersten Veröffentlichung hatte sich hier der Druckfehler ‚liederlich‘ eingeschlichen, was Helmina mit Recht sehr übelnahm], doch keine Dichterin. Sie hat aber ein unglaubliches Talent zu schreiben.“ Als Helmina nach Deutschland

gegangen war, schreibt er seinem Freunde de la Foche, daß er sich sehne, sie wiederzusehen. „Sie liebt mich wirklich mit Hingebung, Fülle, Selbstvergessenheit, oder es war doch so — und ich bedarf der Liebe.“

Diese Beziehungen laufen ungeachtet mancher Trübungen bis in die Jahre seiner Weltreise. Helmina war die letzte, von der Chamisso bei dem Antritt seiner Reise Abschied nahm. In einem ihrer Briefe schreibt sie ihm, daß sie trotz liebevoller Aufnahme im Sizigischen Kreise nach der süddeutschen Heimat eile, wo sie, durch das stille schon gewohnte Leben und Weben in der ewigsüßen Natur angeregt, sich wieder herzlichlichst nach Montmorency zurücksehnen könne. „Schöne Zeit! — Mein Adelbert, es ist etwas Großes und Seliges um eine recht wahrhaft süße Lebenszeit, sie leuchtet durchs ganze Leben.“

Daß diese Worte keine bloße rhetorische Wendung waren, sondern aus echtem Gefühle aufquollen, was man nicht gleich der beweglichen, leicht entzündlichen, in mannigfachen Lebensschicksalen hin und her geworfenen Frau zutrauen möchte, zeigt ihre Haltung, mit der sie drei Jahre später die Verheiratung Chamisso's mit Antonie Piaste aufnahm. Sie beschwert sich bei ihm darüber, daß sie aus fremdem Munde seine Ankunft und sein Glück habe erfahren müssen, daß sie „ihren innigsten Herzenssegens fast schmollend, nein, aber doch nicht mit reiner Freude aussprechen“ könne. „Kannst Du meiner bei Deiner Seligkeit so gern vermissen, daß Dich mein Glück darüber nicht rührt. . . . War es nicht stets mein innigster Wunsch, seit ich Dich kenne, Dich einem so lieben, herrlichen Mädchen, als ich Deine Braut kenne, vereinigt zu sehen?“ Diese letzte Stelle ist auch deshalb wichtig, weil wir deutlich erkennen, daß Helmina ebenso, wie wir es vorher bei Cérés vermutet haben, über Chamisso's Wünsche und Ansichten hinsichtlich seiner Lebensgefährtin völlig im klaren war. Sie fühlte, daß sie mit ihrer bewegten Vergangenheit für ihn nicht paßte, dem es nur in „reinen Verhältnissen“ ganz froh um Herze sein konnte.

Die Antwort Chamisso's auf diesen Brief, die sich unter Barnhagens Papieren gefunden hat, fand dieser hart und widrig und hat mit seinem Rotstift eine Stelle bezeichnet, die ihm dieses Urteil besonders zu verdienen schien.

Zugegeben, daß dieser Brief sicherlich in der Absicht geschrieben wurde, über die Art jedes weiteren Verkehrs keinen Zweifel zu lassen, und deshalb manches schärfer herauskam, als es gemeint war. Anderseits sind es aber gerade diese unterstrichenen Stellen, die den springenden Punkt mit aller Deutlichkeit

herausheben: „Ich glaube, ich weiß, daß ich in meinem Hause glücklich sein werde, und ich habe nie an anderem Glück geglaubt, nie anderes begehrt. Ich habe nicht geglaubt, daß es mir noch blühen könne, und ich war im Begriff, mit stiller Ergebung Verzicht zu leisten. Ich habe Dein Herz wohl verstanden, liebe Schwester, das ist rein und gut. An Dir hat sich aber die Geschichte grausam erwiesen, und Du hast Dich nur als Trümmer Deiner Selbst kennen gelernt.“ Der übrige Teil des Briefes ist übrigens ganz ruhig und sachlich gehalten, atmet in jeder Zeile das beruhigende Glücksgefühl eines ans Ziel gekommenen Wanderers und schließt mit den verfühnlischen Worten: „Mit Dir sei aber Segen und Freude — gedenke, Du Gute, Deines glücklichen und innig Dich Liebenden Bruders.“ —

In diese Helmina-Episode, die außer den wenigen, 1812 vor dem Ausbruch des Krieges geschriebenen Versen

„Du der Lieb' und Milde
 Erw'ge Segenshand,
 Laß mich weinend danken,
 Was ich wieder fand,
 Hier im schönen Land,
 Das mir Frieden gab,
 Sei vom Liebesregen
 Sanft betaut mein Grab.“

keine sichtbaren Spuren in Chamisso's Dichtung hinterlassen hat, spielt eine andere hinein, die, reicher und bunter in den Farben, uns auch durch die Größe der Bühne fesselt, auf der sie sich abspielt. Durch Schlegel nämlich wurde Chamisso, um die Übersetzung schneller in Fluß zu bringen, an den Hof der Frau von Staël berufen, die sich damals, auf vierzig Meilen aus dem Umkreise von Paris durch Napoleons Machtspruch verbannt, in Chaumont aufhielt.

In seinen Briefen schildert uns Chamisso in frischen, flott hingeworfenen Bildern das bewegliche Leben und Treiben dieses interessanten Kreises geistvoller Menschen mit zwingender Anschaulichkeit, und man spürt es zwischen den Zeilen heraus, daß er sich nach und nach, wie er sich sofort in der reizvollen Landschaft behaglich fühlt, auch in die ihm zum Teil wenig sympathische Gesellschaft hineinsinden lernt und der hohen Herrin näher zu kommen sich freut.

In die glücklichen Tage seiner ersten Kindheit mag er sich zurückversetzt gefühlt haben, wenn er von seinem Fenster aus in das großartige Landschaftsbild hineinträumte, das sich vor

seinem Blicke entrollte. „Chaumont, auf dem mittäglichen linken Ufer der Loire,“ berichtet er seinem Freunde Neumann am 1. August 1810, „liegt wunderherrlich auf einer Höhe, man hat über die Esplanade des innern Hofes, wie von den Zinnen der alten, schönen, festen gotischen Thürme, die göttlichste Aussicht über den breiten, schönen gradfließenden Strom und die Landstraße fern am andern Ufer, in eine reiche, grüne, unabsehbare Ebene, mit Weinbergen, Ansiedeleien, Saaten und Wäldern reich erfüllt. Mein Fenster, an welchem ich schreibe, sieht nun aus dem Hintergebäude über den Hof, zwischen der Burgkapelle und dem andern Flügel, diese schöne Landschaft in würdiger Einfassung. — In dieser alten Burg haufen denn nun die vornehmen Geister alle, der kluge, zierliche, schwerfällige Schlegel; die dicke feurige Staël, leichter, froher, anmutiger Bewegung; der milde, fromme Matthieu de Montmorency; die schöne, angenehme Recamier; der nüchterne, häßliche, kleine, stummlauernde, witzige Sabran; der schöne, zarte Nordländer Bölk; eine Kugelrunde, harte, kalte Engländerin; ein guter Teufel von naivem, fröhlichem, zahmem, furchtsamem, gesprächigem italienischem Künstler — und ich, nach Zauberers Sitte, räuchre denn diese Geisterschar nach Herzenslust ein, worüber sie die seltsamsten Gesichter schneiden. — Die Staël möchte mir sogar die Unart abgewöhnen. — Man arbeitet übrigens den ganzen Tag, und sieht sich nur in der Regel zu den dreien Speisestunden, als zwölf, sechs und elf . . . Ich passe aber in diese Welt gar nicht, ich habe mit ihnen nichts. Und obgleich eben keinerlei Zwang angelegt ist, so entbehre ich doch allerlei Freiheit; erstlich lieb' ich eben keinen hier, und es liebt mich auch keiner — da ging es mir doch in Berlin und selbst in Paris besser —, kurz ich verschmachte an diesem Quell Kastalias. Selbst das Rauchen wird einem sauer gemacht, muß ich doch, wenn es regnet, von dem Abtritt aus (ein wahrer Lustort im Vorbeigehen zu bemerken) meinen Qualm in die gelehrte Welt blasen, denn die stachelshweinförmige britannische Feindin besetzt eine Stube neben der meinigen, von wo aus sie das Feuer meiner Batterien zum Schweigen gebracht hat.“

Er gedachte nur bis Anfang September zu bleiben und dann mit Schlegel nach Paris zurückzugehen. Dieser Plan aber fiel zusammen, als ihn die Staël fester in ihren Zauberkreis zog. „Wie Helmina hier in der Nähe zu kommen gedachte,“ schreibt er im August 1810 an de la Foie, „merkt' ich, daß von meinen Verhältnissen mehr, als wirklich ist, gewußt und geglaubt werde. . . . Die Herrin sprach auch frei heraus darüber — sie glaubte sie

in andere Umstände — nach wechselseitiger begründeter fester Achtung mußte ich der Staël mein ganzes Herz sagen. Helminen hab' ich das alles nicht ganz gesagt und ihr nur Lieb' und Achtung zu der Staël einzulösen gesucht."

Chamisso ging nicht nach Paris, sondern begleitete Frau von Staël, als sie Chaumont verließ und nach Fossé bei Blois übersiedelte.

Ein ganz anderer Ton kommt jetzt in seine Schilderungen der „Staëlerinnen“ Frau. So nennt er sie Fouqué gegenüber ein sehr merkwürdiges seltenes Wesen, das in sich den Ernst der Deutschen mit der Glut des Südens und der Form der Franzosen vereinige. Und an Barmhagen berichtet er, sie sei kein gemeines Weib, sie habe Gradheit und Enthusiasmus, sie fasse alle Ideen mit dem Herzen an, sei leidenschaftlich und stürmisch; dabei besitze sie eine gar eigentümliche Geometrie des Lebens, sei für Freiheit und Rittertum gleich begeistert und lebe in der Region, wo sich die politischen Gewitter bildeten, die über die Erde entscheiden.

Auch Schlegel erscheint ihm jetzt in einem andern Lichte. Hatte er noch eben die Freunde an jene goldenen Nordsternbündlerzeiten erinnert, wo sie verblüfft und schwärmerisch fromm erzittert wären bis ins tiefste wonneströmende Herz, wenn nur des Meisters Schatten, vom Monde im ersten Viertel geworfen, über einen von ihnen gestreift wäre, und dem gegenüber hinzugesetzt: „Nun schneidet mir dieser Mann ganz tranquille meine Feder, damit ich an Dich schreibe, wir arbeiten zusammen, und am Ende, trotz seiner Zahmheit, seiner Feinheit, seiner ausgezeichneten Artigkeit, bin ich der, der am andern am meisten anzusehen hat“ — so hebt ihn jetzt ihre Bürgschaft in seinen Augen. Er sei zwar klein, eitel, eifersüchtig — aber groß, uneigennützig, bieder und reines Gold. „Das Haus geht toll und um,“ heißt es in seiner Schilderung weiter, „eine seltsame und im Grunde hübsche Sitte ist eingeführt, das gesprochene Wort ist verbannt, — in den Gesellschaftsstunden macht uns der gute Perfora Musik, und wir sitzen an einem runden Tische, worauf Tinte, Federn und Papier, und vermöge der sogenannten petite poste ist man im geschriebenen tête-à-tête mit wem und so vielen man will begriffen; — sonst ist im Garten l'allée des explications, und man hat auch fleißig explications miteinander. Der Teufel ist immer los, Freundschaft ist hierzulande eifersüchtiger denn Liebe.“

In Chamisso's Nachlaß fand sich eine große Anzahl dieser kleinen, geistprühenden Zettel. Einige hat Szigig dem Briefbände

seiner Ausgabe eingefügt. Sie zeigen in jeder Zeile, daß Chamisso in Deutschlands Wäldern nicht verlernt hatte, die Sprühfeuer französischen Esprits mühelos spielen zu lassen. Ganz vorzüglich kommt zum Beispiel die Selbstcharakteristik heraus, die Chamisso einem von der Staël zur Entschuldigung ihrer Vorliebe für Paris zitierten Verse Voltaires „la patrie est aux lieux où l'âme est attachée“ anhängt: „Je suis Français en Allemagne et Allemand en France, catholique chez les protestans, protestant chez les catholiques, philosophe chez les gens religieux, et cagot chez les gens sans préjugés; homme du monde chez les savans, et pédant dans le monde, Jacobin chez les aristocrates, et chez les démocrates un noble, un homme de l'ancien régime etc. etc. etc. Je ne suis nulle part de mise, je suis partout étranger — je voudrais trop êtreindre, tout m'échappe. Je suis malheureux — — puisque ce soir la place n'est pas encore prise, permettez-moi d'aller me jeter la tête la première dans la rivière.“ Röstlich auch die Antwort: „Attendez encore un mois.“ —

Und nicht minder trifft die folgende im Zwiegespräch sich entwickelnde Charakteristik genau ins Schwarze: „Vous avez beaucoup d'esprit, et vous ne soignez pas votre accent — Vous savez toutes les langues et vous ignorez la vôtre — Vous êtes d'une jolie figure et vous vous négligez étonnamment — Enfin, vous avez de l'amitié pour moi, et vous ne savez pas me sacrifier la pipe — Dites-moi donc à quoi tient cet incomplet, quand il ne tiendrait qu'à vous d'être si distingué.“

Ch. Que répondre? Vous vous appliquez à la flatterie, et moi, je ne sais pas même manier la louange. — Epargnez-moi nous ne sommes pas à armes égales. —

Ne rabotez pas l'écorce d'un chêne pour le polir, il mourrait — Laissez-le surtout dans la forêt, c'est là qu'il verdit!!

St. Trouvez-vous que je sois sans énergie? je ne veux pas que vous soyez dans la forêt si je n'y suis pas — je ne vous ôte pas vos feuilles mais les broussailles — Je ne vous flatte pas, je fais mieux.

Ch. Vous ne voulez pas que je sois dans la forêt, si vous n'y êtes! Vous ne voulez pas y être, dans la forêt! Que voulez-vous donc faire de moi? Où voulez-vous que je sois?

Ch. Ce que vous êtes, énergique dans le cœur et élégant dans les formes, ancien et moderne, sauvage et gentilhomme — enfin réunissant les contrastes, ce qui est la perfection.“

Ein andermal sehen wir Chamisso die ihm seinerzeit von Cérés gegebene Lehre ins Gesicht führen:

„Liebe schwärmt auf allen Wegen,
 Treue lebt für sich allein.
 Liebe kommt dir rasch entgegen,
 Aufgesucht will Treue sein!“

Frau von Staël stimmt ihm zu: „L'amour est une grande affaire, mais l'amitié est une douce chose, et il me semble que je l'ai aufgesucht!“ — „Und gefunden“, versichert Chamisso.

Er hatte hiermit wohl nicht zu viel gesagt. Denn mag er auch ironisch nach Berlin melden, daß er bei der Staël Mores gelernt habe, daß er jetzt wisse, man dürfe vor Damen nicht fluchen, woran er sich freilich noch nicht gewöhnen könne, man frühstücke im Überrock und diniere abends um 7 Uhr im Frack, so muß er doch zugeben: „Trotz dem allen kann man doch eine Seele im Leibe haben, man sollte es nicht denken, aber es ist doch wahr“, und er rechnet sie zu seinen Freundinnen; denn sie wisse viel von seinem, er von ihrem Leben und er schätze sie. „Diese Frau hätte mich lieben können, ich ward ihr Freund, und also werden wir wohl bleiben.“

Der leidenschaftlichen Frau schien diese laue Resignation nicht am Platze. „Die Staël“, heißt es in einem Briefe aus jener Zeit, „hegt zu mir ein ganzes Vertrauen, Hochachtung, Freundschaft und — sie winkte mir schmeichlerisch wie mit einem Laternenpfahl und kurz und gut, sagte es mir endlich rund heraus — Freundschaft kann bei ihr ohne Liebe nicht abgehen — hegt zu mir also auch Liebe, wie sie es mir bewegt und mit Tränen sagte, aber eine edelmütige Liebe, und sie löst sie im Interesse zu mir und meiner Freundin auf — ich bin sehr gerührt, sehr stolz darauf, ich habe eine innige Freundschaft zu ihr, ich rechne auf sie, sie ist meine schöne, hohe Freundin, aber weiter nichts. Liebe habe ich doch kaum für meine Liebe — wie ich ihr es oft gesagt: zwischen ihr und mir fließt der Rhein!“

Daß aber demungeachtet eine Brücke über den Rhein geschlagen wurde, wird nicht nur aus den Äußerungen der Berliner Freunde, die aus Paris erfuhren, daß Chamisso der erklärte Günstling der Staël sei, sondern auch aus seinem späteren Verhalten der „hohen Herrin“ gegenüber mit Sicherheit geschlossen werden können.

Seine damalige Stimmung spiegelt sich in dem Gedichte:

„Weiter blick' ich ohne Reue
 In des Himmels reine Bläue,

In der Sterne funkelnd Gold,
Ist der Himmel, ist die Freundschaft,
Ist die Liebe mir doch hold,
Laure, mein Schicksal, laure.“

Das Vorgefühl einer neuen Enttäuschung, das im Schlußverse anklingt und dann als Refrain, wie ein dunkler Zukunftshintergrund, immer drohender emporsteigt, sollte nicht allzu lange in der Schwere bleiben.

Als Frau von Staël nach Erscheinen ihres Buches „De l'Allemagne“ binnen vierundzwanzig Stunden des Landes verwiesen wurde und nach Coppet flüchtete, folgte ihr Chamisso nicht unmittelbar. Um die unglückselige Übersetzung, „das Gewebe Penelopeias“, zu beendigen, verbrachte er den Winter 1810, von der Freundin dem Freunde empfohlen, zu Napoléon in der Vendée bei Prosper de Barante, dem damaligen Präfekten der Departements Vendée und Niederloire, der später ein hervorragender Staatsmann, Geschichtschreiber und Publizist, sich gerade in jener Zeit durch sein von der Staël mit warmen Empfehlungsworten angezeigtes Erstlingswerk „Tableau de la littérature française au XVIII^e siècle“ (Paris 1809) einen Namen gemacht hatte. Er fand in seinem Gastgeber, der von ihm in deutsche Ideen und Sprache eingeweiht zu werden wünschte, einen angenehmen jungen Mann sanften Charakters, sinnvoll, hellen, unparteiischen Blickes. Mit Vergnügen vertiefte er sich in die bunte Fabelwelt der französischen Volksfagen und in Barbazans Sammlung der „Fables et contes des poètes français des XI^e—XV^e siècles“, der Schalk Rabelais lächelte immer auf seinem Tische. Trotzdem überschätzte sich bald seine Stimmung, und sein Mißbehagen wuchs von Tag zu Tag. Nicht nur, daß ihn der stille Vorwurf seiner Unzulänglichkeit zu Boden drückte, die er empfand, als ihm die lateinische und griechische Professur wieder angeboten wurde, wo er doch sein Griechisch fast ganz vergessen und Lateinisch, Gott besser's, nie gewußt habe. Auch die Eintönigkeit seines Tagewerkes, die Ungewißheit seiner Zukunft, das Gefühl der Vereinsamung quälten ihn, der hier „des Lebens Licht und Wärme entbehren mußte, holder Frauenstimme und Freundes Händedruck... Der einzige Pulsschlag des hiesigen Lebens ist die zweitägige ein und aus reisende Post — und mir bringt er kein Blut zu, sintemal keiner mir wieder schreibt — und ich verblute mich (vertinte mich) also erbärmlich auf meinem stillen Kämmerlein, wo mich nichts stört, und wo ich wie der Winterbär die Pfoten sauge und schlafe.“

Am schwersten aber litt er wohl unter der Tatsache, daß er sich aus seinen zwiespältigen Gefühlen der Staël gegenüber, deren wahrhaft heroische Katastrophe ihn mit steigender Bewunderung erfüllte, nicht herausreißen konnte. Es schlingt sich hier wieder eine ähnliche Stimmungskette zusammen, wie wir sie schon einmal beobachten konnten, und immer vernehmbarer werden Wünsche und Gedanken, die sich später im „Schlemihl“ zusammenflechten sollten.

So überrascht er im August 1810, durch die anfangs ihn geradezu betäubende Lebendigkeit der Staëlschen Gesellschaft tiefer in sich selbst hineingetrieben, Warnhagen mit der Wendung: „Die See, die Schweiz und die Rheinufer ziehen jetzt meinen Sinn gewaltiger an, denn alle Kunst und Wissenschaft und Menschenverkehr. Pass' auf! ich werde auch noch einmal ein Einsiedler.“

Daß diese Prophezeiung nicht im leichten Tone hingeworfen wurde, zeigt sich daran deutlich, daß sie bald bestimmter auftritt und immer festere Formen annimmt. „Mangel an Talent für die Welt“, schreibt er am 17. November 1810 an Fouqué, „und Abneigung gegen dieselbe (wechselseitige Ursache und Wirkung, die sich steigern) sind mein Einsiedler-Beruf; ich habe keine Lust am Spiele der Welt, ich habe auch keinen Ort in ihr, ich bin nicht Herrscher, nicht Diener, kein Schaffender und schafflustiger Künstler — ein Gelehrter kann ich auch nicht sein. — Ich wollte nur wohlwollenden Gesinnungen leben, in die Stille und die Dunkelheit mich zurücke ziehen und mit leisem Sinn für Natur und Kunst mein Leben zieren. — Bei anderen religiösen Begriffen, nach schmerzlicher Verzichtleistung, zu der ein guter Anfang gemacht, würd' ich wohl im Gebirge eine Klause bauen und Eremit werden.“ Und ähnlich heißt es in einem Brief an Warnhagen (16. Oktober 1810): „Lebe wohl und tummle Dich; ich will Gleiches tun, bis ich mein Schneckenhäuslein antreffe, darin ich mich vertiefe; bei Gott, vielmehr begehrt' ich nicht, sehe es auch wohl mit den Augen meines Kopfes und kann nicht dazu gelangen; — ich bin so genügsam, so beschränkt in meinen Begierden — ein Dach, ein Herd und reine Verhältnisse; soll denn ein Menschenleben drauf gehen, bis es sich findet!“

„Keine Verhältnisse“ — wir erinnern uns, dieses Wort schon einmal gehört zu haben, und erkennen immer deutlicher, daß für Chamisso eine tiefe Lebensnotwendigkeit in diesem Worte beschlossen war. Der Wille nach „reinen Verhältnissen“ war die Haupttriebfeder seines ganzen Lebens, das in seiner ersten größeren Hälfte nicht die lange Reihe von Enttäuschungen aufweisen

würde, hätte er dieser innerlichen Stimme, die ihn leitete, wie es für ihn sich ziemte, nicht unbedingte Treue gehalten. Er selbst hat diesen Grundzug seines Charakters in aller Schärfe herausgehoben: „Ich nehme alles sehr schwer, sehr ernst, besonders gegen mich selber, ich finde mich leicht verpflichtet und dann auch unbegrenzt; den möglichsten Grad der Reinheit überall zu erzeugen, wobei ich mit bin, ist wohl das Hauptgesetz meines Wesens.“ —

Neben diesem Eremiten- oder, wie wir auch sagen können, Robinson-Motiv, das im Schlußteil des „Schlemihl“ prächtig emporsteigt, können wir noch das Eindringen einiger anderer wichtiger Motive in den Gedankenkreis Chamisso's verfolgen.

Wir erinnern uns, daß der blutjunge Chamisso seine eigenen Gedanken über den Wert des Geldes hatte. Als Frau von Staël mit ihrer Gesellschaft plötzlich Chaumont verlassen mußte, weil der Besitzer, den man am Mississippi wähnte, mit Rind und Regel Einlaß heischend vor dem Tore stand, und sofort das schnell möblierte und eingerichtete Schloß Fossé bei Blois bezog, ruft er seinem Freunde Wernhagen zu: „Es ist doch schön, reich zu sein“, und bittet ihn, da er ein sehr ausgesprochenes, doppeltes weltliches Gelüste in sich spüre, einmal nach einem wenigen Gelde und das andere Mal nach einem großen Gelde, er möge ja nicht vergessen, wenn er etwa beim Spazierengehen über einen Geldkasten von einer Million — mehr oder minder — stolpere, es ihm zu melden und redlich mit ihm zu teilen. Seine beschränkte pekuniäre Lage, über die er sonst leicht hinwegkam, wird ihm angesichts der im großen Stile geführten Lebenshaltung seiner Freundin sehr fühlbar geworden sein. Sag da nicht nahe genug der Gedanke: „Und wäre ich reich, besäße ich das Glücksflein Fortunats und könnte mir alle Schätze der Welt damit verschaffen, was wäre damit geholfen? Würde die Welt mir weniger Enttäuschungen bringen? Mir, der ich wenig schätze, was sie besitzt, und verlange, was sie nicht geben kann? Echtes, wahres Glück und Ruhe und Zufriedenheit mit mir selbst?“ Und mit diesem Fortunatus-Motiv steigt auch das der Siebenmeilenstiefel immer vernehmlicher auf, so daß wir hier wieder ganz deutlich beobachten können, wie tief die einzelnen Motivzüge in Chamisso's Wesen eingebettet waren, ehe sie sich, ihm selbst fast unbewußt, im „Schlemihl“ zusammenfinden und ineinander schlingen.

Gleich nach seiner Ankunft in Chaumont läßt er Neumann gegenüber, dem er seine Verstimmung über den ihm wenig zusagenden Kreis, in den er hineingeschnitten sei, nicht verhehlt, die Äußerung fallen: „. . . Die Welt ist groß genug, daß man

vielleicht einige Spaziergänge in derselben vornehme, wie? in welcher Richtung? weiß Gott, — ich habe so noch keinen sogenannten dummen Streich (gallisch *sottises*) begangen, ich fühle in mir so etwas heranreifen . . ." Und bald macht er sich mit dem Plan, die Freundin nach Amerika zu begleiten, vertraut und malt sich dieses Leben in lockenden Farben aus: „Die Idee, in diesen alten Forsten die Art anzulegen und bald auf einer freien Erde Städte entstehen zu sehen und bei solchen Schöpfungen mitzuwirken, hat für mich einen großen Reiz. Ich mag die freie Natur und mag gerne mit ihr in den Kampf treten. Dort darf man wohl ein Haus gründen, unter uns, Eduard, frönt man doch nur der Verwesung, und wir müssen alle untergehen.“

Später findet sich selbst das Wort, das wir zur Bezeichnung dieses Motivs verwandt haben: „Jedlichsmal, daß ich die Siebenmeilenstiefel anzuziehen Miene mache, hält mich die Herrin mit Kunst und Natur fest, ich tue ihr den Willen, denn sie hat Macht.“

Der Winteraufenthalt in Napoléon trieb Chamisso allmählich in dieselbe Verzweiflungsgleichgültigkeit hinein, die ihn während des letzten Berliner Aufenthaltes heimgesucht hatte. Findet sich im Oktober 1809 in einem Briefe an Fouqué die Stelle: „Ja, mein lieber Freund, ein jeder hat seine gehörige Dosis von Verzweiflung im Leibe und erträgt sie jeder, wie er kann“, so wiederholt er sie jetzt demselben Freunde gegenüber und fügt hinzu: „Ich sage mir wohl oft: ins Teufels Namen, wozu nimmt man sich denn so viel Mühe, um zu leben, lasse man es doch eben gehen wie es will, — es ist doch bald aus, und der ganze Bettel ist es nicht wert; viele, viele der Reime gehen nicht auf und rückkehren zu dem Urstoffe; man rechne sich zu diesen und überlasse der Ananke, was das flüchtige Erscheinen gesollt!“

Tief und tiefer wühlt er sich in eine schwarzlichtige Schwermut und gallige Unzufriedenheit hinein: „Ich armer Schelm bin hier wie verraten und verkauft, und keine Christenseele bekümmert sich weiter um mich. . . . Wenn das Hasardspiel des Lebens aus lauter Nieten besteht, wen reute nicht der Einsatz! Ich spiele es auch nur aus Zerstreuung und Ekfel; ich sage Euch — verrückt genug — daß einer glücklich oder unglücklich sei, was hat's weiter auf sich, und fällt der Vorhang, ist doch die Komödie gleich aus, was auch das Stück gewesen . . . Die Welt ist mir jetzt so grau, das Herz so kalt — es möchte kein Hund so länger leben!“ Immer lauter ruft es in ihm: „Dich drückt die Luft, in der Du atmest, fleuch!“ Einen Entschluß zu fassen gelingt ihm aber ebensowenig wie ehemals in ähnlicher Lage. Hat er es doch

längst aufgegeben, der Notwendigkeit in die Speichen zu fallen. „Ich warte, daß es werde, es wird immer nichts!“ Trotzdem wolle er über Vergangenes nicht müßig klagen; denn er verehere still die Notwendigkeit, die an der Vergangenheit ihr unbestrittenes Erbrecht ausgeübt habe. Vor ihm stünde die Aufgabe, aus dem Jetzt die Zukunft zu gestalten. Dies sei aber die Kunst, die er nicht besitze. „Ich lasse das Schicksal durch seinen Diener, den Zufall walten.“

Und diese Resignationsstimmung, trotz düsterrer Färbung von einem unerschütterlichen Optimismus getragen, auf dessen Wurzeln wir schon gestoßen sind, gibt ihm auch den Schlüssel zum Verständnis seines Lebens, das von Anfang an ein Gewebe von Order und Kontreorder gewesen sei. Mit dem Schicksal „will ich nicht murren, weiß ich doch, daß oft nur ein Ziel erscheint, damit ein Gehen, worauf es zuletzt doch ankommt, statt habe, mit wahrscheinlichem Grunde; und also lös' ich das Rätsel.“

Einen Lichtblick aber schenkte ihm dieser Aufenthalt in der Vendée. Es fielen ihm handschriftliche Aufzeichnungen über den herrlichen Krieg in die Hand, den einst die Vendéer Bauern gegen die Heere der Republik geführt hatten. Er findet hier reine Motive, große Charaktere und große Taten auf beiden Seiten. Das Herz schlägt ihm höher angesichts des ungebrochenen Kriegsmutes, der diese Bauernheere beselte, die in unzähligen Schlachten die talentvollsten Generale der Republik besiegten. Auch an dem patriarchalischen Verhältnis, das zwischen dem Adel und der Bauernschaft geherrscht haben muß, hatte er seine helle Freude. Forderten doch die Bauern die Edeln auf, sie anzuführen, und die Edeln ihrerseits wählten einen Bauern zu ihrem General. Mit großer Genugthuung erfüllte ihn besonders die Tatsache, daß keine fremde Hilfe, keine Ausländer, keine Politik, keine unreinen Mittel und Motive in dieses grandiose Bild einen fremden, störenden Zug hineingebracht hätten.

Diese und ähnliche Stellen muß man im Auge behalten, wenn man die Quelle der in seinen Gedichten häufig hervortretenden Neigung zum Gräßlichen und Schaurigen nicht verkennen will. Er suchte eben auch hier „reine Verhältnisse“.

Daß übrigens diese schwere Niedergeschlagenheit noch einen tieferen Grund gehabt hat, gerade wie jene Berliner Krisis, ist deshalb sehr wahrscheinlich, weil in jener Zeit Frau von Staël sich mit Jean de Rocca heimlich vermählt hatte. Obwohl Chamisso hiervon wohl nie etwas erfahren hat, so fühlte er sicherlich aus ihren Briefen oder aus ihrem Schweigen heraus,

daß ein Erkalten ihrer Freundschaft eingetreten war. Merkwürdig jedenfalls dieser jähe Stimmungswechsel! Während er im Oktober die Vendée mit frohem Herzen betrat wie es die Verse bezeugen:

„Keine Stürme, keine Schmerzen,
Heitre Ruh' im vollen Herzen,
Kann es aber anders sein?
Blauer Himmel, treue Freundschaft,
Reiche Liebe sind ja mein.“

Hören wir ihn schon im November die Klage ausstoßen:

„Ich bin nicht mehr, was sonst ich war,
Die Zeit hat wider mich geschworen,
Es hat mein Lenz, mein Sommer gar
Zum Fenster sich hinaus verloren.“

Und im Februar 1811 entlockt ihm der jähe Gegensatz zwischen früher und jetzt die Verse:

„Bin so alt geworden,
Alt und schwach und blind.
Ach! verweht das Leben
Wie ein Nebelwind.“

Wenn er sich aber auch darüber klar geworden sein will, „mit dem Herzen wie mit dem Kopfe“, daß er in jenen Kreis nicht hineinpasse, so wird diese Erkenntnis, wie wir aus den mit besonderem Nachdruck hinzugefügten Worten erschließen können, das Resultat eines Kampfes gewesen sein, bei dem sich das Herz im stillen doch nicht für ganz besiegt erklärt hat.

Als er im Februar Briefe erhält, die ihn nach Genf rufen, steht es sofort fest bei ihm, im Frühjahr dorthin zu reisen, dann vielleicht die hohen Alpen zu besuchen, in das goldene Italien einen Blick zu werfen und hierauf nach Deutschland in die Umarmung der Freunde zurückzueilen.

Im März 1811 verließ er Napoléon, trotz allem Unannehmlichen, das ihm dieser Ort gebracht hatte, nicht unfroh darüber, daß er hier in dieser öden Fremde nicht festgenietet worden war, um seine besten Jahre ohne innere Befriedigung zu „verbudeln“. Nach kurzem Aufenthalt in Paris, wo er sich um eine Anstellung im Archivdienste bewarb, wohl nur um seinem Freunde de la Foie einen Gefallen zu tun, der sich mit der gleichen Absicht trug, traf er im April 1811 in Coppet ein.

Übermals sollte er um eine Enttäuschung reicher werden! Wie tief es ihn schmerzte, die Herzensfreundin in intimer Verbindung mit einem anderen zu sehen, erschen wir aus den Versen:

„J'ai vu la Grèce, et retourne en Scythie,
 Dans mes forêts je retourne cacher
 Mes fiers dédains et ma mélancolie.
 Rien désormais ne m'ent peut arracher.
 Adieu, Corinne, adieu, c'est pour la vie.
 J'ai vu.

Là j'expirai l'erreur qui m'est ravie;
 Ta douce voix a trop su m'allécher.
 Corinne, adieu: tu n'es point mon amie.
 J'ai vu.“

Dieses Gedicht, das als Abschiedsgruß gedacht war, scheint, wie aus folgender Briefstelle hervorgeht, wieder eine Annäherung hervorgerufen zu haben: „Das erste Mal, daß ich bei ihr war, empfand sie wohl einen gewissen Reiz zu mir, diesmal fand ich sie in einem Verhältnisse befangen, daß sie ganz von mir entfernte, und ich selber trat stolz und fremd zurück; so waren wir sehr kalt gegeneinander. Sie nennt mich stolz, und ich setze mich wirklich gegen sie, wie gegen Übermacht, zur Wehr, sie achtet es auch an mir. — Bei Gelegenheit meiner vorgehabten Abreise haben wir uns die Hand wieder fest gedrückt; ich schicke Dir die Verse, die ich an sie dichtete. Bei aller Freundschaft erkenne ich ruhig mit dem Herzen wie mit dem Verstande“ — wir hören hier wieder jene scharfe, bedeutungsvolle Unterscheidung —, „daß wir uns bloß über eine Grenze die Hand reichen können, und ich bin ganz unbefangen und ohne Wünsche. Ich habe ihr auch den Gesichtspunkt abgewonnen, wo die hohen Berge niedriger erscheinen.“

Wie Frau von Staël übrigens über Chamisso dachte, erhellt aus einem Briefe, den sie im Mai 1812 an Helmina von Chézzy richtete, um ihr für die Zusendung ihrer Dichtungen, „Gedichte der Enkelin der Karschin, 2 Bd.“ (München 1812) zu danken: „Mr. de Chamisso m'a soigné depuis près de deux ans dans les angoisses les plus cruelles de la vie. J'ai appris à l'estimer et à l'aimer, comme un des hommes les meilleurs et les plus éclairés que l'on puisse rencontrer dans ce monde.“ (22. Mai 1812.)

So blieb Chamisso den Sommer über in Coppet, zuerst wohl, wie er sich selbst einredete, um seine Schwester aus Italien zu erwarten, die seit 1809 in Parma, später in Pisa lebte, dann aber „wie ein Offizier im Feld, der seinen Abschied nicht nehmen darf“, als er mit ansehen mußte, daß die unglückliche, kranke Frau

mit jedem Tage hilfloser wurde, da ihre Freunde teils gewaltsam verschleucht wurden, teils feige abfielen. Er versuchte zwar gelegentlich, sich dem magischen Kreise zu entziehen, aber in dem combat de générosité, der sich dann entspann, strich er bald die Segel: „Ich habe gebremmt und bin geblieben, sie hat nun wieder gebremmt, daß ich gebremmt habe. — Indes soll sich alles zu Ende des Monats entscheiden.“ So schrieb er im September 1811. Die Entscheidung verzögerte sich aber bis in den Mai 1812, wo Frau von Staël Coppet verließ, um nach Wien zu flüchten.

Damit fand ein wichtiges Kapitel in Chamisso's Lebensgeschichte seinen Abschluß. Nicht das wichtigste, wie öfters behauptet worden ist, denn es war kein Erlebnis, das so tief ins Mark schnitt, wie die langjährige Herzenswirrnis seiner Jugendliebe. Wohl aber war es eine bedeutsame Episode, reich an Eindrücken und Anregungen, so daß er noch zwanzig Jahre später mit Dankbarkeit an diese unbergeßlichen Tage zurückdachte. Als er 1831 die Tochter seiner Freundin, die Herzogin von Broglie in Berlin wieder sah, schrieb er die folgenden Zeilen nieder:

„Ich blicke mit dem Herzen fern zurück
Zu einer Welt, der einst ich angehörte —
Der Tod ist da gewesen: Gräber! Gräber!
Nur eine — Du — Wie aber Dir zu nahen,
Und wie Dich nennen? — Herrin? — Gnäd'ge Frau?
Du stehst vor meinen Augen noch das Kind.
Und, Albertine, würdest Du den Blick
Auf mich und sprächest: „Wer ist dieser Alte,
Der mich so anstarrt, graue Locken schüttelt
Und Tränen heimlich zu verschlucken scheint?
Ich kenn' ihn nicht.““ — —

Seine Lieblingsbeschäftigung bestand während seines Aufenthaltes in Coppet darin, an der Hand einer ausgebreiteten Lektüre Zeit und Raum in Gedanken zu durchschwärmen, in „Reisebeschreibungen, in neuen und alten Büchern, in verschiedenen Sprachen, die sechstausend Jahre der Geschichte unseres Geschlechtes und die neuntausend Stunden unseres kleinen Erdgürtels, nach Charakterzügen des Menschen“ zu suchen. Er gewann damals den Historiker Simonde de Sismondi zum Freunde. Das Abschiedsgebidht, das er an ihn richtete, ist auch deswegen bemerkenswert, weil es mit Schlemihlstimmmungen gesättigt ist:

„Nustet siehst Du nur mich irren
 Kann das Rätsel nicht entwirren,
 Stets wird's dunkler meinem Sinn.
 Fest wohl steht der Stern im Norden,
 Aber müde bin ich worden,
 Kraft und Leben sind dahin.“

Zu eigenen Arbeiten ist Chamisso in dieser „Bivakszeit“, die von Ende Mai 1811 bis zum August 1812 dauerte, nicht gekommen. Mit der Übersetzung von Guillaume Etienne's „Deux Gendres“, an dem er trotz des wachsenden Lärms, den die Franzosen davon schlugen, Gefallen fand, erntete er bei den Freunden wenig Beifall. Er hatte die Arbeit in acht Tagen fertig gestellt, wollte sie in Berlin oder Weimar drucken und womöglich auf die Bühne bringen lassen. Aus alledem wurde nichts, da die Freunde, Fouqué voran, den Stoff nicht genug wirksam fanden und dem Verfasser die Gabe ab sprachen, das Dramatische mit den rechten Beschwörungsformeln hervorzurufen.

In dieser Zeit gab ein Wort seines Freundes de la Fohe, dem er geschrieben, daß er englische und spanische Sprachstudien treibe, Calderon und Shakespeare im Original lese, den Anstoß, einen schon des längeren erwogenen Plan, der für sein ganzes ferneres Leben entscheidend werden sollte, zur Ausführung zu bringen.

Schon in Fossé hatte ihn sein Freund Harscher dringend gebeten, mit ihm nach Halle zu gehen und sich dem Studium der Medizin und Naturwissenschaft zu widmen. Er hatte damals ablehnen müssen. Der Plan aber nahm in den traurigen Tagen des Wendéer Aufenthaltes allmählich bestimmtere Formen an. „Meine feste Idee ist, nach Berlin zu gehen und ein Student zu werden. Ferner steht bei mir fest, Medizin zu studieren“ (22. März 1811 an H zig).

Als ihm daher de la Fohe schrieb, wenn man in Coppet säße, dürfe man nicht Englisch, man müsse Botanik treiben, wirkten diese Worte wie eine Offenbarung. „Das war mir anschaulich, und ich tat also“ . . . In dieser schlichten Wendung kennzeichnet Chamisso noch 1835 den wichtigsten Wendepunkt seines Lebens.

Mit frischer Arbeitslust griff er nunmehr die botanischen Studien an. Er freut sich, am 24. Mai 1812 an H zig berichten zu können: „Ich habe mit diesem Frühjahr die Botanik zu treiben angefangen, ich finde hier Leichtigkeit und Anleitung dazu, und dies Land ist gleichsam der botanische Garten Europas.“ August von Staël der ältere Sohn seiner Gastfreunden, wurde

sein erster Lehrer in der Botanik, und mit ihm unternahm er Exkursionen in die Umgebung von Coppet, in den Jura und die Savoyischen Alpen. Bald hat er hundert, bald tausend Pflanzengattungen zusammen. Die Rubiaceengattung *Staëlia* Cham. erinnert noch heute an dieses Freundschaftsbündnis. Nach der Schneeschmelze wollte er „seine Schuhe anspannen“ und eine längere Alpenwanderung zu botanischen Zwecken unternehmen.

Im August schreibt er an Varnhagens Schwester, daß er sich den Sommer über ganz der Botanik gewidmet habe und „dem stillen, innigen, wortlosen Genusse der schönsten Natur, die mir wie eine Geliebte ist, von der ich scheiden muß.“

Er hatte in dieser Zeit ein tiefes, innerliches Verhältnis zu seinen Studien gefunden, wie es einige Monate früher noch nicht völlig hergestellt war: „Ich kenne“, meldet er dem Freunde Lafoye am 23. Mai 1812, „schon nach de la Marc und Decandolle an ein paar hundert Blumen, doch will es mir eben nicht hell werden in der Blumenwelt, die stillen unschuldigen Blumen unterhalten mich wirklich besser und vertraulicher als Menschen, und dennoch ziehen sie mich noch nicht recht an.“

Am 10. August 1812 verließ er Coppet, zusammen mit seinem Freunde August von Staël, der ihn bis zum Col de bonhomme begleitete, wo sie zum ewigen Andenken eine Steinspyramide aufrichteten, der noch heute die Führer beim Vorbeigehen einen Stein hinzuzufügen pflegen. Hierauf setzte Chamisso allein den Stab weiter. Über die Montblancgruppe, den Großen St. Bernhard wanderte er das Rhonetal aufwärts über Grimfel und Furka bis zum Gotthard, von hier aus durch das Reußthal und über den Vierwaldstätter See, dann über Zug und Zürich bis nach Schaffhausen an die deutsche Grenze.

Wir glauben Schlemihl mit den Siebenmeilenstiefeln zu sehen, wenn wir die Worte lesen, mit denen er einen Brief an Varnhagens Schwester vom 10. August 1812 beschließt: „Nun gehe ich allein, entschlossen und vertrauend. Leben Sie wohl, Liebe, Gute — — denken Sie mich, da Sie diese Zeilen lesen, die Kapfel auf dem Rücken, das Buch in der Tasche, den Stab in der Hand, allein auf Felsengesimsen, zwischen Wolken, Gletschern, Bergströmen und Abgründen, in einer Höhe von 7200 Fuß — vielleicht innehaltend und zu mir sagend, jetzt mag sie deinen Gruß empfangen!“ —

Im September traf Chamisso in Berlin ein. Am 17. Oktober ließ er sich — er stand bereits im 32. Lebensjahre — als studiosus medicinae inskribieren. Hiermit hatte er endlich die

Lebensbahn gefunden, die ihn, wie er überzeugt war, zum Ziele führen und mit seinem Innern in bessere Eintracht bringen würde.

Wie er einst aufatmete, als er endlich den hart erkämpften Abschied bekam und eine Halbheit und Aßernheit abschütteln konnte, die ihm jahrelang mit schwerem Druck auf der Seele gelegen hatte, so fühlte er sich auch jetzt erleichtert, daß er nicht wieder in die Lüge untergetaucht sei. „Ich bin einmal“, spricht er sich de la Foze gegenüber aus, „mit mir und der Welt in Eintracht und aus der Lüge heraus. Ich habe verständig gewählt und ausgeführt, und bin einmal, was ich heiße, und heiße, was ich bin — das ist studiosus medicinae der Universität Berlin. — Ich bin nicht reich, nicht blühend, aber so gut es gehen will fleißig, und ich spinne in mir den alten Wurm ein“ . . . eine aus dem Französischen ver, Wurm, Grille, herübergewonnene Redensart, die in den Briefen dieser Zeit häufig wiederkehrt.

Mit wahren Feuereifer widmete er sich seinen Studien, deren Umkreis er nicht ängstlich absteckte. „Ich will“, schreibt er an Lafoye, „alle Naturwissenschaften mehr oder weniger umfassen und in einigen Jahren als ein gemachter Mann und ein rechter Kerl vor mir stehen, der zu einer gelehrten Reise im allgemeinen und zu einem bestimmten Zweig insbesondere in einer größern Unternehmung der Art als tauglich sich darstellen könne.“ Es ist erstaunlich und zeugt von einer wahrhaft eisernen Ausdauer, was er sich alles in der kurzen Zeit von drei Jahren aneignete. Er treibt Anatomie bei dem alten Knape, dessen trockne Lehre von den Knochen ihn ebensowenig abschreckt wie der greuliche Zustand des Sezierbodens, geht durch die Elementarschule des Biologen, die Anthropotomie, arbeitet bei Dichtenstein auf dem zoologischen Museum, wo er die Krebse und Fische aufstellen hilft, hört über vergleichende Anatomie und Physiologie bei Rudolphi sowie über Elektrizität und Magnetismus bei Ermann. Besonders Interesse bringt er der Mineralogie entgegen. „Du,“ sagte er in dieser Zeit einmal zu Hixig, „ich hätte nimmermehr geglaubt, daß die Steine so viel Bestand hätten.“

Daneben förderte er emsig sein Haupt- und Lieblingsfach, vermehrte noch im Herbst 1812 seine Pflanzensammlung um mehrere Hunderte und unternahm im folgenden Frühjahr häufige Ausflüge in die Umgebung Berlins, auf denen ihn Schlechtendal, sein späterer Kollege am Botanischen Garten, zu begleiten pfl egte. „Wohl erinnere ich mich“, erzählt dieser, „so mancher weiten und mancher beschwerlichen Fußwanderung, mit ihm und anderen Beifreundeten unternommen, auf der bald anhaltender Regen bis

auf die Haut uns durchnäßte, bald drückende Hitze uns plagte, oder Sümpfe und Seen durchwatet wurden, um Pflanzen zu erjagen, und dann wohl auch der Versuch gemacht wurde, im Freien zu übernachten, um Zeit zu gewinnen, da meist nur der Sonntag und der Sonnabend Nachmittag zu Exkursionen bestimmt war. Überall war Chamisso voran, der erste, der eifrigste, von kräftigem Körper und fester Ausdauer. Eine alte, schwarze Kurtka und eine nicht minder alte, etwas verschossene und fleckige Sommerkleidung, bestehend aus runder Jacke und langen Weinkleidern aus demselben olivengrünen Zeuge, später noch das Staatskleid eines Südscehauptlings, eine schwarze Mütze von Sammet oder Tuch auf dem lockigen Haupte, eine mächtige grüne Kapfel an ledernem Tabaksbeutel irgendwo angehängt, einige Lebensmittel aus den kleinen Seitentaschen der Jacke hervorschielend, das war der Aufzug, in welchem er auszog und abends durch Schweiß und Staub nicht verschönert, oft noch ein kräutergefülltes Taschentuch in der Hand, den gepuzten Scharen der Berliner Sonntagswelt entgegentrat, und uns gutmütig neckte, wenn wir nicht mit ihm den graden Weg durch die Stadt ziehen wollten, sondern Umwege und Seitenstraßen wählten, um unbemerkter nach Hause zu gelangen.“

Diese überlegene Sicherheit gegenüber dem Urteile gleichgültiger Menschen — ein in dieser Zeit zum vollen Durchbruch kommender Charakterzug Chamisso's, der sich aber frühzeitig bei ihm bemerkbar macht und als Resultante einerseits seines aristokratischen Herrengefühls und anderseits seiner Rousseauschen Verachtung aller konventionellen Werte aufzufassen ist — besaß er einige Jahre früher noch nicht in demselben Maße. Dies zeigt uns ein Brief Wilhelm Grimms vom 3. Oktober 1809, in dem er seinem Bruder mitteilt, daß sich Chamisso in barocker Laune einen altprovenzalischen Rock habe machen lassen; dazu trage er eine alte Mütze und lasse sich einen Spitzbart wachsen, scheue sich aber, in diesem Aufzuge auf die Straße zu gehen.

Man hat oft gemeint, Chamisso, der nicht nur bei den Salonvirtuosen des Staëlschen Kreises, sondern auch diesseits des Rheines durch die naive Biederkeit und rücksichtslose Offenheit seines Wesens, ebenso wie durch die Vernachlässigung seines äußeren Menschen Anstoß erregte, habe unter der Unfähigkeit, sich gewinnende Formen und honette Weltläufigkeit anzueignen, sein ganzes Leben stark gelitten, und sein „Schlemihl“ sei ein Reflex dieser Stimmungen. Nichts kann verfehlter sein. Denn dieser Zug seines Wesens ist nur eine Konsequenz seiner gesamten Lebensstimmung. Er sah nicht nur in unsern gesellschaftlichen

Umgangsformen, in denen die Form nur allzuoft den Inhalt vertreten muß, sondern auch in unserer Kleidung, in der Einrichtung unserer Wohnungen usw. nur lästige Fesseln und sehnte sich, besonders in den ersten Jahren nach seiner Weltreise, oft nach seinem Kadaker Inselvölkchen zurück, wo er mit den Insulanern ganz wie ein Eingeborener gelebt hatte.

Gegen Hixig sprach er einmal an einem heißen Sommertage allen Ernstes den Wunsch aus, nackt mit der Peise im Munde in seinem Garten spazieren zu gehen, und Hixig bemerkt hierzu, er wäre auch wohl der Mann gewesen, dies auszuführen, hätte er auf dem Lande, statt in einer volkreichen Stadt gelebt. Und daß es nicht nur bei solchem Wunsche geblieben ist, können wir aus einer Nebenbemerkung ersehen, die sich in einem Briefe an Fouqué vom 17. Juni 1810 findet. Er teilt hier seinem Freunde mit nicht geringer Verwunderung mit, daß er in St. Menchould, seiner Heimat, allein auf dem Wege der mündlichen weiblichen Klatscherei sehr genau und umständlich erfahren habe, was er in Berlin, Markgrafenstraße Nr. 79, beim Buchhändler Hixig parterre in seiner Stube getan und gelassen habe, wie er am Fenster auf die Straße geraucht, sich im Sommer unter der Traufe gebadet habe usw. . . . Seine Freunde setzte er manchmal durch diesen Zug in Verlegenheit. So mag Hixig ein sehr erstauntes Gesicht gemacht haben, als Chamisso, damals schon würdiger Hausvater, angesehener Gelehrter und Dichter, plötzlich in tiefem Negligé, ohne Hut und in Pantoffeln, vor ihm steht und ihm atemlos und mit der Begeisterung eines Jünglings die Nachricht von dem Ausbruch der Juli=Revolution überbringt.

Daß Fernerstehende über ihn als einen wunderlichen Kauz — das Wort „wunderlich“ ist fast in allen zeitgenössischen Äußerungen über Chamisso ein stehendes Beiwort — den Kopf schüttelten, wußte er natürlich sehr gut, kehrte sich aber nicht daran. Er hatte in seinem Epiktet gelesen: „Willst du in der Weltweisheit fortschreiten, so merke weiter: Laß dir's gefallen, für ungeschickt zu gelten in dem, was das äußere Leben angeht, und für unbeholfen! Du mußt nicht scheinen wollen, etwas Rechtes zu verstehen. . . . Du mußt ein Mensch aus einem Gusse sein, ein guter oder ein schlechter. . . . Du mußt entweder deiner Seele leben oder der Welt“ — und das war ihm aus tiefstem Herzen gesprochen. In diesem Gedankenkreise liegen auch die Wurzeln seines „Schlemihl“.

Nicht Unfähigkeit also, sich mit den Menschen auf guten Fuß zu stellen — er besaß vielmehr die Gabe, sich überall schnell

wie zu Hause zu finden —, war es, die ihn mit der Welt in steten Konflikt brachte, sondern seine trotzige, überzeugungsstarke Herrennatur, das Erbteil seiner Väter, die ihm die Kraft gab, der Stimme seines Inneren unerschrocken zu folgen und, mit Schlemihl zu reden, seinem besseren Selbst zu leben. Seit seiner frühesten Jugend, die Belege ließen sich zahlreich häufen, winkte ihm als begehrenswertestes Lebensziel eine dunkle, geräuschlose Existenz, die ihn in den Stand setze, nach seinem Sinn und Herzen sich anzusiedeln und eine Familie zu bilden. Manchmal klingt in diesem Wunsche als Oberton eine gewisse Resignation mit, aber nur aus dem Grunde, weil seine Verwirklichung solange auf sich warten ließ, keineswegs deshalb, weil die süßeren Trauben zu hoch hingen. Nicht als eine vorüberhuschende Aufwallung überschwenglicher Schwärmerei, sondern als den Ausdruck einer tiefen Herzenssehnsucht haben wir die Worte aufzufassen, in denen er, noch ringend mit dem deutschen Ausdruck, seinem Herzensfreunde Lasoye in lockenden Farben ein Bild ihrer Zukunft entwirft: „. . . In einer stillen, abgelegenen, üppig umgrüntem Bucht des heiligen Weltmeers umfängt am Ufer uns der brausenden Flut ein eifriges, niedriges Dach und wie ein Haus und ein Garten nur; nur auch eine gleichgesinnte, gleichliebende des seltenen schönen Vereines würdige Gattin. Ihre Liebe, die Ruhe, der Fleiß, unsere Griechen, unsere deutschen Dichter, der Blick in die entfernte Welt und auf unsere Freunde — — —, lieber, lieber Freund! aber so rede doch! würdest Du nicht da mit bitteren Tränen im funkelnden Auge schauen können am „heiteren Himmel zu dem des Nordes Stern“ . . . Hiermit ist vollständig die Idylle umzeichnet, in die sich Chamisso nicht nur hineingeträumt hat, sondern die er sich schwer und mühsam dereinst in der „Philemon- und Baucishütte“ zu Schöneberg zurechtzimmern sollte.

Und in dieser Neigung zur Idylle ist meines Erachtens die tiefste Schicht seines Wesens zu suchen. Hierin wurzelt seine Hinneigung zu Rousseau und den Stoikern, sein Wahlverwandtschaftsgefühl mit den Naturvölkern der australischen Inselwelt, seine tiefe Lust am Märchen und an der schlichten Gefühlskraft primitiver Volksdichtung, sowie seine frühzeitig hervortretende Liebe zur Natur, die ihn schließlich die Botanik zum Lebensberufe wählen läßt.

In jenem arbeitsreichen Wintersemester 1812/13 ging er völlig in seinen wissenschaftlichen Studien auf. Die Dichtkunst hatte er, der von allen Eitelkeiten, wie er sagt, zurückgekommen sei, an den Nagel gehängt. „Vergessen habe ich schon, daß ich

je ein Sonett geschrieben — Gott verzeihe mir meine Sünden!“

Endlich war er in das richtige Fahrwasser gekommen, fühlte sich wohl und frei in einer von innerer Befriedigung getragenen Tätigkeit, und alles war im besten Gang, als ein Ereigniß eintrat, das ihn mit einem Schlage wieder in seine frühere Wirrnis zurückzuwerfen drohte.

Das Volk stand auf, die Flammenzeichen lohten, die Stunde der Vergeltung war gekommen. Auf den Schneefeldern Rußlands war das Gottesgericht hereingebrochen. Eine Welt in Waffen erhob sich wider den welschen Tyrannen, um die Ketten der Knechtschaft zu zerreißen. Da blieb keiner, der gesunde Glieder hatte und die Muskete tragen konnte, hinter dem Ofen sitzen. Alles eilte zu den Waffen, sonderlich Preußen glich einem einzigen Kriegslager. Nur einer, dem als altem Soldaten das Herz schwoll, wenn Hörner- und Trommellang zu einem frischen, fröhlichen Kriege aufriefen — unser Chamisso — mußte sich still in die Ecke drücken, zähneknirschend und voll bitterer Verzweiflung, weil die Zeit kein Schwert für ihn hatte. Zuerst wollte er sich, Fouqués Beispiel folgend, auf den Ausruf des Königs zum Eintritt unter die freiwilligen Jäger melden, und zwar als bloßer Freiwilliger, wie aus einem im Nachlaß vorgefundenen Konzepte ersichtlich ist. Durch die inständigen Bitten seiner Freunde, die mit Recht bei der scharfen Zwiespältigkeit seiner Empfindungen in diesem Entschluß keine Befreiungstat, sondern einen Akt der Verzweiflung sahen, ließ er sich bewegen, von diesem Plane Abstand zu nehmen. Hatte er schon aufs tiefste unter der Schmach gelitten, die seine unglücklichen aus Rußland heimkehrenden Landsleute hinunterwürgen mußten, so traf ihn jetzt, bei aller Ergriffenheit für die deutsche Sache, an empfindlicher Stelle der Haß und die Verhöhnung, mit der Napoleon überschüttet wurde, dessen eiserne Tyrannei er zwar verabscheute wie irgendeiner, dem er aber als Feldherrn und Kriegsheros höchste Bewunderung sollte. Noch 1827, angeregt durch Manzoni's Ode, die auch Goethen zur Übersetzung reizte, hat er diese Auffassung Napoleons in der dramatischen Szene „Der Tod Napoleons“ niedergelegt.

Bei dieser Lage der Dinge — es war das Jahr, in dem er das Thema variierend „Das ist die schwere Zeit der Noth“ den bekannten, von Männerchören viel gesungenen Kanon verfaßte — stand es für Chamisso von vornherein fest, daß er, wenn er überhaupt zum Schwerte griffe, nur für Deutschland es täte, nicht gegen Frankreich. „In einem Kriege für Norddeutschland“, so

äußert er sich am 27. Mai 1813 an Barmhagen, „hätte ich wohl meine Knochen zu Markte getragen, und ich war erbötig es zu tun — mit Euch unterzugehen will ich nicht verneinen; in einem Kriege gegen Frankreich darf ich, kann ich — der Kerl der ich bin, — nichts für mich holen wollen.“

In einem Briefe an Fouqué streift Berthes diesen bitteren Gefühlskonflikt unseres Dichters mit folgender Bemerkung: „Ein wunderbarer und wunderlicher Mann! Ich habe ihn sehr liebenswürdig, sehr geistreich und sehr verstandvoll gefunden. Aber höchst unglücklich ist der Mann: er hat kein Vaterland! Seine Natur gehört ganz seinem Mutterlande an, und er kann davon sich nicht trennen, und kann doch auch nicht zu den Menschen gehören, die dort wachsen.“

Verschärft wurde die Situation auch noch dadurch, daß sich Chamisso nicht zu den Hoffnungen bekennen konnte, die seine Freunde an einen glücklichen Ausgang der Sache knüpften. Mit seiner Witterung schrieb er schon vor der Leipziger Schlacht an Sibig: „Lieber Freund, wüßt' ich nur recht klar, daß die Völker nicht den Zwist der Könige, sondern die Könige den Zwist der Völker führen! . . . Der Himmel hängt ja voller Geigen, wenn es am Ende nur nicht an Fiedelbogen gebriecht . . . die Zeit scheint mir nicht nur hochschwanger, sondern auch noch guter Hoffnung zu sein. Aber, aber! — ich wollte, es wäre Schlafenszeit und alles wäre vorbei; denn das Ende muß das Werk loben.“ Er hatte von diesen Königen, die gegen seinen Helden zu Felde zogen, keine hohe Meinung. So fragt er 1809 einmal seinen Freund Fouqué, auf die Preisgabe der Tiroler anspielend: „Sind die Herren Dynasten nicht niedliche Jungen? Mr. Franz wird seine Schafe alle den Wölfen ausliefern und sich noch eine Schlafmütze von ihrer Wolle mit auf die Reise ausbedingen können.“

Als echter Rousseaufschüler überhaupt kein Anhänger der absoluten Monarchie, sah er in einer republikanischen Staatsverfassung sein politisches Ideal verwirklicht. So nahm er lebhaften Anteil an dem Schicksal der freien Reichsstädte, und besonders Hamburg ließ er nicht aus dem Auge. Denn, wie er an Barmhagen am 27. Mai 1813 schreibt, „mehr fast als Preußen ist mir Hamburg ans Herz gewachsen . . . Eine reine Republik — wär' es auch nur eine rein kaufmännische — erzeugt doch eine Herrlichkeit, die man nicht verkennen kann.“ Auch ließ er es sich nicht nehmen, seinem Freunde Fouqué das letzte rührende Blatt aus der Geschichte der freien Republik Genf mitzuteilen. Die Schultheiße verfügten sich nach Abschluß der Kapitulation, durch die sie mit Frankreich verbunden wurden, feierlich nach dem großen

Räsig an der Rhone, worin die Adler (Stadt- und Staatswappen) ernährt wurden, öffnieten den und ließen die königlichen Tiere frei auffliegen. Da war Genf gewesen . . .

Ein Glück für Chamisso, daß er aus einer Umgebung herausgerissen wurde, die ihm bei seiner feinsüßlichen Natur das Leben gründlich vergällte und ihn wieder in jene Verzweiflung hineingejagt hätte, die jede Entschlußfähigkeit und alle Tatkraft lähmte. Durch Vermittlung seines Lehrers Lichtenstein fand er in Runersdorf auf dem Landgute der Tzenplikischen Familie ein Asyl, wo er in Ruhe und Verborgenheit seinen botanischen Studien nachgehen konnte.

Die rasende Zeit machte sich auch hier in dieser Idylle bemerklich: er exerzierte den Landsturm ein. Aber ihr Getöse klang nur gedämpft herüber und störte ihn nicht, der sich in Demut zurückgezogen hatte. Während er hier mit dem Runersdorfer Gärtner botanisierte, die französischen Aufsätze der gräßlichen Sprößlinge korrigierte, seine Herbarien füllte und seine erste botanische Schrift „Anmerkungen zu Kunth's Flora von Berlin“ verfaßt, erhält Wittsommer 1813 sein Freund Sibig ein schwächtiges Manuskript mit folgenden Begleitworten: „Du hast also nichts weniger von mir erwartet als ein Buch! — Lies das Deiner Frau vor, heute abend, wenn Du Zeit hast; wenn sie neugierig wird zu erfahren, wie es Schlemihl weiter ergangen, und besonders, wer der Mann im grauen Kleide war, so schick' mir gleich morgen das Heft wieder, auf daß ich daran schreibe — wo nicht, so weiß ich schon, was die Glocke geschlagen hat.“

Bis in den Anfang des dritten Kapitels reichte dieses Heftchen. Das folgende Kapitel bot noch Hindernisse — „es stehen die Ochsen am Berge!“ War diese Schwierigkeit erst gehoben, hoffte er es in flotter Gangart weiter zu bringen. Da Sibig zur Fortsetzung angefeuert haben wird, kriecht er nun wochenlang an seinem Schlagschatten und lacht und fürchtet sich manchmal darüber, sowie er daran schreibt, nicht ohne Besorgnis, daß statt dessen die Leser wohl gähnen könnten. Auch mit dem gefürchteten vierten Kapitel ist er schneller über den Berg, als er gehofft hatte. Noch warm von der hurtigen Arbeit, meldet er dem Freunde, daß er es sich nach vielem Rauem an einem Tage wie eine Offenbarung aus der Seele habe schneiden können. Dabei ward ihm das Blik-Prosa-schreiben ungeheuer sauer, sein Brouillon sah toller aus als alle Verse, die er je gemacht. Gegen Ende des Jahres jedoch kam das Werkchen zum Abschluß. Die Vorrede an Sibig ist aus Runersdorf vom 27. September datiert, kurz nach

der Schlacht bei Dönnewitz, in welchem Zusammentreffen Chamisso mit Recht einen echten Schlemihlstreich erblickte. „Mein Schlemihl hat doch seinem Namen Ehre gemacht, so friedlich mitten in dem Krieg zu debütieren.“

Wir brauchten es nicht aus Chamisso's eigenem Munde zu hören, daß er seinem Schlemihl im Leibe stecke. Es genügt ein Rückblick auf seine Lebensgeschichte, um deutlich die Motivfäden hervortreten zu lassen, die sich jetzt wie von selbst zum Gewebe dieses Märchens zusammenschlangen.

Die Anlage unserer Darstellung bringt es mit sich, daß wir an dieser Stelle nur die Schlinge zusammenzuziehen brauchen, um das Schlemihlproblem einzufangen, das alle bisherigen Deutungen und Erklärungsversuche zwar umschlichen, aber nicht in seinem Kernpunkte erkannt haben.

Bezeichnen wir die Hauptmotive des Märchens mit kurzen Stichwörtern, so ergibt sich, daß alle samt und sonders schon als bekannte Posten in seiner Lebensrechnung standen: vom Motiv des Pechvogels in seinen zahlreichen Variationen an bis zum Motiv der Siebenmeilenstiefel und dem Glücksfäcklein Fortunats. Außerdem liegt es auf der Hand, daß ebenso wie in Adelbert's Fabel eine Fülle autobiographischer Züge hineingeflossen sind, nur daß sie hier ganz offen zutage treten. So erkennen wir sofort, um nur einiges herauszuheben, in der Tracht Schlemihls das eigene Kostüm unseres Dichters wieder, wie es uns seine Freundin Rosa Maria einst anschaulich beschrieben hat. Er staffiert ihn mit der polnisch verschnürten Kurтка aus und mit jener eigentümlichen Mütze, die wir in der Zeichnung E. T. A. Hoffmann's aus der Zeit des Nordsternbundes bei Chamisso wiederfinden, hängt ihm die große Botanisiertrommel um und drückt ihm die Tabakspfeife in die Hand. Denn die Nikotiana bietet auch ihm wie dem Dichter Ersatz für mangelndes Lebensglück. Schlemihls Diener, in welcher Gestalt er dem treuen Nizig ein schönes Denkmal der Dankbarkeit gesetzt hat, trägt den Namen von Chamisso's Offiziersburschen Wendel. Der Budel Figaro, den Chamisso mit ins Feld nahm, leistet auch seinem Schlemihl treue Gefährtschaft. M[asch]in[fla] und [Hel]mina werden ihm nicht nur den Namen für seine Hauptheldin geliehen haben — wenn man hier überhaupt nach einem Modell suchen will. Denn dieses Frauenideal war unserm Dichter, wie Goethe die Idee des Weiblichen überhaupt, an- und eingeboren. Da das Ganze als ein Brief Schlemihls an Chamisso gedacht ist, bot sich die Möglichkeit von selbst, den Namen des Adressaten wiederholt zu nennen, eine Gelegenheit,

die Chamisso sofort dazu benutzt, sich selbst in seiner Arbeitsstube, „seiner Tabaksbrennerei“, vorzuführen. So sehen wir ihn an seinem Arbeitstische zwischen einem Skelett und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen. Vor ihm liegen Haller, Humboldt und Linné, auf dem Sofa ein Band Goethe und der „Zauberling“ seines Freundes Fouqué.

Ungleich ließen sich noch viele andere Züge ausfindig machen, die unserm Dichter ganz unwillkürlich in die Feder fließen mußten, weil er hier seine eigene Lebensgeschichte beschrieb.

Das wird noch deutlicher werden und uns vollends das unsichtbare Vorhängeschloß, das, wie Fouqué in seiner Widmung an Hibig sagt, vor jedem echten Geistes- und Gemütswerke und so auch vor diesem Werke hängt, zu öffnen erlauben, wenn wir dem Motiv nähertreten, um das sich das Ganze wie um seine Hauptachse dreht: dem Motiv des Schattenverlustes.

Wie Chamisso zu diesem überaus glücklichen Märchenmotive — dem einzigen, das ihm von außen zugeflogen scheint, aber auch nur scheint — gekommen ist, erzählt er selbst in einem Briefe an Trinius vom 11. April 1829. Er hatte auf einer Reise seinen Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und alles bewegliche Gut verloren. Als Fouqué fragte, ob er nicht auch seinen Schatten verloren habe, malte man sich dieses Unglück weiter aus.

Nach einer andern Version, die auf Raufschenschuß zurückgeht, der in späteren Jahren dem Dichter nahestand, soll den ersten Anstoß zu dem Märchen ein Spaziergang bei Fouqué in Neunhausen gegeben haben. Die Sonne warf lange Schatten, so daß der kleine Fouqué seinem Schatten nach fast so groß aussah wie der hochgewachsene Chamisso. „Sieh, Fouqué,“ sagte da Chamisso, „wenn ich dir nun deinen Schatten aufrollte und du ohne Schatten neben mir wandern müßtest?“ Fouqué fand die Frage abscheulich und reizte dadurch Chamisso, die Schattenlosigkeit neckisch auszubeuten.

Ob diese oder jene Version richtiger — man könnte vermuten, daß in die letztere schon Erinnerungen aus dem Werke selbst hineinspielen —, fällt wenig ins Gewicht. Jedes Erlebnis ist an und für sich indifferent und wird erst dadurch fruchtbar und in tieferem Sinne zum Erlebnis, wenn es mit der Summe des vorher Erlebten und Gewordenen einen wenn auch noch so geheimen Amalgamierungsprozeß eingehen kann. Soll einer Saite ein Ton entlockt werden, so muß vor allem erst die Saite da sein. . . .

Auf den vorliegenden Fall angewendet: das Schattenmotiv muß, durch irgendeine Beziehung zur Gedanken- und Gefühlswelt

unseres Dichters, ein lebhaftes Echo in ihm geweckt haben, das ihn zwang, diesem Klange zu lauschen.

Welches aber war diese innere Beziehung? Es ist klar, daß die Beantwortung dieser Frage uns sogleich auch der Lösung des eigentlichen Schlemihlproblems, der vielumstrittenen Deutung des Schattenverlustes, näher bringen muß.

Unter dem Einflusse Rousseaus und Epiktets hatte sich in Chamisso eine Stimmung festgesetzt, in der er die europäischen Kulturwerte in keinem rosigen Lichte sah — eine Stimmung, die aus demselben Drange floß, der ihn aus Frankreich heraustrrieb, wo ihm die Vergangenheit nie Vergangenheit werden konnte, weil die Erinnerung aus zu reichen Quellen gespeist wurde, der ihn bald nach Amerika, bald nach einer Eremitenklause ausschauen ließ: er wollte, ohne durch den Anblick der Vergangenheitstrümmern sein Gefühl verwirren zu lassen, auf neuer Grundlage ein neues Leben nach eigenstem Willen sich zurechtzimmern. Es versteht sich von selbst, daß ein Mensch von dieser eigentümlichen Sinnesweise, die zwar nicht herausfordernd sich geltend machte, aber selbst in der größten Kleinigkeit hervortreten mußte, weil sie im Blute lag und nicht Eingelerntes war, im praktischen Leben, das überall Kompromisse erheischt, überall zu kurz kam. Er mußte bei jedem Fernerstehenden den Eindruck eines wunderlichen Sonderlings hervorrufen, der mit dem Kopf durch die Wand will.

Daß Chamisso unter dieser Kampfstellung gegen die Gesellschaft, die ihm seine Natur aufnützte, in empfindlichster Weise litt, ist bei seiner feinnervigen und leicht verletzlichen Natur ganz selbstverständlich. Ein helles Streiflicht fällt auf jene schwere Krisis im Winter 1809/10, wenn wir in einem Briefe vom 24. Juni 1810 an Rosa Maria die Worte finden: „Soll man fremd auf der Erde bleiben, ist doch Paris ein herrlicher Ort. In ecclesia pressa läßt sich ein sehr hübsches und inniges Leben dort einrichten, die kleinlichen Quälereien, Klatschereien und Bedingungen aller Art, die wie Nadeln alltäglicher und peinlicher verwunden als Spieße, fallen im großen Strudel ganz weg.“

Wir stoßen hiermit auf die Erfahrungsschicht, aus der das Verhöhnungsmotiv, das im „Schlemihl“ so breiten Raum einnimmt, hervorgewachsen ist. In diesem Motiv hat Chamisso den bald mit passivem Widerstand, bald mit Nadelstichen geführten Kleinkrieg eingefangen, den die Gesellschaft gegen ihn führte, weil sie durch die Mißachtung, mit der er an der Tafel ihrer Werte vorbeisah, an empfindlichster Stelle sich verletzt fühlte.

Und hier ist der Punkt, wo das Schattenmotiv in Chamisso's Innern einen Haken vorfand, an dem es festgehalten wurde. Denn der tiefste Grund des Mißverhältnisses, in das Chamisso mit der Welt geraten war, lag eben darin, daß er die konventionellen und im Umlauf befindlichen Lebenswerte nur als minderwertige, mit Schein- und Schattenwerten stark versehzte Regierungen anerkennen konnte. Indem er sie zurückwies und sich statt dessen zu dem Satze Epiktets: „du mußt entweder der Welt oder deiner Seele leben“ bekannte, der mit seinem scharfen Entweder — Oder keinen Raum für irgendwelche Kompromisse übrig läßt, ward Chamisso zu dem Mann ohne Schatten, den ihrerseits als einen Abtrünnigen die Gesellschaft zurückstieß.

Wie uns Hitzig berichtet, hatte Chamisso zwar keine eigentlichen Feinde, aber in allen Lebensjahren mit solchen zu kämpfen, die ihn nicht mochten, die er abstieß und die sich oft angeregt fühlten, ihn zu mißhandeln und ihre Superiorität in der lebensklugen Beachtung von Elendigkeiten ihm fühlbar zu machen. Selbst seinen besten Freunden konnte er Anlaß zu Argernissen geben, weil er stets seine Meinung in aller Deutlichkeit und ohne jede Verklammerung auszusprechen pflegte. „Dem Wortkargen floß selten eine beifällige Phrase von den Lippen; mißfiel ihm aber die Äußerung eines Dritten, auch wenn dessen Rede keineswegs an ihn gerichtet war, so vermochte er es wohl ausnahmsweise über sich, zu schweigen; aber er schnitt dazu Gesichter und stieß Töne des Unbehagens aus, die dem Sprechenden keinen Zweifel darüber ließen, was in seiner Seele vorging.“ In Fragen der Gesellschaftskritik war mit ihm überhaupt nicht zu rechten, weil er alles auf den Naturzustand, wie er ihn als Norm erkannte, zurückführte. Bringt man noch die Schwerfälligkeit seiner Rede in Anschlag, die manchen zur Ungeduld reizte, sowie seine stark ausgeprägte und ihm wohlbewußte Neigung zum Widerspruch, so rundet sich das alles zu dem Bilde eines Menschen zusammen, der in den Augen der Welt als ein unangenehmes Rätsel dastehen mußte.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Parallele Chamisso-Schlemihl schlagend. Wie Schlemihl ohne Bedenken seinen Schatten hingibt, hatte Chamisso diejenigen Lebenswerte, die er für Schein- und Schattenwerte ansah, aus seiner Lebensrechnung glatt gestrichen. Hierdurch aber kam er mit der Welt in Konflikt, die als Masse, wie jede andere dem Beharrungsgesetz unterworfen, über nichts so eiferfüchtig wacht, als den Marktwert ihrer Güter konstant und unangefochten zu erhalten.

Chamisso fand das Schattenmotiv auf der Landstraße, weil es nur eines Zufalls bedurfte, um dieses Motiv, das aus dem Kernpunkt seines Wesens herausstrebte, lebendig werden zu lassen, weil nur ein leiser Anstoß nötig war, um einen seit langem vorbereiteten und aus seinem tiefsten Wesen emporquellenden Gedanken- und Stimmungskomplex zur Kristallisation zu bringen.

Es hieße das Wesen künstlerischen Schaffens völlig verkennen, wollte man nunmehr mit dieser Deutung des Schattenmotivs an den „Schlemihl“ herantreten, um an Einzelheiten ihre Richtigkeit nachzuprüfen. Denn Chamisso ist nicht von einer begrifflichen Konstruktion des Schlemihlproblems ausgegangen. Er brauchte nur in seine Brust zu greifen, um den ganzen Schlemihl gleichsam mit Haut und Haaren herauszuziehen.

Das Schattenmotiv war diesem Pechvogel so auf den Leib zugeschnitten, daß jedes Teilchen davon benutzt werden konnte und nichts unter den Tisch zu fallen brauchte. Das Motiv behielt hierdurch zugleich seine volle Spannkraft und konnte über seinen symbolischen Untergrund überall hinauszuwachsen, ohne in die Gesamtstimmung irgendwelche Störungen zu bringen, was sicherlich der Fall gewesen wäre, wenn im Zentrum der Dichtung ein starrer, abgezirkelter Begriff stünde, in dessen hellem Lichte jeder Seitensprung gefühlt und als solcher gemißbilligt würde.

Auf welchem Wege sich mit dem Motiv des Pechvogels das des Reichtums verbinden konnte, ist schon gezeigt worden, und wir finden an dieser Stelle einen Erklärungsgrund mehr, weshalb der „Fortunatus“ Fragment geblieben ist. Der Unterschied nämlich zwischen dem „Schlemihl“, zu dem die Gestalt Andolosias eine Vorstufe bildet, und dem „Fortunat“ besteht nur darin, daß in dem einen das Pechvogelmotiv, in dem andern das des Reichtums im Vordergrunde steht. Letzteres aber hatte, da es nur vorbeihuschend sich einstellte, in Chamisso's Innern nur schwache Wurzeln und war deshalb nicht fähig, ein größeres Werk mit rechtem Lebenssaft zu speisen.

Wenn Chamisso einmal schreibt: „Du verdirbst dem Teufel seinen Spaß, der das Geld so gewaltig akzentuiert hat,“ so liegt hiermit die Gedankenbahn vor uns offen, auf der das Versuchermotiv, das ihm übrigens von seinem „Faust“ her nahe genug lag, zu den übrigen sich gesellen konnte.

Selbst die graue Farbe dieses Teufels hat eine tiefere symbolische Bedeutung. Chamisso war nämlich der Meinung, daß man den Teufel ganz ungerechterweise anschwärze. „Denn alles Schlechte ist doch nur ein als solches erscheinendes, nicht

verstandenes Gute, und der Teufel selbst ist im ganzen ein ganz vortrefflicher Kerl und seine Werke untadelhaft.“

Als Chamisso einmal mit Schopenhauer zusammentraf, warnte er ihn, den Teufel nicht zu schwarz zu malen, ein gutes Grau sei ausreichend.

Die weitere Einkleidung und märchenhafte Ausstattung dieses Motivs fand er durch einen Zufall. Mit Fouqué blätterte er einmal in einem Buche des Vielschreibers Lafontaine, „wo ein sehr gefälliger Mann in einer Gesellschaft allerlei aus der Tasche zog, was eben gefordert wurde — ich meinte, wenn man dem Kerl ein gut Wort gebe, zöge er noch Pferd und Wagen aus der Tasche . . . In der Tat brauchte ich nicht den Baron de Feneste gelesen zu haben, um praktisch allerlei über das *γαλῶσαι* und *εἶναι* vom Leben losgekriegt zu haben.“ Er spielte hiermit auf ein satirisches Scherzspiel Theodor Agrippa d'Nubignés an, das in Form eines Dialoges zwischen einem gasconischen Windbeutel, dem Besitzer der Herrschaft Feneste (*γαλῶσαι*), und einem verständigen Edelmann Enah (*εἶναι*) diesen Gegensatz durchhehelt.

Die übrigen Füll- und Nebenmotive hat Chamisso aus seiner reichen Kenntnis des Volks- und Märchenglaubens geschöpft. Aus Tieck's Märchen im Phantastus leiht er sich die Siebenmeilenstiefel, und mit köstlicher Glossierung pedantischer Bitierfeligkeit wird auch die Quelle namhaft gemacht: Tieckius de rebus gestis Pollicilli. Der „Fortunatus“ steuert das Glücksfäcklein bei, eine Erzählung Fouqués das Galgenmännlein, Arnims Novelle „Sfabelle von Agypten“ die Kraunwurzel, eine simplizianische Schrift Grimmselshausens das unsichtbar machende Vogelneß. Mit geschickter Hand hat Chamisso diese Wunder- und Zaubermittelchen, deren Reihe noch durch die Springwurzel, das Tischlein deck' dich, durch den Raubtaler, die Wechsel- oder Sechspfennige, ergänzt wird, hie und da eingelassen, um die Erzählung, die mit unerhörter Kühnheit mitten in das moderne Leben — der Anfang der Handlung spielt in Hamburg — hineingestellt ist, recht fest im Märchenboden zu verankern.

Über den Namen „Schlemihl“ gibt uns Heine Auskunft im dritten Buch des „Romanzero“, im vierten Gedicht von „Schedah ben Halevy“:

„Was das Wort Schlemihl bedeutet,
Wissen wir. Hat doch Chamisso
Ihm das Bürgerrecht in Deutschland
Längst verschafft, dem Worte nämlich

Aber unbekannt geblieben,
Wie des heil'gen Niles Quellen,
Ist sein Ursprung; hab' darüber
Nachgegrübelt manche Nacht."

Er habe sich, fährt er fort, an den Dekan der Schlemihle gewandt und diesen um weitere Auskunft gebeten. Chamisso schickte ihn aber zu Hitzig, der ihm einst den Familiennamen seines schattenlosen Peters verraten hatte. Von ihm habe er folgendes erfahren:

„In der Bibel ist zu lesen,
Als zur Zeit der Wüstenwanderung
Israel sich oft erlustigt
Mit den Töchtern Kanaans,

Da geschah es, daß der Pinhas
Sah, wie der edle Simri,
Buhlschaft trieb mit einem Weibsbild
Aus dem Stamm der Kananiter.

Und alsbald ergriff er zornig
Seinen Speer und hat den Simri
Auf der Stelle totgestochen —
Also heißt es in der Bibel.

Aber mündlich überliefert
Hat im Volke sich die Sage,
Daß es nicht der Simri war,
Den des Pinhas Speer getroffen,

Sondern, daß der Blinderzürnte,
Statt des Sünders, unversehens
Einen ganz Unschuld'gen traf,
Den Schlemihl ben Zuri Schaddah."

Mit kleinen Änderungen, doch ohne wesentlichen Unterschied, spricht sich Chamisso selbst über die Bedeutung des Namens aus. „Schlemihl oder besser Schlemiel“, heißt es in einem Briefe vom 17. März 1821 an seinen Bruder Hippolyt, „ist ein hebräischer Name und bedeutet Gottlieb, Theophil oder aimé de dieu. Dies ist in der gewöhnlichen Sprache der Juden die Benennung von ungeschickten und unglücklichen Leuten, denen nichts in der Welt gelingt. Ein Schlemihl bricht sich den Finger in der Westentasche ab, er fällt auf den Rücken und bricht sich das Nasenbein, er kommt immer zur Unzeit. Schlemihl, dessen Name sprichwörtlich geworden, ist eine Person, von der der Talmud folgende

Geschichte erzählt: „Er hatte Umgang mit der Frau eines Rabbi, läßt sich dabei ertappen und wird getötet.“ Die Erläuterung stellt das Unglück dieses Schlemihl ins Licht, der so teuer das, was jedem anderen hingehört, bezahlen muß.“ In den Gedichten „Rech“ und „Geduld“, die mit Uhlands „Unstern“ zusammengehören, hat Chamisso dieses Rechvogelmotiv auch lyrisch verwertet.

Die frühzeitig in Chamisso sich festsetzende Abneigung gegen begriffliche Konstruktionen, wie sie in der Naturphilosophie Schellings und seiner Nachfahren gerade damals mit geiler Fruchtbarkeit emporgewuchert waren, erreichte in dieser Schlemihlzeit ihren Höhepunkt und floß in das Märchen mit ein. Wenn Epiktet einmal den Widerstreit zwischen Theorie und Praxis in dem drastischen Gleichnis zum Ausdruck bringt: „Auch dem Hirten beweisen die Schafe nicht dadurch, daß sie das Futter wieder ausspeien, wieviel sie gefressen haben, sondern wenn sie das Futter eben verdaut haben, tragen sie außen Wolle und geben Milch“, so sehen wir wieder Chamisso ganz in dieselbe Kerbe hauen. „Vor mir steht“, spricht er sich de la Foche gegenüber aus, „eine enorme Vogelschenke, die zehnmal des Tages mich ausrufen heißt, verflucht sei und hol' der Teufel das bißchen Philosophie, Moral, Religion, das ich haben sollte, ohne daß es unmittelbar in mein Leben überginge... Wie mir die Nase gewachsen ist (und ich hoffe, das ist noch leidlich grad), folge ich ihr — frage nicht wie und warum; will von Gott, der Welt und meiner armen Seele weiter nichts wissen, sondern in meinem Kreise tüchtig, praktisch brauchbar und gut sein, meine Freunde sollen sich an mir freuen, ich will so fest und froh sein, als ich kann, nicht jeden Wind, der mir im Leibe rumort, zu vierundzwanzig teilen, nicht an mir zerreißen und flicken, sondern mich an der Sonne sonnen und wenn es regnet, eine Pfeife zu Hause rauchen — beim andern Tun kommt doch gar nichts heraus.“ Ebenso scharfe Worte gebraucht er in einem späteren Briefe: „Mir ist das müßige Konstruieren a priori und Deduzieren und Wissenschaft aufstellen von jedem Quark und Haarspalten zum Ekel geworden; leben will ich meiner Ethik — folge ich meiner Nase nach und bin fromm und gut, wird mir schon Gott die vielen Worte schenken und sich mit mir erbarmen. — Der Wissenschaft will ich durch Beobachtung und Erfahrung, Sammlung und Vergleichen mich nähern. — Vergessen habe ich schon, daß ich je ein Sonett geschrieben — Gott verzeihe mir meine Sünden.“

Mit Händen zu greifen ist ferner die Identität Chamisso's und Schlemihl's, wenn wir an jene Szene denken, in der sich

Schlemihl vor die harte Wahl gestellt sieht, entweder mit Preisgabe seines Seelenheils den verlorenen Schatten wiederzugewinnen oder die Geliebte unwiederbringlich zu verlieren. Es sieht wie ein Notbehelf aus, der zwar gut motiviert ist, aber doch fühlbar bleibt, wenn Schlemihl in diesem Augenblick ohnmächtig wird und durch diesen Zufall die Entscheidung herbeigeführt wird. Und doch ist dieser Zug aus dem innersten Kernholz der Chamisso'schen Natur herausgeschnitten! Wir hören ein tief geschürstes Selbstbekenntnis Chamisso's, wenn Schlemihl auch aus diesem Zufall das Walten der Notwendigkeit hervorleuchten sieht. „Auch hier trat“, lautet die Stelle, „wie so oft schon in mein Leben, und wie überhaupt so oft in die Weltgeschichte, ein Ereignis an die Stelle einer Tat. Später habe ich mich mit mir selber versöhnt. Ich habe erstlich die Notwendigkeit verehren lernen, und was ist mehr als die getane Tat, das geschehene Ereignis, ihr Eigentum! Dann hab' ich auch diese Notwendigkeit als eine weise Fügung verehren lernen, die durch das gesamte große Getrieb' weht, darin wir bloß als mitwirkende, getriebene treibende Räder eingreifen; was sein soll, muß geschehen, was sein sollte, geschah, und nicht ohne jene Fügung, die ich endlich noch in meinem Schicksal und dem Schicksale derer, die das meine mit angriff, verehren lernte.“

Wir sehen: der tieffinnige Gedanke des Syntheleins, die Verehrung der weisen, allgewaltigen Ananke, der er in seinem ersten Prosamärchen mit innerster Ergriffenheit gehuldigt hatte, wölbte sich über Chamisso wie ein mächtiger Dom, in dessen Hallen jedes Erdenweh verklang und als verschwindende Dissonanz sich auflöste in die Orgelklänge der brausenden Riesenmelodie des Alls . . .

Daß diese schlichte, formell und inhaltlich anspruchslöse Dichtung ihrem Verfasser einen Weltruhm eingetragen hat — schon 1822 wurde sie ins Französische, 1824 ins Englische, 1838 ins Italienische übersetzt, und in kurzer Zeit ist sie durch Übertragungen in alle bedeutenden Länder der alten und neuen Welt gedrungen — erklärt sich nicht daraus, daß ihre tiefere Bedeutung, ihr symbolischer Untergrund zur Enttäufelung anlockte. Denn die Motive hatten infolge ihres Durcheinanderwebens alle so freien Spielraum bekommen, daß ihre symbolischen Werte nur in dem zwar einheitlichen aber schwer faßlichen Stimmungskomplex zum Ausdruck kommen, der wie ein zarter Nebelhauch über der ganzen Dichtung liegt. Diese beziehungsreiche Unbestimmtheit gab der Dichtung wohl einen Reiz mehr, kommt aber als ausschlaggebend für die Wirkung ebensowenig in

Betracht, wie etwa bei der Analyse des ästhetischen Eindruckes einer Baumgruppe das Erdreich, das ihr Wurzelgeflecht ernährt, als entscheidender Faktor in Anschlag gebracht werden könnte.

Die auffällige und schnelle Wirkung erklärt sich auch nicht aus den literarischen Vorzügen, die über dieses Märchen, das köstlichste Erzeugnis unserer Spätromantik, in reicher Fülle ausgestreut sind. Welche Meisterschaft offenbart sich in dem schlichten und doch mit allen Registern ausgestatteten, echt epischen Vortrage, der die Handlung ohne jede Stockung sich abrollen läßt; in der scharfen und doch lebensrunden Zeichnung der Charaktere, in der ganz beispiellosen Kühnheit, mit der die reale Wirklichkeit an allen Ecken in die Märchenwelt hineingeschoben wird, ohne mit ihrem grellen Tageslicht die heimliche Dämmerstimmung des echten Märchens zu zerreißen; in der lückenlosen, Schritt für Schritt vordringenden, dem Ganzen die Selbstverständlichkeit eines wirklichen Geschehnisses verleihenden Motivierungsweise, die in ihrer Strenge und Vorliebe für realistische Einzelzüge an Kleist'sche Art gemahnt.

Ihre Erklärung findet meiner Meinung nach diese Tatsache vielmehr darin, daß Chamisso mit dem Schattenmotiv einen Klang wahrnahm, der ein lebhaftes Echo hervorrufen mußte, weil er mit zu jenen Urklängen gehört, die die Menschheit in der goldenen Morgenröthe ihrer Kindheit erlauscht und wie alles, was in dieser mit quellfrischer Empfänglichkeit ausgestatteten Zeit seine Wurzeln hat, mit unverlöschlicher Erinnerungskraft sich eingeprägt zu haben scheint. — Beiläufig bemerkt: eine im Unbewußten sich abspielende Anagnorisis, die mir in letzter Instanz die geradezu ans Wunderbare streifende konstante Anziehungskraft alter Märchen und Sagenstoffe erklärt und den Tiefsinn des platonischen Gedankens von der Anamnese und der Präexistenz der Seele, im Lichte der modernen Vererbungslehre, von neuem offenbart. —

Es ist begreiflich, daß die Erscheinung des Schattens dem wachen Mißtrauen des Armen'schen ein unheimliches Rätsel aufgab, mit dem er sich auseinandersetzen mußte, und der Fjhljenglaube der Norweger zeigt uns noch deutlich einen der Wege, den er dabei einschlug.

Nach alter, über den ganzen Erdkreis verbreiteter Vorstellung, die in den Phänomenen des Traumes und des Todes ihre tiefste Quelle hat, wird die Seele als ein persönliches Wesen gedacht, das in allerlei Gestalt während des Schlafes sich vom Körper trennen kann und beim Tode ihr Gehäuse verläßt. Dieses Verhältnis zwischen Leib und Seele bringt den

Norweger auf die Vorstellung einer Fylgia, Folgerin. Er sieht in der Seele die Begleiterin des Menschen auf seinem Lebenswege. Da das Gleiche vom Schatten gilt, aus welcher täglichen Beobachtung jene Vorstellung eines Gefolgs- und Geleitzgeistes wohl geflossen ist, der sich dann in einer späteren Vorstellungsschicht, aus der auch die Gestalten des Prometheus und Epimetheus hervorgewachsen sind, in die den Körper schattengleich umschwebende Forhnja und Hamingja, die personifizierte Vorsicht und Nachsicht spaltet: so lag der Schluß nahe, die Seele mit dem Schatten zu identifizieren. Und diese Gleichung, Seele = Schatten, ist denn auch in den eisernen Bestand des primitiven Vorstellungskreises der Urmenschheit eingedrungen.

Wir finden dieses Wurzelmotiv mit reicher Sproßkraft nicht nur in unserm Märchen- und Sagenschatze, im Rechtsglauben unseres Mittelalters, wie die Formel des schwäbischen Landrechts „swaz ich im tun, daz sol er minem schaten tun“ und die mit Entehrung und Landesverweisung verbundene Strafe des „gemalten Todes“ dartut, die darin bestand, daß dem Übeltäter die Erde seines Schattens weggestochen wurde. Auch heute klingt es noch in abergläubischen Vorstellungen nach. So ist z. B. im Solothurner Gäu der Glaube allgemein verbreitet, daß man mit seinem Schatten kein Spiel treiben dürfe, weshalb man den Kindern auch das sogenannte Hätschenmachen untersagt, da der Schatten unwillig werden und einem ins Gesicht schlagen könne.

Wir finden es weiterhin bei den Römern und Hellenen (*umbra* und *ουιά*), bei den Türken, bei denen eine übliche Begrüßungsformel lautet: „Möge dein Schatten sich nie verkleinern, sich nie von dir entfernen“, bei den Indianern Amerikas ebenso wie bei den Negerstämmen Australiens und Afrikas. Da sich überdies, wie zum Beispiel in der westafrikanischen Landschaft Alt-Calabar, über die Gleichung Schatten = Seele hinaus der naheliegende Glaube nachweisen läßt, daß der Verlust des Schattens für den Menschen sehr gefährlich ist, so wird die Vermutung nicht fehl gehen, daß der Grundstock der Erzählung vom schattenlosen Menschen ein uraltes Gemeingut, nicht nur der Arioiden, sondern der gesamten Menschheit ist.

Ein merkwürdiger Zufall — oder darf man es Zufall nennen? — daß Chamisso, auf den der frische Quell des primitiven Gedankenlebens der Naturvölker eine so mächtige Anziehungskraft ausübte, seinen Weltruhm der Tatsache verdankt, daß er mit blindem Griff in die älteste Vorstellungsschicht des Menschengeschlechts hinunterlangte, auf eine uralte, fast zerstückelte Erinnerungssader stieß und sie zu neuem Leben erweckte!

Daß Chamisso von einer begrifflichen Ausdeutung des Märchens nichts wissen wollte, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Er hätte seine ganze Lebensgeschichte erzählen müssen, um den Kern des Schlemihlproblems bloßzuschälen.

Wenn er in der Vorrede zu der im Jahre 1838 erschienenen, neuen französischen Überetzung des Schlemihl tief sinnig verschönerkte, mit gelehrtem Ballast befrachtete Randglossen über das Wesen des Schattens zum besten gibt, so ist die Ironie, mit der er seine Ausleger an der Nase herumführt, ganz offensichtlich. Und doch enthuscht dem Schalk bei dieser Gelegenheit ein Wort, das den Herzpunkt des Märchens blitzartig beleuchtet: „Denket an das Solide!“

Nimmt man dieses Wort im gäng und gäben Philisterverstande, sieht man etwa in dem Soliden sein Offizierspatent, das er leichtsinnig dahingab, seine Anstellung in Napoléonville oder den französischen Goldfisch, den er mit unbegreiflicher Achtlosigkeit nicht kescherte, so fährt man sich an einer Platitude fest, die man einem Chamisso nicht zutrauen darf.

Als er seinen Abschied in der Tasche hatte und ebenso später, als er die Professur ausschlug und Student der Naturwissenschaft wurde, fühlte er sich wie von einem Apdruß befreit, denn er war aus der Lüge heraus. Dieses scharfe Wort ist aus dem Munde Chamisso's ganz verständlich, da ihm nichts so zuwider war als irgendwelche Halbheit. Denn sie verwirrte ihm das Gefühl und verdammt ihn hierdurch zur passiven Hilflosigkeit eines Kindes.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir an die Interpretation des Wortes herangehen. Das Solide in seinem Sinne ist das bessere Selbst des Menschen, das sich durch irgendwelche Scheinwerte nicht bestechen läßt, die hellere und stärkere Seite der Persönlichkeit, ihr tiefster und bester Kern, der zum Lichte empordrängt. Die große Masse hört diese innere Stimme nicht, darf sie vielleicht nicht hören, um leben zu können, und hält jeden, den sie auf eigene Wege lockt, für einen unnützen Querkopf. Das war das Schicksal Schlemihls und zugleich Chamisso's, und von hier aus verstehen wir erst die Schlusssätze des Märchens. Aus diesem Gegensatz entsprang der scharfe Konflikt, an dem sich Schlemihl und Chamisso die Seele wund gerieben: beide haben den Schatten nicht verehren können, wie es die Welt verlangt, die vor diesem Schatten als dem Soliden auf den Knien liegt, und die Welt ihrerseits sah in ihrem Besten und Heiligsten, in dem Schätze, den sie in der Brust trugen und aus dessen Überflusse sie ihren Freunden reichlich spenden konnten,

etwas völlig Wertloses, einen nichtigen Schatten, dessen Werthschätzung ihr ein Dorn im Auge war.

Bis in die kleinsten Fasern zeigt sich dieses Märchen mit dem Herzblut des Dichters getränkt. Das Kernproblem seines Lebens, mit der sicheren Intuition eines im Goethischen Sinne dämmernden Dichters eingefangen, bildet den versteckten Schwerpunkt dieser Dichtung, der Lebensbeichte Chamisso's.

Er fühlte auch, daß er diese aus dem vollen geschöpfte Leistung nicht überbieten konnte, und hat infolgedessen kein Prosamärchen mehr geschrieben. „Ich muß mich hüten, meinem Schlemihl einen blasseren Bruder nachzuschicken,“ schreibt er gegen Ende des Jahres 1818 an de la Foye.

Im Beginn des Wintersemesters 1814 kehrte Chamisso wieder nach Berlin zurück. Wie Fichte und andere widmete auch er sich der Krankenpflege und besuchte die Berliner Lazarette, um nach Kräften zu helfen und zu lindern. Neben seinen Fachstudien betrieb er zur Vorbereitung der Doktorpromotion das Lateinische mit geradezu eiserner Ausdauer, wie eine Reihe von Heften bezeugt, die theils Übersetzungen aus dem Lateinischen, theils freie Aufsätze und dazwischen tagebuchförmige Notizen enthalten, deren für Chamisso's Lebensgeschichte sehr aufschlußreiche Eingangsworte Sichtig in wörtlicher Übersetzung mittheilt: „Ich beschloß, mich dem Studium der Natur zu widmen, sobald ich erkannt hatte, daß ich hier, weil ich ein Fremder bin, dort durch meinen Haß gegen die Tyrannei vom öffentlichen Leben ausgeschlossen sei. Nach dem Verlust des Vaterlandes der Hoffnung, mir eine Familie zu gründen, beraubt, wußte ich nicht, wie ich ein Leben ertragen sollte, das weniger wert war als der Tod. So würde ich vergangen sein, gleich einem aus dem nährenden Boden gerissenen Baume, wenn ich nicht der Natur meine Liebe zugewendet und dabei die Gottheit meinen Wünschen gnädig gesunden hätte. . . . Früh meines Führers beraubt, werd' ich freilich, obwohl ich schon zu altern beginne, unwissend erscheinen in Dingen, deren Nichtkenntniß selbst kleinen Knaben zur Schande gereicht; darum habe ich mir vorgenommen, in diesem Winter nicht bloß Latein zu lesen, sondern auch zu schreiben und zu sprechen.“

Durch diese rege Arbeitslust wurde die quälende Mißstimmung die soeben im „Schlemihl“ sich einen Ausweg gesucht hatte, zwar vorübergehend zurückgedrängt, aber nicht aufgehoben; sie steigerte sich vielmehr und drängte abermals nach einer Krisis hin.

Gleich nach Vollendung des „Schlemihl“ bricht er de la Foye gegenüber in die Klage aus: „Ich welcke hin, Blatt für

Blatt, und habe keine Frucht angefügt und treibe kein frisches Reiz mehr!" Er weiß nicht, was er anfangen würde, wenn ihm sein „Heu" — der Lieblingsausdruck für seine Herbarien — zu widerstehen anfänge.

Diese melancholische Stimmung, das Symptom eines gewissen Erschöpfungszustandes, wie er nach Zeiten angestrengten geistigen Schaffens, das den ganzen Menschen in fieberhafte Spannung gesetzt, als Rückschlag einzutreten pflegt, wurde durch den schweren Verlust gesteigert, der ihm, dem Hausgenossen, der Tod von Sigis Gattin brachte, in der er Schwester und Mutter verlor. Wie schmerzlich er unter diesem Schlage zusammenzuckte, zeigen die schlichten, von tiefer Ergriffenheit getragenen Worte, mit denen er Fouqué das Geschehene mittheilt.

Um ihm den Aufenthalt in Berlin aufs neue zu verleiden, kam hinzu, daß Sigis wieder in den Staatsdienst trat und, von Geschäften überpakt, von Akten ummauert, dem Freunde nur wenig Zeit widmen konnte. „Nun sehe ich ihn nicht alle Tage mehr wie sonst," schreibt er an de la Foie, „und wenn ich einen andern Versuch mache, nach zweibeinigen Bestien meiner Art auszugehen, und mich mit denselben in Diskurs einzulassen und so zu erquicken, so bekommt es mir jedesmal wie Hunden das Grasfressen, und ich werde wieder in mein Kämmerlein gebannt."

Vollends verbittert wurde er durch die politischen Ereignisse in Frankreich. „Nie habe ich", heißt es in einem Briefe aus dieser Zeit, „mehr Unlust an dem Politischen und mehr Ekel gegen Frankreich empfunden, als eben jetzt. Dieser Ausgang [die Abdankung Napoleons] kommt mir wie die Reige vom schalen Bier vor. Ich habe mehr Freude an meinen Eingeweide-Würmern, die ich jetzt auf dem Museo zu bestimmen und in Ordnung zu bringen habe." —

Als dann 1815 die Rückkehr Napoleons noch einmal das ganze Europa unter die Waffen rief, wiederholte sich für Chamisso die unbehagliche Lage von 1813. Da er überdies den Seinen, die durch den plötzlichen Umschwung der Dinge in höchster Gefahr schwebten, nicht helfend beispringen konnte, ist es nur allzu begreiflich, daß er sich weit weg wünschte und der Reisegedanke immer bestimmter und dringender ihn beschäftigte.

Der erste Versuch in dieser Richtung schlug fehl. Durch Vermittlung seines Lehrers Lichtenstein wandte er sich mit der Bitte, ihn als Gehilfen mitzunehmen, an den Prinzen Max von Wied-Neuwied, der sich damals zu einer Reise nach Brasilien rüstete. Die Verhandlungen indessen zerschlugen sich, weil seine Beteiligung an die Bedingung geknüpft war, die Reise aus

eigenen Kosten zu bestreiten. Auch hier sollte wieder ein Zufall die Entscheidung bringen.

Chamisso las gelegentlich in einem Zeitungsartikel von den Vorbereitungen einer russischen Nordpolexpedition. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol!“ rief er unmutig aus und stampfte dabei mit dem Fuße. Nizig nahm ihn stracks beim Worte: „Ist es dein Ernst?“ — „Ja!“ — „So schaffe mir augenblicklich Zeugnisse über deine Studien und Befähigungen zur Stelle. Wir wollen sehen, was sich tun läßt.“

Die Zeugnisse waren bald beisammen, und in kürzester Frist lief ein Schreiben des russischen Kapitäns von Krusenstern ein, des Bevollmächtigten des Grafen Romanzoff, des Ausrüsters der Expedition, worin Chamisso an Stelle des aus Gesundheitsrücksichten zurückgetretenen Professors Ledebour zum Naturforscher der Expedition ernannt wurde.

Ein langgehegter Wunsch Chamisso's ging damit endlich in Erfüllung. Er konnte die Siebenmeilenstiefel anziehen und freute sich darüber von ganzem Herzen. „Nun war ich wirklich an der Schwelle der lichtreichsten Träume,“ bekennt er am Eingange seiner Reisebeschreibung, „die zu träumen ich kaum in meinen Kinderjahren mich erfühnt, die mir im Schlemihl vorgefwebt, die als Hoffnungen ins Auge zu fassen ich, zum Manne herangereift, mich nicht vermessen. Ich war wie die Braut, die, den Myrtenkranz im Haare, dem Heißersehnten entgegensteht. Diese Zeit ist die des wahren Glückes; das Leben zahlt den ausgestellten Wechsel nur mit Abzug, und zu den hienieden Begünstigteren möchte der zu rechnen sein, der da abberufen wird, bevor die Welt die überschwengliche Poesie seiner Zukunft in die gemeine Prosa der Gegenwart übersetzt. Ich schaute, freudiger Tatkraft mir bewußt, in die Welt, die offen vor mir lag, hinein, begierig, in den Kampf mit der geliebten Natur zu treten, ihr ihre Geheimnisse abzurufen. So wie mir selber in den wenigen Tagen bis zu meiner Einschiffung Länder, Städte, Menschen, die ich nun kennen lernte, in dem günstigsten Lichte erschienen, das die eigene Freudigkeit meines Wissens hinausstrahlte: so muß ich auch den günstigsten Eindruck in denjenigen, die mich damals sahen, zurückgelassen haben; denn erfreulich ist der Anblick des Glücklichen.“

Krusenstern's Brief ist vom 12. Juni 1815 datiert. Am 15. Juli fuhr Chamisso von Berlin nach Hamburg ab, am 9. August meldete er sich in Kopenhagen auf dem „Kurik“, und am 17. August stach die vom Kapitän Otto von Kogebue geführte, unter russischer Kriegsflagge segelnde Rutterbrigg in See.

Die Reise ging zunächst nach Plymouth, dessen Reede einige Tage vorher die „Northumberland“, mit Napoleon an Bord, verlassen hatte, von dort über Teneriffa, Brasilien und um die Südspitze Amerikas herum nach Chile, dann mit nördlichem Kurs an Salas y Gomez und den Inselcherben der Südsee vorüber nach Kamtschatka. Von hier aus wurde im Sommer 1816 eine bloße Refognoszierung unternommen, um einen Hafen ausfindig zu machen, von dem aus die eigentliche Aufgabe der Expedition, die Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt durch das arktische Inselgewirr Nordamerikas, im nächsten Jahre in Angriff genommen werden sollte. Diese Sommerkampagne hatte ihren Zweck erreicht, als man im nordöstlichen Alaska, im neugetauften Kokebuefunde, einen Hafen fand, der im Schutze der „Chamissoinsel“ einen vorzüglichen Ankerplatz bot. Auf der Rückfahrt legte man zuerst auf der Meuteninsel Unalaska an, ging dann nach Kalifornien und den Sandwichinseln und schließlich nach Kadal in den Karolinen.

Im April 1817 lief der „Kurik“ wieder in den Hafen von Unalaska ein, die eigentliche Nordpolexpedition sollte nunmehr beginnen. Krankheitshalber mußte der Kapitän jedoch bald den Befehl zur Umkehr geben. Man segelte nach Unalaska zurück, ging wieder auf den Sandwichinseln und Kadal vor Anker und fuhr von dort über Guajan, Manila, um das Kap der Guten Hoffnung und an St. Helena vorbei, wo die englischen Strandbatterien, die das Felsenest des korsischen Adlers zu bewachen hatten, durch ein Mißverständnis beinahe den „Kurik“ in Grund geschossen hätten, nach Hause zurück.

Am 3. August 1818 lief der „Kurik“ im Hafen von St. Petersburg ein. Ohne sich im „halszuschnürenden“ Rußland durch lockende Anerbietungen festhalten zu lassen, eilte er, so schnell es die Abwicklung der notwendigen Geschäfte erlaubte, wie der Vogel zu seinem Neste, nach Berlin. „Die Universität von Berlin war, ist und bleibt doch mein Vaterland — so war es mir auf der ganzen Reise... Ich bringe mit, was recht ist — mein Heu und Kram, sonst nichts.“ Er unterzeichnet seinen letzten Reisebrief aus Ewinemünde mit der volltönenden Aufzeichnung seiner Würden:

„Magister, Baccalaureus, nullius facultatis Doctor; nullius Universitatis ordinarius extraordinariusve Professor, nullius Academiae, nullius scientificae Societatis sodalis etc. etc. etc.“

Chamisso hat diese Reise selbst geschildert. Unter dem Titel „Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815—1818 auf der Brigg Kurik,

Kapitän Otto von Roebue. Erster Teil: Tagebuch. Zweiter Teil: Bemerkungen und Ansichten" — bildet das in einer meisterlichen, von Gallizismen völlig freien, klassisch abgeklärten Prosa geschriebene Reiserwerk den dritten und vierten Band seiner „Werke“.

Wenn auch der Hauptzweck der Reise nicht erfüllt worden war, so konnte doch Krusenstern, der berufenste Beurteiler, von ihr rühmen, daß sie für Navigation und Naturgeschichte (Chamisso und sein Kollege Eschholz) und Physik reichhaltige Ergebnisse geliefert hat. Für Chamisso insbesondere war diese Reise nicht nur der Abschluß seiner Irr- und Wanderjahre, sondern auch der Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Aus seinen Reiseerfahrungen floß ihm das Material zu seinen botanischen und zoologischen Abhandlungen, die in den nächsten Jahren entstanden, in reichem Überflusse zu.

Den Höhepunkt der Reise bildete für Chamisso sein zweimaliger Aufenthalt auf Kadak. Hier verliebte sich der Rousseauschüler so in das heitere, anspruchslose Wesen der zutraulichen Insulaner und in das liebliche Kinderlallen ihrer Sprache, daß nicht viel gefehlt hätte, und er wäre für immer bei ihnen geblieben. Mit dem Kadaker Radu schloß er ein inniges Freundschaftsbündnis, so daß sich jener bereit erklärte, nicht nur an der Expedition gegen Norden teilzunehmen, sondern auch die Rückreise nach Europa mitzumachen, um die Kultur der Weißen kennen zu lernen. Den ersten Teil seiner Versprechung hielt er auch treulich, und während der Fahrt lernte Chamisso die Kenntnisse und Erfahrungen dieses Odysseus der Südsee als eine wahre Fundgrube in sprachlicher und ethnographischer Hinsicht schätzen. Als aber der „Kurik“ auf Kadak wieder vor Anker ging, wollte er angesichts der heimatlichen Riffe von einer Weiterreise nichts mehr wissen. Und Chamisso, der ihn wie einen Bruder liebte, gab ihm im stillen recht. In seinem „Tagebuch“ widmet er diesem „Wilden“ einen Abschiedsgruß, in dem die Stimmung ausströmt, die ihn während der ganzen Reise beherrschte: „Du hast, mein Freund Radu, das Bessere erwählt; du schiedest in Liebe von uns, und wir haben auch ein Recht auf deine Liebe, die wir die Absicht gehegt und uns bemüht haben, Wohlthaten deinem zweiten Vaterlande zu erweisen. Du hast von uns das Gute gelernt, und es hat dich ergriffen; du hast in unserm frommen Sinn fortzuwirken dich unterfangen; möge, der die Schicksale der Menschen lenkt, dein Werk segnen und dich selbst bei deiner fahrvollen Sendung beschirmen! Möge er eine Zeit noch die Europäer von euren dürftigen Riffen, die ihnen keine Lockungen darbieten, entfernen. Sie würden euch

zunächst nur den Schmutz von D-Waihi zuführen. — Aber was hättest du in unserm alten Europa gesollt? Wir hätten eitles Spiel mit dir getrieben, wir hätten dich Fürsten und Herren gezeigt; sie hätten dich mit Medaillen und Flittertand behangen und dann vergessen. Der liebende Führer, dessen du Guter bedurft hättest, würde dir nicht an der Seite gestanden haben; wir würden nicht zusammen geblieben sein, du hättest dich in einer kalten Welt verloren gefunden. Raßlich für dich würde unter uns keine Stellung sein; und hätten wir dir endlich den Weg nach deinem Vaterlande wieder eröffnet, was hätten wir zuvor aus dir gemacht?“

Daß sich dieser Weltumseglungsbericht, der neben den Werken Alexander von Humboldts in der Reiseliteratur der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als bedeutendste Erscheinung zu nennen ist, auch heute noch so frisch erhalten hat, ist nicht eine Folge seiner wissenschaftlichen Bedeutung, die bei den gewaltigen Fortschritten der Geographie und Ethnographie nicht mehr schwer ins Gewicht fällt, sondern ist auf die ungleich konstantere Wirkung der persönlichen, rein menschlichen Werte zurückzuführen, die über das ganze Werk in reicher Fülle ausgestreut sind.

In den „einzelnen Details von der Lebensweise jener fremden Völker, wie sie in keiner Reisebeschreibung stehen“, zeigt sich ein Feinblick und eine Kunst der psychologischen Interpretation, wie man sie sonst in Reisebeschreibungen mit der Laterne suchen kann.

Mehr noch als der gediegene Inhalt besticht uns die Art, wie er geboten wird, fesselt uns die Vielseitigkeit der Interessen, die nach allen Seiten hin ausstrahlen. Und damit hat Chamisso den Zweck erreicht, den er sich bei der Ausarbeitung zur Richtschnur nahm. „Ich wollte“, setzt er seinen Verlegern Hirzel und Reimer am 22. Oktober 1834 auseinander, „eine Reisebeschreibung schreiben, wie sie nicht mehr Mode sind, leicht, rein menschlich, ein Kapitel aus meinem Leben, von allen Wissenschaften frei, wie der Mensch unter Menschen, der Dichter, der Denker.“ Diese Höhe der Betrachtung ist ihm besonders hoch anzurechnen, da er während der ganzen Reise mit dem Kapitän auf äußerst gespanntem Fuß stand und sich in Widerwärtigkeiten aller Art finden mußte.

Über die Gründe dieses Mißverhältnisses gehen die Meinungen auseinander. Die einen messen dem Kapitän, der mit Überschreitung seiner Befugnisse den Naturforscher seiner Expedition nur als seinen militärischen Untergebenen behandelte,

die andern Chamisso die Hauptschuld zu: er habe sich nicht in die Strenge der Schiffsordnung finden können.

Beides trifft aber meines Erachtens nicht das Richtige. Der tiefere Grund ist vielmehr in der starken Gegensätzlichkeit beider Naturen zu suchen. Wie Chamisso gleich am Anfang der Reise an dem jungen, lieblichen, heiteren Kokebue, nicht ohne zu rühmen, er sei ohne Härte hinsichtlich der Schiffsordnung und Sorge für Gemächlichkeit und Gesundheit seiner Mannschaft nach besten Kräften, eine gewisse taktfeste Bestimmtheit vermisse, wie sie an Krusenstern ihn erfreut hatte, so witterte Kokebue mit der Überempfindlichkeit eines Mannes, dessen Adelsbrief eben erst trocken geworden war, in dem schlichten, anspruchslosen und doch so selbstsicheren Gelehrten aus altem Adelsgeschlechte den scharfen Menschenbeobachter heraus, der unter Umständen ein recht unangenehmer Kritiker werden konnte. Er versuchte denn auch so bald als möglich, sich dieses lästigen Passagiers zu entledigen. Gleich in Plymouth gab er Chamisso zu verstehen, daß es ihm jetzt im letzten europäischen Hafen noch freistünde, von der Reise abzustehen. Jedenfalls habe er als Passagier an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt sei, welche zu haben, keinerlei Ansprüche zu machen. Diese rücksichtslose Schärfe, die dem offiziell ernannten Naturforscher gegenüber geradezu unerschämmt genannt werden muß, prallte jedoch ohne den gewünschten Erfolg an der bestimmten Erklärung Chamisso's ab, daß er, falls man ihn nicht wegweise, von der Expedition nicht zurücktreten würde.

In seiner Reisebeschreibung hat Chamisso diesen Vorfall mit objektiver Kühle behandelt. Er nimmt ihn zum Anlaß einer allgemeinen Betrachtung, in der er die schwierige Stellung des Titulargelehrten bei einer wissenschaftlichen Expedition beleuchtet. In den Schlusssätzen aber klingt deutlich, wenn auch in abgeschwächtem Nachhall, die eigene Enttäuschung durch, die auch hier ihm nicht erspart blieb und seiner Reisesfreude einen starken Dämpfer aufsetzte. Er zeichnet sich selbst, wenn er diese Bemerkung mit den Worten abschließt: „Voller Lust und Hoffnungen, voller Tatendurst kommt er hin, und muß zunächst erfahren, daß die Hauptaufgabe, die er zu lösen hat, darin besteht, sich so unbemerktbar zu machen, so wenig Raum einzunehmen, so wenig da zu sein, als immer möglich. Er hat hochherzig von Kämpfen mit den Elementen, von Gefahren, von Taten geträumt und findet dafür die gewohnte Langeweile und die nie ausgehende Scheidemünze des häuslichen Glendes, ungeputzte Stiefeln und dergleichen“ — wobei zur Erklärung des letzteren hinzugefügt

werden muß, daß der Kapitän dem an Bord befindlichen Passagier keinen Diener zur Beforgung der täglichen Kleinigkeiten zur Verfügung gestellt hatte.

Vorübergehend scheint er dem Kapitän näher gekommen zu sein. So schreibt er von Chile aus an Hixig: „Ich muß dem Kapitän Lob und Liebe zollen, er ist ein vortrefflicher Mensch, voll zarten Sinnes, feiner Erziehung und regen Ehrgefühls — auch nimmt er warmen Anteil an den Wissenschaften. Er tut überall alles Mögliche, mir freie Hand zu geben, und was nicht geschieht, rührt aus der Beschränkung her, die in der Natur der Dinge liegt, und sie ist sehr groß. — Wenn der Kapitän mir Zutrauen erweist, fühle ich mich als Mann beehrt, und ich würde stolz sein, einen Freund an ihm zu behalten, wenn ich aus dem Verhältnis eines Untergebenen trete.“ Dieser Wunsch jedoch ging nicht in Erfüllung.

1821 veröffentlichte Kokebue seine Reisebeschreibung: „Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße zur Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt, unternommen in den Jahren 1815—1818 auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichskanzler Grafen Romanzoff auf dem Schiffe „Kurik““ (Weimar 1821). Der dritte Band dieses Werkes enthält die „Bemerkungen und Ansichten von dem Naturforscher der Expedition Adelbert von Chamisso, nebst Beiträgen von andern Gelehrten“. Hier hatten sich sinnstörende Druckfehler im Übermaß eingeschlichen, außerdem hatte eine rüde Hand teils die Arbeiten verstümmelt, teils ihre Ergebnisse verschlimmbessert. Chamisso's Bitte, die Errata anzuzeigen, wies Kokebue barsch zurück. Auch eine französische Übersetzung, an die Chamisso gedacht hatte, kam durch die Unfreundlichkeit der Verlagsbuchhandlung nicht zustande.

Durch diese Unerquicklichkeiten steigerte sich natürlich die Mißstimmung gegen Kokebue, und als Chamisso auf den Vorschlag der ihm befreundeten Verleger Reimer und Hirzel anlässlich der Herausgabe seiner „Werke“ einging, einen berichtigten und durch das Tagebuch bereicherten Abdruck zu veranstalten, kam es ganz von selbst, daß er mit Kokebue Abrechnung hielt. Freilich, wie es sich bei ihm von selbst versteht, in durchaus würdiger Weise: er berichtet tatsächliche Versehen und Irrtümer, deren Häufigkeit dem Leser von selbst das gewünschte Urteil aufdrängt, ohne daß er es auszusprechen braucht, und slicht in die Darstellung eine Reihe kleiner aber bezeichnender Charakterzüge Kokebue's ein, die dessen übertriebenes Selbstgefühl und den Hang zur theatralischen Pose hervortreten lassen. Seiner sarkastischen Laune läßt er eigentlich nur da die Zügel schießen, wo er

Ereignisse, die Kokebue selbst als höchst gefährlich schildert, in entgegengesetztem Sinne erzählt. Indem er Kokebues Worte daneben stellt: „Ich sah keinen Ausweg, dem Tode zu entrinnen“, oder „Fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben“ — wirkt die Ironie mit schneidender Schärfe.

Sein stärkstes Geschöß hat Chamisso taktvollerweise nicht abgefeuert. Erst neuerdings ist das scharfe Spottgedicht bekannt geworden, worin er 1822 auf den verschwiegenen Seiten des poetischen Hausbuches seinen Irrer ausschüttete. Auf ihrer Reise, heißt es hier, wären sie bald dahingekommen,

„wo die Welt
vernagelt ist mit Brettern.
Der hohe Zaun sich vor uns stellt,
Ein Fluchen war's, ein Wettern.
,Setz mir die große Leiter dran',
Schrie der Patron, ‚ich will voran,
Ich will hinüberklettern.'“

— — — — —
Raum stieg hinan der Schiffspatron
So fing's ihn an zu schwindeln,
Hinab, hinab, da lag er schon
Inmitten seiner Bündeln.
Der Mann war krank, der Mann war bleich,
Er war in seiner Ohnmacht gleich
Dem Kindlein in den Windeln.“

Facit indignatio versum; qualemcumque potest. . . In diesen scharfen Stachelversen entlud sich die schmerzliche Entrüstung, in die ihn seinerzeit der Befehl Kokebues zur Umkehr versetzt hatte. Damals hatte er seinen Unwillen hinunterwürgen müssen, sich schweigend in seine Instruktion hüllend: „Ein Passagier an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt ist, welche zu haben, hat keinerlei Ansprüche zu machen.“

Wie hier der Dichter dem Gelehrten die Feder aus der Hand nahm, so war es auch hin und wieder auf der Reise geschehen. In der Beringsstraße, an der Schwelle einer unbekanntem Welt, die sich vor ihm mit ihrer Bracht und ihren Schrecknissen ausdehnte, quillen ihm aus einer milden Resignationsstimmung die herrlichen, an die Goethische „Zueignung“ zum Faust gemahnenden Stanzas, mit denen er später seiner Gedichtsammlung stimmungsvoll präludierte. Goethes Werke übrigens kamen während der ganzen Reise nicht von seiner Seite. Er fand es

sehr neckisch, daß er, der geborene Franzose, den Deutschen von Brasilien aus die Entdeckung mitteilen konnte, der vierte Vers der vierten Strophe der „Braut von Korinth“ habe einen Fuß zu viel.

In Kalifornien gelangen ihm ferner einige Distichen zum Preise der nach ihm benannten Insel im Kokebuefunde, „des verfluchten Felsenestes“, ein gewaltiger Sturm bei Unalaska schenkt ihm die Anregung zu einem seiner besten, gedungensten Gelegenheitsgedichte. In London stellt er in humoristischer Laune die negativen Ergebnisse seiner Reise zusammen, und in Swinemünde feiern ergreifende Klänge das Wiedersehen mit der „deutschen Heimat“.

Das letztgenannte Gedicht ist am 17. Oktober 1818 geschrieben worden. Am 31. Oktober saß Chamisso wieder in seinem alten Winkel auf Nixig's Kanapee und erzählte von den Sandwichinsulanern, von den Kadakern und von den Kamtschadalen, nicht als ob er sie an Ort und Stelle aufgesucht, sondern als ob er sie in einer Bude auf der Leipziger Messe gesehen hätte.

Nichts hatte sich an ihm geändert. Er war wirklich, wie er seinen Freunden geschrieben hatte, derselbe in der Erscheinung wie in der Wesenheit und, wie Nixig hinzufügt, das alte herzige Kind geblieben.

Auch sonst schien alles wieder den alten Gang zu nehmen. Die Versicherungen seiner Freunde gelegentlich der russischen Anerbietungen, daß es ihm jetzt in Deutschland nicht fehlen könne, nach seinen Wünschen angestellt zu werden, gingen zunächst nicht in Erfüllung. Chamisso mußte fürchten, abermals in eine jener Windstillen zu geraten, wie er sie in den Jahren 1806, 1809, 1812 und 1815 hatte durchmachen müssen, und erwog schon die Möglichkeit, den Wanderstab wieder in die Hand zu nehmen. „Meine Reise“, schreibt er an de la Foëe, „war nur ein Experiment, und ich habe jetzt wohl noch andere vor. Das beste, was ich gewesen und werde sein: Student, bin ich noch und weiter nichts, bin ich wieder, wenn du willst und ganz.“

Nicht lange darauf, und er konnte den Freunden als Gegenstück zu jener früheren Liste mit einer langen Reihe seiner Titel aufwarten: „Ich bin ein Ehrenmann,“ schreibt er im Frühling 1820 mit der ihm zur zweiten Natur gewordenen Selbstironie, „Mitglied der Caesarea Leopoldino-Carolina, academia nat. scrut., der Caesarea nat. scrut. Mosquensis societatis, nat. scrut. Berol., nat. scrut. Lipsiens, Philos. Dr.“

Das Jahr 1819 hatte nachgeholt, was die frühere Zeit mit farger Hand ihm vorenthalten hatte. Es schenkte ihm

Amt und eigenen Herd. Die philosophische Fakultät der Berliner Universität ernannte ihn zum Dr. honorarius, die Gesellschaft der naturforschenden Freunde zu ihrem Mitglied, und außerdem bekam er eine feste Anstellung als Adjunkt am Botanischen Garten.

Jetzt erst konnte er in Berlin mehr als eine Reifestation sehen und daran denken, hier tiefere Wurzeln zu fassen. Es war auch hohe Zeit dazu: „Mir ist schon grau ums Haupt und kühl ums Herz — noch wenige Pendelschwingungen und ich zähle vierzig.“

Da überraschte ihn jedoch ein Ereignis, das ihm mit einem Schlage eine zweite und schönere Jugend schenkte.

Sein Freund Neumann, ebenfalls schon an der Schwelle der Vierziger, vermählte sich, nachdem er endlich im Staatsdienste festen Fuß gefaßt hatte, mit der Tochter des Romantikers J. S. Mnioch, einer Pflegetochter Hitzigs. Dieser selbst hatte sich zu einer zweiten Ehe entschlossen. Auch de la Foye meldete, daß er das Junggesellentum an den Nagel gehängt habe und glücklich verheiratet sei. Chamisso schrieb ihm damals: „Glaube aber nicht, es rühre von Deiner eigenen Weisheit her, und sei darauf nicht stolz — nein, mein Lieber, ich weiß es besser, es steckt jetzt in der Luft, es ist endemisch — unser Neumann zum Beispiel läßt grüßen, und sitzt bei der Braut, wo er küßt, küßt, küßt, daß einem angst und bange wird . . . Was mich betrifft, so sehe ich kommen, daß ich im Frühjahr das Heiraten, wie im Herbst den Schnupfen bekomme, ich mag mich noch so sehr mit dem Ausgehen in acht nehmen — es hilft nichts.“

Und es half wirklich nichts, es geschah, wie er es vorher gesagt hatte. Kaum hatte er die Anstellung in der Tasche, so warb er um die Hand der achtzehnjährigen Antonie Piaffe, die mit Hitzigs Tochter wie eine ältere Schwester aufgewachsen, oft als Kind auf seine Knie gehüpft war, um sich von dem wunderbaren Manne allerlei schöne Märchen und Geschichten unter den seltsamsten Grimassen erzählen zu lassen. Schon 1807 hatte sie ein Freund scherzweise mit Chamisso verlobt. Am 25. September 1819 führte er sie als Gattin heim. „Ich habe mit dem Verstande gewählt“, berichtet er am 7. Mai 1819 an Barmhagen, „und mit dem Herzen erfaßt, ich möchte sagen, ich habe mich nach einem Plan verliebt. — Sie ist jung, blühend und stark, schön und fromm, rein und bewußtlos, klar, wolkenlos und heiter, ruhig, verständig und froh, und so liebevoll!“

Hatte er sich im Jahre vorher noch in London mit seinem Schlemihl identifizieren können — „der Sack ist leer, der Mut

ist klein, doch niemand, niemand denkt daran, Schlemihlen hängt der Dalles an!“ —, so freut er sich jetzt darüber, daß er kein Schlemihl mehr, sondern ein sehr kluger Herr gewesen sei, der seine Sache ganz fürtrefflich gemacht habe.

Ebenfalls Chamisso's Schlemihltum ausmünzend, schrieb Szigig als glücklicher Brautvater damals an Fouqué:

„— — — Ja Freund! Schlemihl
Entbehrt nicht mehr des Schattens — hat ihn dreifach.
Zuerst den Schatten unsers Preußenaars,
Der seine Flügel ob ihm breitet, daß er
Nun Ruh' und Frieden finde im Besitz
Von eignem Haus und Herd, die ihm der König
Mit gutem Gold verliehn. Zum zweiten dann,
Den Schatten jener alten hehren Bäume,
Den Garten zierend, den botanisch man
Bei uns, und billiger ‚Klein Eden‘ nennt;
Dess' Hüter er gewählt, ein Blumenfürst. —
Den dritten Schatten endlich und den schönsten,
Der ihm gelobt, nicht mehr von ihm zu weichen,
Sein Engel jetzt, wie stets ein Engel uns, —
Antonie — das sei Dir genug gesagt.“

Gerade in dieser Zeit machte der Schlemihl dem Dichter viele Freude. „Selten hat ein Buch so eingerissen,“ meldet er mit Stolz seinem Freunde de la Foye, „man liest es, die Kinder laufen mir nach dem Schatten — in Kopenhagen, Petersburg, Neval ist ungerufen Schlemihl da, so bei den Deutschen am Kap — aus Lesebibliotheken wird er regelmäßig gestohlen, und keine Zeitung hat ihn je angekündigt oder genannt. Er hilft sich so selber durch.“

In dem überwallenden Glückgefühl, das Chamisso beseele, konnte eine Schlemihlstimmung nicht mehr aufkommen, und so beklagt er sich bei Fouqué darüber, daß dieser seinen alten Spitznamen noch nicht als ungünstig außer Kurs gesetzt habe:

„Doch, was hab' ich dir getan,
Daß Schlemihl du mich noch schiltst?
Schimpfe nur, du böser Mann
Immerhin, wie du nur willst.
Den Schlemihl genannt sie hatten,
Reich in seines Schattens Zier
Gönnet jetzt von seinem Schatten
Strafend einen Schatten dir.“

Streift man von diesem Spiel mit dem Worte Schatten, das Chamisso und seine Freunde auch sonst gern zu allerlei Anspielungen ausmünzten, die Hülle herunter, so liegt der Kern des Schlemihlproblems wieder vor uns: Chamisso hatte endlich die Form des Kompromisses gefunden, die es ihm möglich machte, ohne Preisgabe seines inneren Menschen sich mit der äußeren Welt in ein friedliches und verträgliches Verhältnis zu setzen.

So pflanzt das Jahr 1819 in Chamisso's Leben einen wichtigen Markstein auf: es bedeutet innerlich und nach außen hin den Abschluß seiner Lehr- und Wanderjahre.

Damals schrieb er seiner alten Freundin Helmina am Schlusse jenes schon oben zitierten Briefes: „Mein Leben, das sich über seine Ufer gegossen, tritt jetzt in sein enges, schattiges Bette fromm zurück, gemessener und klaren Laufes hinabzufließen bis dahin, wo es soll.“

Vorher aber war es Chamisso noch vergönnt, mit einem reichen Erntesegen seine Scheuern zu füllen. Als hätte das Schicksal darauf gewartet, diesem Menschen, der nichts so haßte als Halbheiten, mit einem Male die ihm zugedachte Glücksfülle in den Schoß zu schütten!

Die Tage der Bräutigamsfreuden und des jungen Ehestandes waren die hellsten und glücklichsten seines ganzen Lebens. Und was mehr sagen will: dieses Glückgefühl dauerte, durchleuchtete und befruchtete sein ganzes Wesen. Mit der Keuschheit eines Jünglings war er der Geliebten entgegengetreten, und wie ein Jüngling umkränzte er sie mit Liederrosen. Das Ideal des Weibes, das ihm zeit seines Lebens vorgeschwebt und in der Mina dichterische Verklärung gefunden hatte, sah er in seiner Antonie verkörpert. Und diese Begegnung der Wirklichkeit mit dem Ideal, dem aus der tiefsten Schicht der Persönlichkeit heraufstönenden Rufe nach Verwirklichung instinktiver, seit Generationen aufgespeicherter Wunsch- und Erinnerungselemente, wirkte auf Chamisso mit der Segenskraft eines Wunders, scheuchte alle Wirrsal aus seinem Herzen, ließ ihn zur Ruhe und Sammlung kommen und von allen Quälnissen genesen.

Die Legende „Der arme Heinrich“ hat Chamisso zwar erst 1837 bearbeitet, aber in dieser Zeit kommt er innerlich dem Stoffe nahe, wie das folgende, nach seinem Tode veröffentlichte, im Tone Meister Gotfrieds von Straßburg gehaltene Preislied auf die Gattin in aller Deutlichkeit zeigt:

„Ich schlich so blödd' für mich allein,
 Ich wälzte so mich in den Staub,
 Ich war so schwach, ich war so klein,
 Ich war so blind, ich war so taub,
 Ich war so nackt, ich war so kalt,
 Ich war so arm, ich war so alt —
 Und bin nun aller Sicheit los
 Und fühle in den Knochen Mark;
 Ich bin so reich, ich bin so groß,
 Ich bin so jung, ich bin so stark.
 Du, die du alles, alles gibst,
 Du segnest mich, wie du mich liebst.
 Ich drücke dich an meine Brust,
 Du bist mein Stolz und meine Lust,
 Du bist mein Hort, du bist mein Gut,
 Du bist mein Herz, du bist mein Blut,
 Du bist mein Stern und meine Kron',
 Bist meine Tugend und mein Lohn.
 O du mein frommes gutes Kind,
 Mein guter Engel, hold und lind,
 Mir ward durch dich das Heil verliehn.
 O lasse mich zu deinen Füßen
 In meiner Demut niederknien
 Und beten und in Tränen fließen:
 Du hast, o Herr, in ihrem Blick
 Eröffnet mir den Himmel dein,
 Gib Heil für Heil, gib Glück für Glück,
 Und laß auch mich dein Werkzeug sein!“

Aus dieser Glücksstimmung heraus wurde Chamisso zum Sängler der Ehe. Seine populärsten Schöpfungen, die seinen Dichternamen in Schule und Haus getragen haben, die Zyklen „Frauenliebe und Leben“, „Tränen“, „Lebenslieder und Bilder“, „Die Braut“, „Der Klapperstorch“ wurzeln im Boden der Familienidylle, deren sich Chamisso in seinem Amtshäuschen zu Schönberg erfreuen konnte, und tragen bis in die kleinsten Züge hinein den Stempel des Erlebten an der Stirn.

Der Herbst 1820 schenkte ihm den ersten Knaben. Wie freut er sich da seines häuslichen Glückes! Jubelnd ruft er der Gattin zu:

„Ich habe nicht gehofft, gestrebt vergebens,
 Mir blühen Weib und Kind, so hold und traut;
 Kind, Braut, Weib, Mutter, alles mir in einem,
 Laß mich an deiner Brust vor Freuden weinen.“

Und an der Wiege seines Sohnes sitzend, faßt er die Segenswünsche eines treuen Vaterherzens in den aus der Tiefe seines Wesens quellenden Worten zusammen: „Wenn ich das Geschick meines Sohnes bestimmen könnte, so wünschte ich, daß es ungefähr wie das seines Vaters wäre, daß er sich aber beizeiten daran machte und nicht so lange zu lavieren brauchte, ehe er den Hafen verließ und seiner Karriere folgte. Mag er anfangen, was er will, aber er möge es gut machen. Möge er werden, was er will, aber das auch ganz und gar und nicht nur dem Namen nach. Schuhmacher oder Dichter, aber er sei einer der ersten seines Standes und nicht ein obskures Mitglied desselben. Möge er treiben, was er wolle, aber er fasse es tüchtig an und sei mit ganzem Herzen dabei.“

In der Folgezeit ging ihm auch der Wunsch in Erfüllung, den er in einem Briefe vom 7. Mai 1819 gelegentlich seiner Verheiratung Barnhagen gegenüber geäußert hatte. „Kommt einer der alten Freunde nach etwa zwanzig Jahren wieder, so hoffe ich zu Gott, daß er mich ebendasselbst und eben auch bei meinen Blumen und meiner Wirtin noch finden soll, aber bei uns soll noch sitzen eine aufblühende Jungfrau, die das heutige Bild der Mutter treu und unverändert wiederhole, — denn ich vermisse ungern den reinen Genuß, mit dem mein künstlerisch gebildetes Auge auf meiner Antonie weilt.“ 1835 sahen die Eltern mit Stolz und Dankbarkeit eine Kinderschar um sich, die allmählich auf sieben Köpfe, fünf Jungen und zwei Mädchen, angewachsen war.

Im stillen Kreise seiner Familie fühlte sich Chamisso am wohlsten. Nicht weil er im Durchschnittsphilibsterium des deutschen Gelehrten sein Lebensideal gefunden hatte, sondern weil er in dem Dorfe vor den Toren Berlins auf einer Reifestation Halt und Rast machen konnte, die ihm gleich einer im Weltmeer abgelegenen Insel die Möglichkeit bot, seine alte Idee einer Robinsonidylle zu verwirklichen.

Hierin trat auch keine Änderung ein, als in der Nacht vom 3. zum 4. Juli 1822, nicht lange nach der Geburt des zweiten Sohnes und nachdem die Mutter eben von einer bössartigen Krankheit genesen war, in seinem Hause eine Feuersbrunst ausbrach, in der ein Teil der Einrichtung und der Sammlungen, glücklicherweise nicht der wertvolleren, zugrunde ging, und er sich infolgedessen genötigt sah, in die Stadt überzusiedeln. Täglich wanderte er nun nach dem in einem eignen Gebäude am Botanischen Garten untergebrachten königlichen Herbarium hinaus und arbeitete dort zusammen mit Schlechtendal, dem

die Aufsicht über das Herbarium übertragen war, in der Regel sechs Stunden. Die übrige Zeit nahm die Herausgabe seiner botanischen Untersuchungen in Anspruch, die seinem Namen bald einen geachteten Klang verschafften. In seine Arbeitsweise läßt uns sein Freund und Kollege Schlechtendal hineinschauen: „Die Mehrzahl seiner botanischen Arbeiten machte Chamisso mit mir gemeinschaftlich; an demselben Tische einander gegenüber sitzend, untersuchten und beschrieben wir zusammen, wobei einer dem anderen durch seine Erfahrungen und Kenntnisse zu Hilfe kam. Es war ein schönes, ruhiges Verhältnis. Auf dem Wege, der ihn vom Tore über das Feld nach Schöneberg führte, botanisierte er entweder und brachte dies oder jenes Merkwürdige oder Brauchbare mit, oder er ging, mit einer Dichtung beschäftigt, sinnend hinüber, ergriff, angekommen, Feder und Papier, um das Gedichtete festzuhalten, und manches Schöne habe ich hier zuerst gehört. Als Autodidakt entbehrte Chamisso jener Sicherheit, welche ein frühes Lernen und eine von Kindesalter angefangene Übung gewährt und die Dinge uns unauslöschlich einprägt; es war ihm daher angenehm, sich auf einen anderen zu stützen, der ihm jene Sicherheit gewähren konnte. Wie gut er aber selbständig arbeiten konnte, das zeigen die Bearbeitungen mehrerer Pflanzenfamilien, welche er ganz allein über sich nahm und vollendete, als Kränklichkeit mich während der Wintermonate zwang, dem stetigen Besuch des eine halbe Stunde vor dem Tore liegenden Herbariums zu entsagen.“

Neben der Botanik trat in dieser Zeit angestrebter wissenschaftlicher Tätigkeit die Dichtkunst in den Hintergrund, freilich nicht so sehr, wie es den Anschein hatte. Der Plan, im Verein mit Hoffmann von Fallersleben und dem Komponisten Kretschmar ein Liederbuch herauszugeben, das unter dem Titel „Frische Weisen in allerlei Töne zu singen“ heftweise erscheinen sollte, kam nicht zustande. Dafür füllte sich aber Seite auf Seite in seinem poetischen Hausbuche, und allmählich speicherte sich hierin ein reicher Liedererschatz auf. „Ich singe“, schreibt er den 12. Oktober 1822 an de la Foye, „noch ein Lied, wenn es mir grad einfällt, und ich sammle sogar diese Zeitrosen zu einem eigenen Herbario, für mich und meine Lieben auf künftige Zeit, aber es bleibt unter den vier Pfählen, wie es sich gebührt.“ Und ähnlich äußert er sich in einem etwas früheren Brief (8. Mai 1821): „Was kann ich besseres wünschen, als bei Dichtern und Sängern nicht bloß für einen Heuochsen, sondern auch für einen Blumenmenschen zu gelten! Ich kann mich nicht auf den Markt setzen und singen, dafür habe ich weder Stimme noch Beruf, ich

singe nur unter meinem heimischen Dache, aber bei offenen Fenstern, und horcht mir wer etwas ab, so habe ich meine Freude daran.“

Sein häusliches Glück, in dem er Kern und Stern seines Lebens sah, wurde ihm verschönt durch den Verkehr mit vielen alten und neuen Freunden. Mit Barnhagen zwar, der seit 1819 wieder in Berlin lebte, wollte sich trotz gegenseitiger Vertrautheit das alte intime Verhältnis nicht wieder anspinnen. Chamisso, der sich nur im Notfall zum Rasieren und zum Frack verstehen konnte, paßte in die Gesellschaft geistreicher Causeurs und geschmiegelten Ästhetentums nicht hinein, die sich in Barnhagens Salon zu versammeln pflegte. Dagegen blieb Hitzig sein Rat und Hort in allen Angelegenheiten, und mit seinem alten Freunde Neumann, der leider in ungünstigen pekuniären Verhältnissen lebte und, mit reicher Nachkommenschaft gesegnet, auf jeden geselligen Verkehr im eigenen Hause verzichten mußte, sowie mit seinen Lehrern und Wissenschaftsgenossen Lichtenstein, Weiß, Erman, Horkel, Poggendorf und seinem Kollegen Schlechtendal, der gleichsam zur Familie gehörte, stand er in vertraulichem Verkehr. Mit Fouqué und de la Foye wurde brieflich das alte Freundschaftsverhältnis weiter gepflegt und in dem Naturforscher J. A. Schultes und dem Arzte, Botaniker und Dichter R. B. von Trinius, der als russischer Staatsrat in Petersburg lebte, sympathische Studienfreunde gewonnen. „Solang ich lebe,“ äußert sich Schultes in einem Briefe an Chamisso, „werden mir die Stunden in jenem Hause in Schöneberg, wo außen und innen Engel sind, unvergeßlich sein. Tabu allem Unglück, das sich's einfallen lassen könnte, in Ihrem Hause einkehren zu wollen.“ Und mit gleicher Wärme bekennt er in einem späteren Schreiben: „Daß wir uns fanden, gehört zu dem Glück meines Lebens, das nicht freigebig in seinen Spenden gegen mich war. Ich danke Ihnen aufs herzlichste für das mir erteilte Bürgerrecht in Schöneberg, das mir werter ist als ein Sitz in der Bairskammer oder im Parlamente. Lieber wollte ich eine der steinernen Figuren vor Ihrem Hause sein, an denen unser Ernst, der liebe Junge, die Pfeifen des Herrn Papa nach Herzenslust zerschlagen könnte. Am Ende müßte ich denn doch über den guten Jungen lachen, wenn ich auch von Stein wäre.“

Der Freundeskreis erweiterte sich noch, als Hitzig 1824 nach dem Vorbild des berühmten Montagklubs, der in seiner Mitgliederliste bedeutende Namen aufweisen konnte, aus deren Reihe nur Lessing, Nikolai, Belter, der alte Schadow, Bachmann.

Berk genannt seien, die im Englischen Hause (Mohrenstraße 49) tagende Mittwochsgesellschaft stiftete, in der sich die „wirklichsten und vorzüglichsten Geister Berlins ein Stelldichein gaben“. Neben Chamisso und den übrigen Nordsternbündlern, Barnhagen, Fouqué, Neumann, Ludwig Robert, finden wir als Mitglieder Immermann, Achim von Arnim, Eichendorff, Wilhelm Müller, Wilhelm Schadow, Simrock, Holtei, von der Hagen und Hegel, um nur die bekanntesten Namen zu nennen.

Durch das gesellige Treiben dieses Kreises bedeutender geistvoller Männer angeregt, wagte Chamisso im Frühjahr 1825 mit einem sorgfältig ausgefeilten, „Die Wunderkur“ betitelten Vers-Einakter, in dem er den Mißbrauch des damals im Schwange gehenden Mesmerismus unter die satirische Hechel nahm, vor die Öffentlichkeit zu treten. Obwohl sich Ludwig Devrient mit dem Stücke alle Mühe gab, so daß es schon nach vierzehn Tagen auf die Bühne kam und im Mai 1825 in Berlin sowohl wie in Potsdam und Charlottenburg gespielt wurde, fand es keinen Beifall und verschwand bald von der Bildfläche. Durch diesen Mißerfolg ließ sich Chamisso, der auf der Bühne den Herrschersitz der Dichtung aufgeschlagen sah, nicht abschrecken, im Jahre 1828 ein dreiaktiges Lust- und Possenspiel „Der Wunderdoktor“ nach Molières „le médecin malgré lui“ zu bearbeiten. Das Königsstädter Theater nahm das Stück an und hatte schon die Aufführung vorbereitet, als Chamisso infolge einiger Mißlichkeiten mit dem Direktor sich bewogen fühlte, im letzten Augenblick sein Manuskript zurückzufordern.

Sein äußeres Leben floß während dieser ganzen Zeit ruhig und ereignislos dahin.

Anfang Juni 1823 verließ er zum erstenmal nach seiner Verheiratung auf kurze Zeit Berlin, um nach Pommern zu reisen und in Greifswald das Barometer für Boggenborn zu beobachten. Er spannte, wie er in solchen Fällen zu sagen pflegte, die Stiefel an und trug auf der einen Schulter seine riesige Botanixtrommel, auf der andern den Kasten mit dem Barometer. So wanderte er mit seinen „unglaublich guten Spazierhölzern“ rüstig fürbaß.

Unterwegs sprach er bei Henriette Herz vor, die sich auf einem einige Meilen von Berlin gelegenen Gute besuchshalber aufhielt. „Da tritt“, wie sie uns erzählt, „eines Tages der Bediente ein und überreicht mir eifertig und ängstlich eine Karte, auf welcher die Worte stehen: Ein Wilder von den Sandwichinseln. ‚Ein Wilder?‘ fragte ich erstaunt. ‚Ja, wild genug sieht er aus‘, antwortete scheu der Bediente. Ich trat sehr

gespannt in das Vorzimmer. Ein Mann mit lang herabhängendem Haar, unrasiert, in einem grünen Kalmuckflausch, die Botaniertrommel über die eine Schulter, über die andere einen Kasten gehängt, welcher, wie ich später erfuhr, ein Barometer enthielt, stand vor mir. Es war Chamisso."

Ein Wilder von den Sandwichinseln! Besser hätte sich unser moderner Robinson, der sich von seinen Kindern gern mit „Arocha!“, dem Gruße der Sandwichinsulaner, begrüßen ließ, nicht kennzeichnen können!

In Greifswald wurde er überall herzlich aufgenommen. Die Besichtigung der Universität, des Gartens, der Bibliothek, der Museen machte ihm viel Freude, auch trat er zu dem Botaniker Hornschuch und dem Hofrat Borries in ein vertrauliches Freundschaftsverhältnis. Besonders fühlte er sich durch die heitere Frohnatur Diotimas, Borries Gattin, angezogen, und zwischen beiden knüpfte sich eine Freundschaft an, die bis zu seinem Tode währte.

Nach Erledigung seiner Arbeiten — er hatte neben den Barometerbeobachtungen mehrere Torfmoore der Umgebung untersucht und im Auftrage des Ministeriums dreißig Herbarien für Schulzwecke anzulegen begonnen — machte er mit beiden Borries einen Abstecher nach Rügen. Die Sehnsucht nach Weib und Kind, die in seinen Briefen oft rührenden Ausdruck findet, zog ihn aber bald wieder nach Hause zurück. Die drei kleinen Liebchen „Auf der Wanderschaft“ halten Stimmungen dieser Reise sowie einer Harztour fest, die er zu körperlicher und geistiger Erfrischung im Juli und August 1824 mit seinem Freunde Eiselen unternahm.

Im Jahre 1825 aber mußte er sich, durch die Umstände gezwungen, auf längere Zeit von seiner Familie trennen. Seine Geschwister hatten nämlich bei der Kommission zur Regulierung der Entschädigungsgelder für die Emigranten die Summe von 100000 Franken für ihn liquidiert. Wie Chamisso dem Freunde Lafaye am 25. Juni 1825 schreibt, rechnete er wenig auf „diese Artigkeit des rückgedrehten Glücksrades . . . Ich glaubte kaum, daß ich noch in meinem Leben eine so große oder eine so kleine Reise machen würde.“ Und wie er schon 1820 den Gedanken, sich mit dem Freunde in Amerika ein Stelldichein zu geben, in den Bereich der Möglichkeit gezogen hatte, fügt er hinzu: „Eine Auswanderungsreise nach Amerika lag näher meinem Sinne, als eine Rückwanderungsreise nach Paris.“ Im Interesse seiner Kinder, zweier schon „hosenfähiger Leute“, glaubte er jedoch, das unverhofft gezogene große Loß nicht verfallen lassen zu dürfen. Mitte Oktober 1825 traf er in Paris ein.

Unterwegs in Frankfurt wiederholte sich eine ähnliche Szene, wie auf seiner Fußwanderung nach Greifswald. „Ich hielt es“, meldet er mit trockenem Humor nach Hause, „für einen Witz des mir lächelnden Schicksals, daß ich unversehens in Reife- müße und halbrobinsonischen Kleidern die Ehre hatte, an den Hof des Königs der Könige, des Herrn von Rothschild vor- gerufen zu werden. ‚Männer wie ich, bedürfen des Anzugs nicht,‘ sic ille.“

In Paris fand Chamisso allseits in der gelehrten Welt An- erkennung und freundliches Entgegenkommen. „Denn der Pro- phet“, wie er bei ähnlicher Gelegenheit in einem Briefe aus Greifswald sich äußert, „gilt nichts in seinem Vaterlande. Hier hatte man den Artikel im Konversationslexikon über mich gelesen.“ Dies war in Paris nicht nötig; denn man kannte ihn von früher her und hatte mittlerweile seine wissenschaftlichen Arbeiten schätzen gelernt. Dumont, D'Urville, der bekannte Weltumsegler, Bory de St. Vincent, Oberst und Naturforscher, der ihn im Schuld- gefängnis bewirtete, warben um seine Freundschaft. Choriz, der alte Reisegefährte vom „Rurik“, fiel vor Erstaunen und Ent- zücken fast um und gab ihm zum Andenken der alten Zeit einen Festschmaus, genau nach dem Küchenzettel, den Chamisso einst in Erwartung ihres verdrießlichen Fraßes entworfen hatte, um ihm den Mund wässrig zu machen. Ebenso wurde mit August von Staël ein freudiges Wiedersehen gefeiert. In der Familie Hippolyts, des einzigen Bruders, der noch lebte — Charles, von dem uns Chamisso nicht ohne Stolz berichtet, er sei als Souspréfet in St. Menesould von dem Volke auf Händen in die Präfektur getragen worden, war 1824 gestorben — hieß man ihn mit alter Herzlichkeit willkommen. Auch seine Schwester, die seit ihrer Verheiratung auf einem Landgut in der Nähe von Paris lebte, konnte er wieder in die Arme schließen.

Daneben besuchte er fleißig die Theater, ergöhte sich an dem pantomimischen Künstler Mazurier als Jocko, von welchem, wie er schreibt, selbst die Affen noch lernen könnten, freute sich in der Marie Stuart von Lebrun den alten Schiller auch hier seine Macht bewähren zu sehen — die Abschiedsszene ward, wie er hervorhebt, einen Augenblick unterbrochen durch Weinen und Klagen, welche laut aus den Logen ertönten — und sollte dem Meisterspieler Talmas seine höchste Anerkennung. Unvergleichlich fand er ihn in Ducis Verhöhnung des Shakespeareschen Hamlet. „Die verwaisten, beraubten, bloßen Schatten erinnern sich hier und da, Menschen bei Shakespeare gewesen zu sein.“ Den stärksten Eindruck löste in ihm eine Aufführung der „Schule der

Alten“ aus, in der Mademoiselle Mars in unübertreffbarer Vollkommenheit die Hauptrolle spielte.

Daß hiermit nicht sein Tagewerk beschlossen war, versteht sich bei Chamisso von selbst. Er arbeitete sich zwecks künftiger Untersuchungen durch die Pariser Herbarien hindurch, frischte seine wissenschaftlichen Reiseergebnisse durch den Umgang mit den dortigen Weltumseglern auf und fuhr hinüber zu seinem alten Herzenzsfreunde de la Foie nach Caën. Da saßen denn die Jugendgenossen wieder einmal zusammen wie früher, schmauchten ihr Pfeifchen und erzählten sich von der guten alten Zeit.

Mit der neuen Zeit, die unter den Bourbonen in Frankreich eingezogen war, konnte sich Chamisso wenig befreunden. Die Reaktionsgelüste der Royalisten waren ihm ebenso zuwider wie das rücksichtslose Gebaren der Emigranten behufs Wiedergewinnung der alten Privilegien.

Schon 1821 hatte er über Chateaubriand, der in den Jahren 1820/1822 in Berlin als außerordentlicher Gesandter weilte und, einen Besuch Chamisso's erwidern, eine Staatsvisite bei ihm gemacht hatte, die scharfen Worte fallen lassen: „Man kann nicht schlechter den Erwartungen entsprechen, die man sich von der Hauptstütze einer Partei, von dem Chef einer Fraktion, zu machen berechtigt ist, zumal in einer Zeit wie die, in der wir leben, und in einem Lande wie in Frankreich, von wo das Geschrei einer Rasse, die man gepeitscht, in alle vier Himmelsgegenden der Welt erschallt.“

„Was muß, das wird“ — war ein Kernsatz Chamisso's, in dem sich sein unerschütterlicher Glaube an das stille Walten der Notwendigkeit ausdrückt. Aus dieser Überzeugung heraus haßte er alle Versuche, in das gewaltige, nach unwandelbaren Gesetzen zur Abwandlung kommende Triebwerk der geschichtlichen Entwicklung mit plumpen Fingern hineinzugreifen, um es zurückzuhalten oder gar zum Stillstand zu bringen. Ihn ärgerten

„..... höhlich die Versuche,
Die Welt von Ost nach West zurückzudrehen.“

Der größte Teil seiner politischen Oppositionslyrik, mit der Chamisso bahnbrechend auf das jüngere Geschlecht wirkte, wurzelt in dieser tief eingebetteten Stimmung, die ihm, als auch in Preußen die Reaktion ihren Einzug hielt, eine Auswanderung nach Amerika nahelegte. „Ich habe Weib und Kind“, schreibt er am 14. August 1823 seinem Freunde Lafoye, „und schaue dennoch oft zu dem jungen Amerika hinüber. Es ist mir oft, als wäre

es aus mit Europa, und dennoch hängt man an der alten S . . . Lieber Freund, laß uns arbeiten, schreiben, schaffen in unsrer Wissenschaft — das schützt davor, auf den Gedanken zu kommen, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“ Kein Wunder, daß er sich am Tage des Königsfestes über die allgemeine Gleichgültigkeit und die kühle Luft in den Straßen freute. „Die ganze Wärme desselben war“, wie er höhnt, „unentwickelt in den Zeitungen zu finden!“

Einen ganz andern Ton schlägt er dagegen an, wenn er über die Manifestation der liberalen Partei, über das große Volkstrauerfest, die Beisetzung des Generals Joy, und sein Zusammensein mit dem greisen Lafayette berichtet. Fast zehn Jahre später schaltet er in das „Tagebuch“ seiner Weltreise die für ihn überaus charakteristische Bemerkung ein: „Drei der hervorragenden Männer der alten Zeit, ich rühme mich der Ehre, haben mir die Hand gedrückt, Tamaiameia, Sir Joseph Banks und Lafayette.“

So sehr er mit dem Ertrage dieser Reise, die ihm noch eine reiche Machernte schenken sollte, auch zufrieden sein konnte: sein Verlangen nach den Seinen wuchs von Tag zu Tag. Überdies stellte sich eine gewisse Ermüdung und Abspannung ein. „Ich bin als ein Windhund ausgelaufen und komme als ein Fedel zurück, meine Beine sind halb abgelaufen.“

Während der ganzen Reise umspielen seine Gedanken das traute, friedliche Idyll seiner Kinderstube. Überall findet er Anlässe, der Seinen zu gedenken, und mit liebevoller Sorgfalt kümmert er sich um die kleinsten Angelegenheiten Antoniens und der Kinder: „Vergiß nicht die Rosen; vergiß nicht die Buchstaben [den Jungen beizubringen]; vergiß nicht den Sperlingen Vogelfutter auf meine Fenster zu streuen; vergiß nicht die Blumen, die ich gepflegt habe, zu pflegen. Ich werde Dir zurückkehren, wie ich von Dir gegangen bin; laß mich alles wiederfinden, wie es war!“ (30. Oktober.) Und auf die Frage Antoniens, ob er noch immer alles dort besser fände als in Deutschland, gibt er ihr in ebendenselben Briefe die feste, sein ganzes Lebensschicksal ausschöpfende Antwort: „Hätte ich je alles in Frankreich besser gefunden als in Deutschland, so würde mich nichts vermocht haben, die Heimat, die die Natur mir gab, mit einer andern selbstgewählten zu vertauschen. Deutscher Volkstümlichkeit hat sich das Tiefere, Heiligere in mir zugewandt; so bin ich durch Sprache, Kunst, Wissenschaft, Religion ein Deutscher.“

Im Anfang des Jahres 1826 saß Chamisso wieder im Kreise seiner Lieben. Das Wiedersehen wurde aber bald dadurch

getrübt, daß sein ältester Sohn eine gefährliche Krankheit durchmachen mußte und Antoniens Zustand, der seit der Geburt des zweiten Sohnes hin und wieder schon zu Besorgnissen Anlaß gegeben hatte, in bedenklicher Weise sich verschlimmerte. Ein Sommeraufenthalt, den Antonie mit den Kindern in Landsberg zur Erholung verbrachte, verfehlte zwar nicht seine wohlthätige Wirkung, gab ihr aber nicht die völlige Gesundheit zurück. Die Besorgnis darüber war der einzige und glücklicherweise nur vorübergehend sich zeigende Schatten, der das Familienglück unseres Dichters trübte.

Von der Pariser Reise hatte Chamisso eine große Arbeitslust heimgebracht, die er zunächst seinen botanischen Studien zugute kommen ließ. So brachte er neben einer Reihe wissenschaftlicher Spezialuntersuchungen die Beschreibung seiner auf der Weltreise angelegten Pflanzensammlungen in der von Schlechtendal herausgegebenen *Linnaea* unter Dach und Fach und veröffentlichte 1827 als Kommentar zu der seinerzeit in Greifswald begonnenen Herbarienzusammenstellung eine ebenfalls im Auftrage des Ministeriums geschriebene populäre Pflanzenkunde: „Übersicht der nubarsten und schädlichsten Gewächse, welche wild oder angebaut in Norddeutschland vorkommen, nebst Ansichten von der Pflanzenkunde und dem Pflanzenreiche“, Berlin 1827. In der Einleitung zu diesem dicken Buche über „Botanik für Nichtbotaniker“, wie er spottete, legte er sein wissenschaftliches Glaubensbekenntnis nieder.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen! In demselben Jahre, in dem er die Summe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit zieht, konnte er seinen „Schlemihl“ zum zweitenmal in die Welt schicken, in dessen achtem Kapitel er einst sein menschliches Glaubensbekenntnis bedeutsam zum Ausdruck gebracht hatte.

Diese zweite Ausgabe ist auch deshalb bemerkenswert, weil er ihr anhangsweise eine Lese seiner Gedichte beigab, die seinen Dichterruhm begründete. Der Erfolg kam ganz unerwartet. Noch am 24. Mai 1827 glaubte er sich bei Barnhagens Schwester wegen des kühnen Schrittes entschuldigen zu müssen: „Daß ich kein Dichter war und bin, ist eingesehen, aber das schließt den Sinn nicht aus, und nicht die Fähigkeit ein Lied zu singen, wenn im Leben einmal die Lust erwacht, und so schallt es bisweilen durch unsere schattigen Reviere.“ Und schon ein Jahr später, am 10. Juni 1828, kann er seinem Freunde de la Foye die freudige Botschaft senden: „Was man sich in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle; ich glaube fast, ich sei ein Dichter Deutschlands!“

Jetzt erst kam seine poetische Begabung zum vollen Durchbruch. Als er die Gedichte für den Anhang der zweiten Schlemihlausgabe zusammenstellte, sprangen ihm gleich zwanzig Lieder, die Hälfte der Sammlung, blank und fertig aus der Feder, und darunter die besten, die ihm überhaupt gelungen sind: „Schloß Boncourt“ als Nachklang der Pariser Reise, „Die Löwenbraut“, „Die Sonne bringt es an den Tag“. „Don Raffael's letztes Gebet“ eröffnet den Reigen der Terzinenbüchungen, in denen seine Meisterschaft sich am glänzendsten entfalten sollte.

In den folgenden fünf Jahren, 1828 bis 1832, heimst der fünfzigjährige Dichter eine überreiche Ernte aus seinem Lieder-garten ein. Es gelingen ihm in dieser Zeit über hundert Gedicht-zyklen, Lieder und poetische Erzählungen, darunter „Salas y Gomez“, eine Meisterleistung, der neidlos von allen Seiten der Siegespreis unter den lyrischen Erzeugnissen des Jahres zuerkannt wurde, „Frauenliebe und =Leben“, „Lebenslieder und Bilder“, „Tränen“, „Der Klapperstorch“, „Abdallah“, „Erscheinung“, „Burg Niedeck“ — lauter Schöpfungen, die zum Allgemeingut unseres Volkes geworden sind und ihrem Dichter einen Ehrenplatz unter den Liederfängern Deutschlands verschafft haben.

Wir besitzen aus dieser Zeit eine ganz vortreffliche Schilderung unseres Dichters, die der französische Literaturhistoriker Jean Jacques Ampère nach der Natur aufgenommen und 1840 im Maihefte der Revue des deux mondes veröffentlicht hat: „Als ich mich im Jahre 1827 in Berlin befand, stellte mich Hitzig in der Literarischen Gesellschaft einem seiner Freunde vor, der mehr als irgendein anderer das Gepräge trug, welches wir in Frankreich eine deutsche Tournüre zu nennen pflegen. Der Mann war groß und hager, lange Haare hingen ihm auf die Schultern hinab, sein Gesicht hatte einen eigentümlichen Ausdruck von Wohlwollen und Festigkeit; es lag darin gleichzeitig etwas Zartes und Kräftiges, Abgespanntes und Pühnes. Unsere Unterhaltung begann in deutscher Sprache, der mir unbekannte Mann drückte sich mit einer besonderen Energie aus, jedoch, wie es mir schien, nicht ohne einige Anstrengung und besonders mit einem mir ganz neuen Akzent. Ich meinerseits drechselte im Schweiß meines Angesichts mühsam deutsche Perioden. Während wir dergestalt miteinander redeten, brach auf einmal ein Dritter, der uns zugehört hatte, mit lautem Gelächter in die Worte aus: ‚Meine Herren, machen Sie es sich doch bequem und sprechen französisch!‘ Der Mann mit der hohen Gestalt und den langen Haaren war mein Landsmann; es war ein von

der Natur auf seltene Weise ausgestatteter, aber vom Schicksal lange verfolgter Mann, ein französischer Emigrant und ein preußischer Offizier, ein Edelmann und ein Liberaler, ein Dichter und ein Botaniker, der Autor eines phantastischen Romans und ein Weltumsegler, es war ein Deutscher und doch ein geborener Franzose: kurz — es war Chamisso.“

Als Chamisso im Herbst des Jahres 1830 zur Naturforscherversammlung nach Hamburg gereist war, wo er seine alten Freunde und Rosa Maria Ussing, Barnhagens Schwester, besuchte, und mit Heine, der förmlich auf ihn Jagd gemacht haben soll, in einem Musternkeller einige lustige Stunden verlebte, wurde er nicht bloß als Weltumsegler gefeiert. Sein Dichtername war schon in aller Munde.

Im nächsten Jahre frachtete er alles, was er an Gedichten vorrätig hatte, zusammen und ließ frohen Mutes die erste Ausgabe seiner Gedichte vom Stapel. Er fand sich bald so geehrt, gelesen und bewundert, daß er es kaum glauben konnte. „Das Volk singt meine Lieder,“ schreibt er am 2. Juni 1832 an de la Foie, „man singt sie in den Salons, die Komponisten reißen sich danach, die Jungen deklamieren sie in den Schulen, mein Porträt erscheint nach Goethe, Tieck und Schlegel als das vierte in der Reihe der gleichzeitigen deutschen Dichter, und schöne junge Damen drücken mir fromm die Hand oder schneiden mir Haarlocken ab; freilich sind diese jetzt sehr silberweiß: aber rüstig bin ich noch und jung genug für meine Jahre, von denen ich 51 voll zähle. — Wer hätte das alles in unsern grünen Tagen gedacht!“

Mit dieser Gedichtsammlung trat Chamisso sofort in die erste Reihe jener Dichter, die unter Goethes Anregungen lyrisches Neuland gewonnen hatten. Goethe, die Romantiker und Uhland hatten ihm hierbei den Weg gewiesen.

Von seinen Jugendgedichten, in denen ihn Klopstock, Bürger und Schiller bis hin zur Romantik trugen, in deren Kielwasser er sich dann treiben ließ, wollte er später nichts mehr wissen. Nur die beiden Gedichte „Nacht und Winter“ und „Nakennatur“, von denen das erste in den Affonanzen den Einfluß Tiecks verrät, hat er in seine „Werke“ aufgenommen. Er spottet wohl auch gelegentlich über jene grüne Sonetten=Frühlingszeit, in der sich die Nordsternbündler, wie er scherzt, neben der deutschen noch eine sonettische, behufs des Infinitivreims mit „muß“, „will“ und „mag“ überreich gespickte Sprache zurechtgelegt hatten. „Seitdem sind wir gottlob! dazu gekommen, mit der lieben deutschen Sprache in Sonetten und Terzinen auszureichen.“

Damals aber war Chamisso unter seinen Almanachsgenossen in formeller Hinsicht der schwächste und täuschte sich darüber auch nicht. Im Eingange des Musenalmanachs standen gleichsam zur Entschuldigung die Worte: „Man hat es für nötig gehalten, hier anzumerken, daß der Mitherausgeber des Almanachs, L. N. von Chamisso, ein geborener Pariser ist und sich erst seit wenigen Jahren mit dem Studium der deutschen Sprache und Literatur beschäftigt hat.“

So schwach aber auch seine ersten dichterischen Versuche ausgefallen sind, eins haben die besser gelungenen Stücke schon mit seinen späteren Meistererschöpfungen gemein: sie zeigen die Gabe des echten Dichters, das Erlebnis im Liebe einzufangen zu können. Man vergleiche, um hierfür ein schlagendes Beispiel zu gewinnen, bloß die schwermütigen „An Sie“ überschriebenen Stanzas mit dem in der Anmerkung zu diesem Gedichte mitgetheilten Briefe. Wie hier Zug für Zug bis ins kleinste Detail benutzt ist und das Ganze hierdurch eine plastische Rundung und Anschaulichkeit bekommt, daß es hoch über die Durchschnittsleistungen des Almanachs hinauswächst! Für seine späteren Gedichte sind in den Anmerkungen mannigfache Belege zusammengestellt, die diesen charakteristischen Zug seiner Dichtungen, kraft dem er aus der Romantik und aus der Uhlandschen Ritter- und Schäferwelt herauswuchs, ins hellste Licht setzen.

Neben Goethe hat, wie Chamisso selbst bekennt, Uhland am stärksten auf ihn eingewirkt. Ihm lauschte er vor allem die Kunst ab, mit wenigen Mitteln viel zu erreichen. Und ganz wie Uhlands Lyrik, in leicht erkenntlichem Gegensatz zu den auf musikalische Wirkung ausgehenden Dichtungen der Vollblutromantiker, zeichnet sich auch die feinige mehr durch kernige Frische, Keuschheit der Empfindung und rührende Schlichtheit aus, als durch den süßen Dämmererschmelz hingehauchter Stimmungen oder durch die suggestive Gewalt elementarer Naturlaute. Meiner Meinung nach ist ihm nur einmal ein rein lyrisches Gebilde geglückt, das Lied „Ich habe, bevor der Morgen“. Es ist vierunddreißigmal komponiert worden.

Der nachhaltige Einfluß Uhlands zeigt sich nicht nur in der Wahl der Stoffe, wie er etwa den Balladen vom Grafen Eberhard seine „Deutschen Volksagen“ an die Seite stellt, sondern läßt sich auch bis in die äußere Formgebung verfolgen.

Uhlands Lieblingsmaße, die von ihm umgebildete Nibelungenstrophe (die „Deutschen Volksagen“), die Chevy-Chacestrophe („Herzog Huldreich und Beatriz“), ebenso wie der dreiehbige Bierzeiler („Burgfräulein von Winded“, „Jungfrau

von Stubbenkammer“) und die zweizeilige Strophe mit vier Hebungen („Der Sohn der Witwe“, „Familiensfest“) finden wir auch bei Chamisso, und zwar mit ebenbürtiger Meisterschaft zur Anwendung gebracht.

In seinen humoristischen Gedichten schlägt Chamisso herbere und volkstümlichere Töne an, als sie bei Uhlands akademisch kühler und abgedämpfter Natur möglich waren. Hier folgt er den Spuren Bürgers, dem er schon 1804 in einer „Die Trauung“ betitelten Schauerballade seinen Tribut zollte und dessen „Wilder Jäger“ wohl auch die Einführung des guten und bösen Geistes im Faustfragment mit angeregt hat. So vorsichtig er die Schwächen seines Vorbildes zu vermeiden weiß, wodurch es ihm gelingt, in seinem „Hans im Glück“, dem „Rechten Barbier“, im „Urteil des Schemjaka“ wahre Kabinettsstücke dieses Genres zu bieten, so ist doch jüngerliche Brüderie gar nicht seine Sache, und gelegentlich schrickt er vor den krassesten Effekten nicht zurück. Das zeigt uns zum Beispiel die mit derber Schlußpointe gewürzte, aus dem Nachlaß bekannt gewordene Travestie der Schicksalsdramen „Der arme Sünder“ und seine scharf satirische, aber mit volkstümlich neckischen Dichtern umspielte Bearbeitung des uralten Wandermotivs von der treulosen Witwe in seinem „Liede von der Weibertreue“, dem gegenüber der Vorwurf unnötiger Triviolität ganz am falschen Platze erhoben worden ist.

Nicht zu verkennen ist indes, daß dieses Lied in eine Richtung weist, die uns zu einem andern Dichter hinführen kann, der auf Chamisso, freilich nicht im entferntesten mit der Intensität wie Uhland, eingewirkt hat, was bei der völligen Verschiedenheit der Charaktere nicht weiter wunder nimmt: Heinrich Heine. So schlägt in dem Gedicht „Gern und gerner“ ein Heinischer Ton unverkennbar durch, gleichfalls in den Anfangstropfen des „Neuen Ahasver“, und das Gedicht „Lebe wohl“, dessen Schlußverse fast wörtlich mit dem fünfundzwanzigsten Liede des Thyrischen Intermezzos übereinstimmen, legt einem Heines Namen sofort auf die Lippen.

Trotzdem ist bei feinem Gehör der Unterschied nicht zu verkennen. Der herben Sprödigkeit und keuschen Schlichtheit der Chamissoschen Natur war die schwellende Klangfüße des Heinischen Verses ebenso versagt, wie die grellen Dissonanzen seines brandigen Galgenhumors.

Heine gehört übrigens zu denjenigen Dichtern, deren Entwicklung von Chamisso mit großem Interesse verfolgt wurde. Am 7. Januar 1824 machte er seinen Freund Trinius auf den

An die Apostolischen

I

Ev. Math. c. 24

c. 24.

Ja, überhand nimmt Ungerechtigkeit,
Und Noth, Empörung, Hass, Verrath, & Beförden.
Die falschen Christi wollen sich gebarden,
Als mit dem Unrecht, nicht dem Recht, im Streit.

Bald aber, nach der Trübsal dieser Zeit
Wird den Geschlechtern allen auf der Erden
Des Menschen Zeichen offenbart werden
Mit grosser Kraft und hoher Herrlichkeit.

Vom Feigenbaume lernt: an Seinen Zweigen
Erkennt ihr des Sommers Anbeginn,
Wann steigt des Saft und Blätter schon sich zeigen.

Wo habt ihr blöde Thoren, doch den Sinn?
Ihr seht den Saft in alle Zweige steigen,
Und laugnet euch den Sommer immerhin!

II.

Er Matth. 60 15 — ~~24~~ 23.

Senkt sich die Sonn' in klarer Herrlichkeit
So sagt ihr: Morgen wird das Wetter gut,
Und küllt der Morgen sich in trübe Gluth,
Urtheilt ihr: ein Gewitter ist nicht weit.

Könnt ihr ^{denn} nicht die Zeichen dieser Zeit
Auch deuten, wie ihr doch den Himmel thut?
Ihr Heuchler, Pharisaeer, Otterbrut,
Wohl hat von euch Jesajas prophezeit.

Es spricht der Herr: Dieweil ich es erfahren,
Dass, wenn sie mich bekennen mit dem Munde,
Sie mit dem Herzen ferne von mir sind,

Will seltsam ich mit diesem Volk verfahren
Dass seiner Weisen Weisheit geh' zu Grunde
Und seiner Klugen Klugheit werde blind.

III.

Schiller.

Ihr wollt zurück uns führen zu den Tagen
Character-loser Minderjährigkeit? -
Ihr hängt unsonst an der Vergangenheit,
Ihr werdet nicht die Zukunft unterschlagen.

Es ist ein eitel, ein vergeblich Wagen,
Zu greifen ins behwegte Rad der Zeit;
Der Morgen graut, verscheucht die Dunkelheit
Und leuchtend stürzt hervor der Sonnenwagen.

Sie, blind und taub, ihr Augen habt und Ohren,
Nicht Stimmen hören wollt, nicht Zeichen sehen
Ich zittere nur für euch, ihr blöde Thoren!

Wenn Gottes Rathschlass wird dennoch ~~geschehen~~ bestehen,
Sie flucht der Zeit zu ihrer Zeit geboren
Und das, was an der Zeit ist, doch geschehen

TV.

Es steht die offensive Meinung auf und klagt: :
Ihr habt von mir erborgt eure Kraft,
Durch mich geschah, was grosses ihr geschlofft,
Durch mich gelang, was siegreich ihr gewagt.

Und nun ich euch erhöht, wollt ihr als Menge
Mich züchtigen mit Ruthe und mit Saft,
Ihr schämt euch flüchtiger Genossenschaft
Und habt mir, eurer Herrin, widersagt?

Und doch, ihr hörtet meine Donner rollen,
Und der Koloss der Zeit war schon zerstoßen,
Vor dessen Joch ich kam euch zu erlösen. —

Ihr Seifenblasen, die mein Hauch geschwollen,
Und flüchtigen Schimmers meine Haut gehoben,
Ihr eitle Seifenblasen, — seid genesen!

jungen Dichter aufmerksam. „Kennen Sie H. Heine? (Tragödien nebst einem Iyrischen Intermezzo, 1823). Doch wohl auch ein Dichter, aber ein unfertiger, so ein kleiner Beelzebub cauda prehensilis.“ Bald aber wichen diese Zweifel einer steigenden Bewunderung. November 1828 nennt er ihn ebendemselben Freunde gegenüber unseren kleinen Byron und erläutert das Beiwort dieses Ruhmesitels in ganz vortrefflicher Weise: „Der Britte hatte den Satan, den großen Höllenfürst, im Leibe, der Göttinger Student (wie Goethe ihn nennt) doch nur einen Diablotin.“ Später fielen aber auch solche Einschränkungen fort. Im Jahre 1836 will er in einem Briefe an Andersen ausdrücklich Heine ausgenommen wissen, wenn er die Schalen seines Jorns über das Junge Deutschland ausschüttet, dessen frevelndes Abbrechen und Abreißen ohne Neubau, ohne Plan und Aussicht dazu, dessen ekelhafte Philosophie oder gar Religion der Sittenlosigkeit seinen höchsten Unwillen erregt hatte. „Der ist wohl,“ fährt er fort, „ein Dichter bis in die Fingerspitzen. Der erschafft Lebendiges, und wen er anrührt, tritt, Raze oder Mensch, aus dem Papier heraus und steht da dem Gespötte preis oder dem Beschauen.“

Und diese Anerkennung fand bei Heine ein lebhaftes Echo. Nie hat der geniale Spötter ein verletzliches Wort über Chamisso abgeschnekkelt. Vor der schlichten Größe und imponierenden Gewalt dieser Persönlichkeit beugte er sich willig.

Auch dem Dichter hat er warme Anerkennung gezollt. Während er in seiner „Romantischen Schule“ an Umland manches auszufegen fand, auch dessen Sippen und Magenschaft, Schwab, Kerner und andere, nur mit lauem Lobe bedenkt, äußert er sich über Chamisso mit rückhaltloser Anerkennung. „Obgleich Zeitgenosse der romantischen Schule, an deren Bewegungen er teilnahm, hat doch das Herz dieses Mannes sich in der letzten Zeit so wunderbar verjüngt, daß er in ganz neue Tonarten überging, sich als einen der eigentümlichsten und bedeutendsten modernen Dichter geltend machte und weit mehr dem jungen als dem alten Deutschland angehört. Aber in den Liedern seiner früheren Periode weht derselbe Odem, der uns aus den Umlandschen Gedichten entgegenströmt; derselbe Klang, dieselbe Farbe, derselbe Duft, dieselbe Wehmut, dieselbe Träne. . . . Chamisso's Tränen sind vielleicht rührender, weil sie, gleich einem Quell, der aus dem Felsen springt, aus einem weit stärkeren Herzen hervorbrechen.“

Weiterhin kommt für die Umgrenzung des Bodens, aus dem Chamisso's Lyrik ihre Wurzelsäfte zog, die reiche Tätigkeit unseres Dichters als Übersetzer in Betracht.

Im Winter 1820 wandte er sich unter der Anregung der aufblühenden Germanistik — ein Jahr vorher war Grimms „Deutsche Grammatik“ erschienen — dem Studium des Isländischen zu. Als Frucht warfen diese Bemühungen die Übertragung der *Thryms quida* aus der poetischen Edda ab. Um dieselbe Zeit verwertet er in dem kleinen Zyklus „In malaiischer Form“ Anregungen, die ihm seine Weltreise eingetragen. Das interessante Vorwort, das er diesen im Cottaschen Morgenblatt veröffentlichten Liedern beifügte, haben wir unter den Vermischten Prosastrücken zum Abdruck gebracht (Teil 3, S. 218 f.).

Späterhin hat sich Chamisso auf seiner poetischen Weltreise bei vielen Völkern zu Gaste geladen: bei den Dänen, Litauern, Russen, Neugriechen nicht minder wie bei den Arabern, Chinesen und den heiteren Inselvölkchen der Südsee.

Geradezu epochemachend aber wurde für seine Dichtung die nähere Bekanntschaft mit seinen Landsleuten. Im Jahre 1829 tritt er Millevoye, de la Vigne, Victor Hugo näher, und schon 1826 hatte er die Reihe seiner französischen Nachdichtungen mit der „Kartenlegerin“ *Bérangers* eröffnet.

Und diesen Dichter haben wir neben Uhland zu stellen, wenn es sich darum handelt, das Quellgebiet der Chamisso'schen Lyrik nach seinen Hauptpunkten festzulegen.

Chamisso ist manchmal wohl als deutscher *Béranger* gefeiert worden. Nur mit Einschränkung trifft diese Bezeichnung das Rechte. Ihm fehlte die robuste Natur, die den französischen, aus kleinbürgerlichen Verhältnissen hervorgegangenen Dichter zum Mann des Volkes machte. Trotz aller Volkstümlichkeit halten sich Chamisso's Weck- und Mahnrufe, mit denen er das politische Gewissen der Zeit aufrüttelte, durchweg in einer Höhe, die sie ungeeignet dazu macht, „frischweg auf der Straße abgurgelt zu werden“.

Dessenungeachtet ist die Wirkung dieses Vorbildes auf Chamisso nicht hoch genug anzuschlagen. Auf Rechnung *Bérangers* wird es zum Teil zu setzen sein, daß Chamisso's Dichtung um 1830 diesen mächtigen Aufschwung nahm. Seine bestgelungenen Lieder sind *Chansons* in *Bérangers* Art: die „Lieder von der alten Waschfrau“, „Der Frau Base kluger Rat“, „Kleidermacherwut“, das „Nachtwächterlied“, „Das Gebet der Witwe“.

Auf Anregung *Bérangers* ist es fernerhin zurückzuführen, daß der Politiker in Chamisso stärker und aggressiver zum Worte sich meldet, als es früher geschehen war.

Wenn wir Chamisso in seiner stillen Gelehrtenklausur stundenlang wie angepöbeln an seinem Schreibtische sitzen sehen, so

schweifen unsere Gedanken wohl hinüber zu Dürers unübertrefflichem „Hieronymus im Gehäuse“. Der Lärm des Tages klingt in diese innerlich so weite Winkelwelt nur mit starker Abdämpfung hinein. Und doch folgte Chamisso den politischen Ereignissen seiner Zeit stets mit lebhaftem Interesse, weniger mit scharfer Witterung, da sich seine optimistische Grundmeinung über die menschliche Natur einer kalten Berechnung des politischen Ränkespiels hindernd in den Weg stellte. Als gelegentlich der Thronentsagung seines Lieblingshelden Napoleon, an die er lange nicht glauben wollte, wieder einmal seine zuversichtlichsten Weissagungen in die Brüche gegangen waren, zog er sich mit der ihm zur zweiten Natur gewordenen Selbstironie aus der Schlinge: „Und dennoch bin ich ein Prophet, denn, wenn ich sage, etwas geschieht so oder so, so geschieht gewiß das Gegenteil!“

In den Dienst einer Partei hat sich Chamisso nie gestellt. Er sah von oben herab auf das kribbelnde Ameisengetümmel zu seinen Füßen und fühlte sich — auch hier klingt der Einfluß Rousseaus nach — mehr ein Herold der ewigen Menschenrechte im Schillerschen Sinne, als ein politischer Rufer im Tagesstreite. Es war der Mensch in Chamisso, der ihn zum politischen Dichter machte.

Und hierin liegt auch die Erklärung dafür, daß diese Lieder heute noch ihre frische Wirkung ausüben wie damals. Denn alles Reinpolitische, so mächtig es die Mitwelt in Atem hält, erschöpft sich auch in dieser Wirkung. Wie schnell sind Herweghs Flammenlieder ausgeflackert! Wenn aber der Dichter als Politiker Worte findet, die an den Kern unseres Wesens rühren, ist ihnen, wie allen aus der Tiefe gehobenen Persönlichkeitswerten, auch Dauer gesichert.

„Was muß, das wird“ — war eine jener Grundüberzeugungen, die in dem tiefsten Boden seines Wesens verankert waren. Das Sonett, das in der Überschrift die Manen Schillers beschwört, bringt dies unzweideutig zum Ausdruck: „Es ist ein eitel, ein vergeblich Wagen, zu greifen ins bewegte Rad der Zeit.“ Das Bewußtsein, an der Schwelle einer neuen Zeit zu stehen, deren Sturmzeichen von den Regierungen gröblich mißkannt würden, schlägt überall in seinen Gedichten durch, und wird es nicht geradezu ausgesprochen, so ist es doch als Unterströmung deutlich herauszuspüren. In seinem Gedichte „Die Ruine“ klammert sich der König in höchster Verzweiflung an den Priester: „Hilf, Priester, du! es tagt! es darf nicht tagen!“ Doch alles ist vergeblich! Wer wollte die Sonne in ihrem Siegeslaufe aufhalten! „Ihr hängt umsonst an der Vergangenheit, Ihr werdet die Zukunft nicht unterschlagen!“

Wenn er sein Gedicht „Die Weiber von Winzberg“ in den bitteren Worten austönen läßt:

„Im Jahre elfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
Galt Königs Wort noch heilig im deutschen Vaterland“

so entladet sich hierin die Empörung über den Wortbruch, den sich nach Beendigung der Freiheitskriege die deutschen Fürsten hatten zuschulden kommen lassen. Das folgende, bisher ungedruckte, wahrscheinlich seiner formellen Schwäche wegen zurückgehaltene Sonett bewegt sich in demselben Gedankenkreise:

„Es hat ein Fuchs jüngst den Kommet verlegt,
Und koramiert, sein Urteil selbst gefällt,
Daß für 'nen dummen Jungen er sich hält,
Sie haben mit der Peitsche ihn gehest.

Ein Offizier, der außer acht gesetzt,
Was seinem Kleid er schuldig vor der Welt,
Hat gleich Abbitte schriftlich ausgestellt,
Und weggejagt hat ihn das Korps zulezt.

Was sollen die Beispiele, die du gabst?

Die Offizier' und Bursche wissen's schlecht. —
Ich schwöre zu und schwöre wieder ab,

Ein König war's, der mir das Beispiel gab,
Und seinesgleichen hielten es für Recht,
Die Könige, die Kaiser, und der Papst.“

Das Motiv des Wortbruches bildet übrigens ein Hauptthema der damaligen Kampflyrik.

Chamisso nennt sich einmal selbst einen Mann des Fortschritts und der Zukunft. Und dies mit Recht! Wie Seine begrüßt er mit Freuden die Juli-Revolution, den „Weltsturm“, so höhnt er am 4. August 1831 in seiner drastischen Ausdrucksweise de la Fohe gegenüber, „den vor einem Jahre die Namensunterschrift eines Fels bewirkt hat“. Schon 1822 hatte er die Katastrophe vorausgeahnt. „Ihr spielt fabelhaft den Jacob II., und glaubt mir, es endet nicht gut!“

In seinem „Memento“ schildert er die Flucht Karls X., nicht ohne am Schluß die Warnung aufzustellen: „Ihr Mächtigen der Erde! schaut und lernt!“ Und ähnlich läßt er das Gedicht „Der vertriebene König“ ausschallen: „Nur mächtig ist, den seine Völker lieben; denn über uns ist ihnen Macht verliehn.“

Soziale Revolutionslaute werden in dem Liede „Der Bettler und sein Hund“ wach. An der Saint-Simonistischen Bewegung

hatte er, wie Heine, seine Freude, wenn er auch von der femme libre natürlich nichts wissen wollte.

Trotzdem war Chamisso eine durchaus konservative Natur. Das konservative Grundelement seines Wesens findet sich bei ihm in derselben Mischung mit liberalen Tendenzen, wie bei seinem Liebling Véranger. „Er kann“, wie er in der Einleitung seiner 1838 erschienenen, gemeinschaftlich mit Gaudy unternommenen Véranger-Übersetzung sagt, „als ein Konservativer bezeichnet werden, in dem Sinne, daß er den gesetzlich eingenommenen Boden verteidigt, wo er für dasjenige kämpft, was aus der Zeit der Republik und des Kaiserreiches in das Leben und in die Sitten des Volkes übergegangen ist.“

Auch Chamisso ist aus einer solchen Verteidigungsstellung nicht herausgetreten. Nichts liegt ihm ferner, als die Massen zum Umsturz aufzustacheln und auf die Barrikaden zu rufen. Gibt er doch, auf die Julirevolution anspielend, in dem „Republikaner“ ein erschütterndes Gemälde des tragischen Konfliktes, in dessen Strudel der Einzelne in solchen Zeiten hineingerissen wird. Und in seinen „Lebensliedern und Bildern“ heißt die Losung: „Für Recht und Ordnung gilt's annoch zu sterben... Für Recht und Ordnung wehen meine Farben.“

Ein tiefernstes Halt ruft er jedoch den Reaktionsgelüsten der Fürsten und Regierungen entgegen, die in unseliger Verblendung die Zeichen der kreisenden Zeit verkannten und damit den inneren Frieden der Völker untergruben. An empfindlicher Stelle getroffen, läßt er die Freiheitskämpfe der Polen, Russen und Griechen nicht aus dem Auge, feiert in ergreifenden Terzinen die russischen Freiheitshelden Woinarowski und Bestujeff, und den Spuren Byron's und Wilhelm Müllers folgend, slicht er in dem kleinen Zyklus „Chios“ dem tapferen Griechenvölkchen einen schönen Siegeskranz.

Dagegen hüpfst ihm der Schalk auf die Feder, wenn sein Blick auf das kannegießernde Demagogentum seiner Zeit fällt. In dem Gedichte „Kleidermacherwut“ und im „Französischen Lied“ striegelt er mit heißender Satire die revolutionären Maulhelden, die auf der Bierbank die Welt aus den Angeln heben und zu Hause vor dem Pantoffel ihres Weibes zu Kreuze kriechen.

In dieser konservativen Grundanschauung liegt es begründet, daß er über die preußischen Verhältnisse, wenn er auch manches auszustellen hatte, wie das aus dem Nachlaß bekannt gewordene Fragment eines Aufsatzes über „Zensur und Pressfreiheit“ beweist, auffällig milde urteilt. Denn hier war von einer Siedehitze der öffentlichen Meinung, wie sie in

Frankreich soeben zur Explosion geführt hatte, wenig zu spüren. Über die Gründe, die es mit sich brachten, daß 1830 in Preußen alles ruhig blieb, spricht er sich in einem Briefe an de la Foje am 4. August 1831 folgendermaßen aus: „Dieses Auffallende ist dem zu danken, daß wir von lange her langsam und geräuschlos unablässig vorwärts gegangen sind, als alles still stand, oder sich unsinnig mühte zurückzugehen, wir haben in der That das Mehrste von dem, wonach bei Euch geschrien wird. Kommunalgesetz, Gleichheit vor dem Gesetz, eine Nationalarmee, die aus dem Volke hervorgeht, wir haben Unterrichts-, Wohltätigkeitsvereine, Gesetze usw. Wir haben eine Gewohnheit der Rechtlichkeit, die zu einer andern Natur geworden ist, wir wissen nicht, was Gunst heißt. Wir haben eine väterliche Regierung, Liebe und Vertrauen zu dem Oberhaupte, und in Zeiten der Gefahr hat der Instinkt alle um den Thron versammelt, da rings umher sich alle gegen ihre Regierungen verbündeten. In der That hätte ganz Norddeutschland nichts Besseres begehrt, als preußisch zu werden.“

In der gleichen Doppelstellung finden wir Chamisso seinen Standesgenossen gegenüber. Einerseits ist er fest überzeugt, daß ein Zeitalter herangebrochen ist, in dem der Adel keine Führerrolle mehr beanspruchen kann. „Ich werde meinen Kindern“, heißt es in einem Briefe vom 3. Juni 1835 an de la Foje, „einen Namen guten Klanges hinterlassen, und das ist ein sichereres Erbe als irgendein anderes. Auf welche Habe, auf welches Besitztum kann man rechnen? . . . Wir haben uns durch die Welt schlagen müssen: das werden unsere Kinder auch, jedes für sich — und die fortgeschrittene, von Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, telegraphischen Linien durchfurchte Welt ihrer Zeit wird eine ganz andere sein, als die unsere Zeit.“ Als er demselben Freunde den Namen seiner Braut mitteilt, setzt er hinzu: „Ob aus dem polnischen königlichen Hause, wird nicht gefragt. — Wir seynd bürgerliche Personen, und wir müssen alle dem Könige dienen.“

In demselben Tone ist sein Testament gehalten. Hier finden sich genau dieselben Worte wie in jenem eben zitierten Briefe, und werden noch des näheren beleuchtet. Seine Söhne sollten sich befähigen, auf sich selbst in verschiedenen Lebensbahnen und Landen vertrauen zu können. Tüchtigkeit sei das zuverlässigste Gut, das sollten sie sich erwerben — die alte Schlemihlweisheit! „Ich wünsche,“ fährt er fort, „daß sie studieren, insofern sie dazu die Mittel haben, bin aber ganz damit einverstanden, wenn der eine oder der andere zu einem bürgerlichen Gewerbe übergehen will. Die Zeit des Schwertes ist abgelaufen, und die Industrie erlangt in der Welt, wie sie wird,

Macht und Adel. Auf jedem Falle besser ein tüchtiger Arbeitsmann als ein Skribler oder Beamter aus dem niedern Trosse.“

Anderseits hatte er aber mit Recht von dem Werte echten Adeltums eine hohe, ja begeisterte Meinung. In seinem Reise- werke steht folgende Stelle, die auch für den Naturforscher Chamisso bedeutsam ist: „Ein Adel, der gegeben und genommen werden kann, ist keiner. Der Adel liegt tiefer, er liegt in der Meinung, er liegt in dem Glauben. Ich finde in der französischen Sprache, wie sie in meiner Kindheit war, Wörter, deren die deutsche ermangelt, und ich bediene mich ihrer. Le gentilhomme, das ist der echte Adel, wie ihn kein König verleihen, kein Napoleon aus der Erde stampfen kann. Le noble, das ist der letzte Bolzen, den die Könige gegen den Adel, aus dessen Schoße sie selber hervorgegangen und den zu unterdrücken ihre Aufgabe war, siegreich abgeschossen haben. Ich habe geglaubt und angenommen, es verstünde sich von selbst, daß von einer Rasse in die andere kein Übergang möglich ist; daß selbige, wie die Arten der Tiere, unbezweifelt naturnotwendig geschieden sind, und daß, sowie es nur eine Fabel ist, daß der Esel sich zu einem Hunde und der Frosch zu einem Rinde habe ausbilden wollen, es auch außerhalb aller Wahrheit ist, daß ein gemeiner Mann zu einem Edeln zu werden nur träumen könne. Daher finden auch in diesen Verhältnissen Neid und Hochmut keinen Raum. Anerkannt wird in unseren Staaten, wo jener Adel, wie ich mir denke, daß er ehemals bei uns bestand, bereits verschüttet nur noch in verblässenden Erinnerungen lebt, nur noch unter dem Namen Adel das Privilegium, und es ist auch nur gegen das Privilegium, daß das Wehen des Zeitgeistes fast zum Sturme anschwillt.“

Schließlich treffen wir diese Mischung konservativer und liberaler Elemente auch in seinem Verhältnis zum Christentum an. Chamisso haßte das „schwarze Tier“, das, wie er in seiner Jugend und besonders in der Reaktionszeit beobachten konnte, in den Landen allerorts sich zeigte, um wie ein Riesenvampir dem Volke das frische Lebensblut auszusaugen. Dessenungeachtet ist ihm nie der Gedanke gekommen, zum Protestantismus überzutreten, obwohl er an dem positiv christlichen Glauben Antoniens seine Freude hatte, seine Kinder protestantisch erziehen ließ und einen sonst hochgeschätzten Freund nicht zum Vormund über seine Kinder bestellt wissen wollte, weil er in religiösen Dingen zu radikal denke und hierdurch seinen Mündeln das Christentum verleiden könne. Ihm selbst war jedes Dogma als eine unberechtigte Einschränkung einer rein persönlichen Angelegenheit

zuwider. Dennoch bekennt er, so vorurteilslos er andere Gesittungen angeschaut, auch saint-simonistisch zu träumen sich erlaubt habe, so sei er doch immer wieder beschämt auf die christliche zurückgeführt worden, „auf die Ehe und die Familie, das Verhältnis der Geschlechter, wie sie uns geordnet, sind. Papsttum und Pfaffentum widern mich an, meine Vernunft begehrt Volljährigkeitsrecht Worin soll denn das Christentum bestehen? Jeder antwortet anders und zieht willkürlich seinen Kreis, sprechend huc usque. Ist Christus nur ein ehrlicher Mann gewesen (Rationalisten); der war auch Epikтет und am Ende auch Rabelais, deren Werke dem oder jenem besser munden mögen als das Evangelium; — gibt es keine Fortdauer des Ichs nach dem Tode (Schleiermacher, wenigstens zu früherer Zeit), wozu dann all das Wesen? — Christ möchte ich (mein eigener Kreis) nur den nennen, der an die göttliche Sendung, an die Gottheit oder Göttlichkeit Christi und an die Fortdauer des Ichs glaubt. Bin ich selber ein Christ? — Ich weiß es nicht.“

Durch die politische Tendenz, die in Chamisso's Gedichten so stark zum Ausdruck kommt, wuchs er aus der Romantik und der schwäbischen Schule heraus und warf in der modernen Zeit seine Anker. Das Zwieschlächtige seiner Dichtung zeigt sich nirgends deutlicher als in dem Gedicht „Ungewitter“:

„Ich bin auf Burgeszinnen
Nicht König mit Schwert und Kron',
Ich bin der empörten Zeiten
Unmächtiger, bangender Sohn.“

An die moosgrünen Burgtore der romantischen Märchen- und Sagenwelt pocht hier mit eiserner Faust das moderne revolutionäre Zeitalter.

Chamisso war auch der erste, der in unserer Yrlik die neue, mit Eisenbahnen und Telegraphen einziehende Zeit begrüßte. In seinem „Dampfroß“ stampft die erste Lokomotive in die Halle der deutschen Dichtung.

Wie stark Chamisso von der Bedeutung dieser Umwälzung ergriffen war, zeigt neben vielen Äußerungen besonders ein Brief aus seinem Todesjahre, worin sich die folgende Stelle findet: „Im Herbst 1837 war ich votum solvens in Leipzig, die Eisenbahn mit vorgespantem Zeitgeist zu befahren — ich hätte nicht ruhig sterben können, hätte ich nicht vom Hochsitz dieses Triumphwagens in die sich entrollende Zukunft hineingeschaut.“

Sein Eigenstes hat Chamisso in seinen Terzinenbüchlein geschaffen, deren stattliche Kette sich in „Salas y Gomez“ zu einem mächtigen Gipfel aufwölbt. Die Hymnen „Frauenliebe und Leben“, „Lebenslieder und Bilder“ haben ihm zwar eine Popularität eingetragen, wie sie selten einem Dichter zuteil geworden ist. Und nirgends auch erscheint der Mensch Chamisso in seiner kindlichen Reinheit und schlichten Gefühlseinfalt liebenswürdiger und herzugewinnender als hier in diesen Gedichten, die sich zu kleinen Romanen typischer Lebensstimmungen zusammenschließen. Künstlerisch genommen aber sind diese Lieder das Schwächste, was er geleistet hat. Er stand nach seiner ganzen Natur dem Gefühlskreise, in dem sie wurzeln, zu nahe, um unter der Fülle der für ihn mitschwingenden Stimmungswerte die blasse und dünnstimmige Melodie herauszuhören, die das Ganze durchzieht.

Chamisso war, wie er selbst einmal sagt, eine Natur, die alles schwer nahm. Er gehört zu jenen äußerlich robusten Menschen mit feinem Seelengetriebe, die gleichsam einen zu stark wirkenden Resonanzboden besitzen. Sobald der Klang eines tieferen Erlebnisses wach wird, tönt er noch lange nach, kreuzt und verwirrt sich mit andern, die gar nichts mit ihm gemein haben, und erzeugt so eine Mischung, die schwer zu entwirren ist.

Hierin liegt der letzte Grund für jene ganz merkwürdige Tatsache, daß Chamisso, der sonst so unermüdet tätig, in jenen Jahren schwerer Krisen zum „passivsten Tiere“ wird. Die innere Unruhe, die den ganzen Menschen in starke Schwingungen setzt, wirft ihn völlig aus dem Geleise.

Von hier aus ließe sich übrigens leicht eine Brücke zu Kleist hinüberschlagen, zu der Kernfrage seines Lebens wie seiner Dichtung. Beide, Chamisso und Kleist, waren Abstammlinge eines alten, edelbürtigen Geschlechtes. Beide wurden, durch Abstammung und Herkunft auf eine verhältnismäßig einfache und geschlossene Lebensbahn hingewiesen, aus dieser herausgerissen und in fremde kompliziertere Lebensverhältnisse geworfen. Der Widerstreit zwischen ihrer neuen psychischen Umwelt und der tiefsten Tendenz ihres Wesens, den ganzen ungeteilten Menschen stets in die Waagschale zu werfen, „verwirrt“ ihnen das Gefühl. Chamisso wird hierdurch in kritischen Momenten zur völligen Passivität verdammt, und die ungleich schärferen Spannungen der Kleistischen Kraternatur kommen in dem dämonischen Geflacker und den glühheißen Auswürflingen seiner Dramen mit solch elementarer Gewalt zur Entladung, daß schließlich die Form selbst, die sie mühsam händigte, zersprengt wird. . . .

Mit jener Eigentümlichkeit Chamisso's hängt es fernerhin zusammen, daß er ein Motiv, wenn es einmal achtungheischend in seinen Gesichtskreis eingerückt war, so leichten Kaufes nicht wieder entschlüpfen läßt. Einerseits hat die reiche Zyklenbildung seiner Dichtung hierin ihre Quelle und zum andern jene unerbittliche Konsequenz, mit dem ein Motiv zwecks paßender Steigerung geradezu ausgepreßt wird.

Durch diese Neigung, die vor grellen Dissonanzen nicht zurückschrickt, reicht Chamisso in moderne naturalistische Bestrebungen hinein. Die zeitgenössische Kritik wußte mit seinem „Mateo Falcone“, seinem „Don Juanito“ und ähnlichen Dichtungen wenig anzufangen, während wir gerade in diesen Schöpfungen den kühnen Wagemut eines epischen Pfadfinders bewundern. Sein Freund Neumann, dessen Meinung auch für die spätere Kritik teilweise typisch ist, faßt sein Urteil in einer Rezension der Chamisso'schen Werke folgenderweise zusammen: „Die Konvulsionen der Menschenseele unter dem Drucke natürlicher oder konventioneller Gewalt, fremder oder eigener Verderbtheit, eines eisernen Verhängnisses, unerbittlicher Gemüths Härte oder roher Wildheit liebt er uns anschauen zu lassen. Herrschen will er über unser Gefühl und in unseren Leiden den Triumph seiner Herrschaft genießen. Es gelingt ihm vollkommen. Mit seltener Geschicklichkeit weiß er sich unseres Gefühls zu bemächtigen, es immer grausamer zu spannen, und der Leser kann sicher sein, daß die Schraube, die sein Herz zusammendrückt, gedreht werden wird, soweit ihr Gewinde nur reicht.“

Und Neumann ist weit entfernt, in dieser Eigentümlichkeit Chamisso's einen Vorzug zu sehen. Vor dem „Kruzifix“ bricht überhaupt seine ganze Ästhetik zusammen. „Wäre so Gräßliches in der Natur auch möglich, in der Poesie wenigstens müßte es ewig unmöglich bleiben.“ Wie anders urteilte Lenau über dieses Gedicht, in dem er sich selbst und seine brennende Künstlersehnsucht geschildert fühlte!

Auch Hitzig glaubte diese Neigung Chamisso's zu gräßlichen und schaudererregenden Motiven entschuldigen zu müssen, indem er nicht unerwähnt läßt, wie Chamisso zu diesen Stoffen gekommen ist. Er war von Chamisso gebeten worden, ihm, der sich fern von geselligem Verkehr hielt, kaum ein Journal oder eine Zeitschrift las, Material zu schaffen, das sich für dichterische Behandlung eignete. Hitzig kam diesem Wunsche treulich nach, indem er alles, was er bei der Redaktion seiner kriminalistischen Zeitschriften oder bei Zeitungs- und Journallektüre an poetischen Motiven aufstöberte, aus Korsika, Spanien, überhaupt aus Ländern, wo es

noch rohe Tugenden und rohes Laster gibt, dem Freunde mittheilte. Wenn Stoffmangel eintrat, pflegte Chamisso, vorübergehend an den Fenstern des im Erdgeschoß wohnenden Freundes, anzuklopfen und ihn vom Schreibtisch und von den Akten mit der Bitte fortzulocken: „Vater Erde, gib Stoff, ich bin abgebrannt!“ Und dann zog Hixig die Schleusen auf, und Chamisso war für eine Weile wieder flott.

Aber nicht in solchen Zufälligkeiten lag es begründet, daß Chamisso diese Stoffe behandelte. Hätte sie ihm Hixig nicht auf dem Vorlegeteller entgegengetragen, würde Chamisso sie sich selbst gesucht haben. Denn hier konnte die psychologische Analyse — und Chamisso war ein Psychologe von schärfstem Feinblick — ihr Senkblei bis auf die tiefste und deshalb auch breiteste Bodenschicht unseres Wesens hinablassen.

Chamisso war sich dieses Vorteils auch ganz bewußt, wie eine Bemerkung deutlich macht, die Ampère nach handschriftlichen Aufzeichnungen der Familie veröffentlicht hat: „C'est toujours parmi nous, dans le fond de nous cœurs, dans notre histoire, dans notre société telle qu'elle est, que je cherche et trouve la poésie . . . J'ai quelque fois puisé dans de vieux contes populaires, des légendes ou traditions. Ces sources purement humaines appartiennent a tous les âges: la Matrone d'Éphèse [das Lied von der Weibertreue] et Abdallah nous appartiennent aussi bien qu'aux Latins et aux Orientaux. C'est toujours l'homme que je mets en scène, les secrets du cœur que je cherche à dévoiler, et si je dois à mes voyages d'avoir su peindre avec vérité quelques scènes de la nature, le paysage fut toujours le fond du tableau.“

So stark aber auch in Chamisso diese robinsonadische Neigung für die Ungebrochenheit und wilde Größe der Naturvölker sich bemerkbar macht, so meisterhaft er es auch verstand, Naturbilder in wenigen Strichen und in getreuen Lokalfarben hinzuwerfen, so hat er sich doch gehütet, seine Gedichte mit den brennenden Tinten der Freiligrathschen Muse aufzuhöhen, die leicht am grellen Klange sich berauschte und mit fanatischer Freude eine knallbunt getigerte Reimtätowierung sich einätzte.

Man pflegt Chamisso gern mit Zedlitz in einem Atem zu nennen. Wie dieser in der Kanzone, so habe jener in der Terzine sich als Meister bewährt. In dieser Gegenüberstellung kommt Chamisso meines Erachtens zu kurz. Denn die Kanzone ist bei uns stets nur Spielerei geblieben. Ganz anders verhält es sich mit der Terzine, die freilich auch fremd anmutet, weil sie verhältnismäßig wenig zur Verwendung gekommen ist, die aber

unter Chamisso's Händen den Charakter einer bloßen Spielform abgestreift hat.

Goethe läßt einmal im Hinblick auf zwei zurückgehaltene Gedichte seiner Römischen Elegien die Bemerkung fallen: „Es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner ‚Römischen Elegien‘ in den Ton und in die Versart von Byron's ‚Don Juan‘ übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte ganz verrückt ausnehmen.“

Auch für den vorliegenden Fall trifft dieses Wort ins Schwarze. Man stelle sich nur einmal vor, Chamisso hätte die „Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange“, das „Mordtal“, „Don Juanito“ im Bierzeiler, in der Stanze oder Nibelungenstrophe geschrieben, und es wird sofort deutlich sein, was Chamisso der heroischen Gattung seiner Terzine verdankt. Stoffe mit solchen krassen Effekten, wie sie Chamisso liebte, die eigentlich einem Wankelsgängerton und einer blutrünstigen, hinter-treppenromanhaften Behandlung zustreben, hätten niemals in eine Höhe gehoben werden können, wie sie Chamisso durch die Wahl seines Versmaßes erreicht hat.

Legte Chamisso ein eben fertig gewordenes Gedicht zur kritischen und diplomatischen Begutachtung seinen Freunden vor, so war sein stehender Lieblingsausdruck: „Ob es auch herauskomme?“ Er meinte hiermit, ob es klar, im einzelnen und im ganzen, dastünde, ob alle Schlacken, die der Rohstoff und besonders diese Stoffe in so reichlichem Maße besitzen, getilgt wären und das Edelmetall überall bloßläge.

Für diesen Reinigungsprozeß bot sich die Terzine als vorzüglicher Schmelztiegel an. Ihr strenges, herbes Wesen gibt dem Stoffe Straffheit und Würde, hebt und veredelt ihn. Indem sie einerseits durch den fortlaufenden Reim die Erzählung ohne Stockung dahingleiten läßt, sorgt sie zum andern infolge ihrer Strophenform für feste Gliederung und markiert mit dem Bierzeiler als festem Schlußakkorde das Ende. Für die poetische Erzählung ein ganz wunderbares Instrument, und es ist auffällig, wie wenig sie gebraucht worden ist. Als lyrisches Versmaß freilich klingt uns die Terzine zu starr und zu eisig, weil unserer Sprache der üppige Vokallang weiblicher Reime, wie ihn etwa die italienische Sprache besitzt, abhanden gekommen ist.

Chamisso war, wie überhaupt kein Freund theoretischer Spekulation, so auch auf ästhetischem Felde begrifflichen Haarspaltereien abgeneigt. Er hatte sich für seinen eigenen Gebrauch einige gut erprobte Hausrezepte zusammengestellt. „Ich bin den

„Ästhetikern“, schreibt er am 9. März 1821 an Trinius, „auch durch die Schule gelaufen und bin so klug daraus gekommen, als ich hingegangen war. An dem Einen hang' ich fest: auf Leben kommt es an. Wo Leben erschaffen worden, selbständig da ist und sich regt und beweget, da habe ich vor dem Ebenbilde Gottes, dem Künstler, Ehrfurcht. — Wohl kann zu guter Stunde der und der, der Verse machen gelernt hat (von Schlegel oben bis Chamisso hinab), ein Stück seines eigenen Lebens herausgreifen, außer sich setzen und sagen: ‚da habt ihr eine Wachtel‘. Aber es steht nur dem Meister zu Gebot, allerlei Vögel unter dem Himmel zu erschaffen. Bestien, die sonst nichts mit ihm zu schaffen haben, sie haben ihren Teil, sie fliegen davon . . . Je vielgestaltiger das Leben, je ursprünglicher die Form, je reichhaltiger das eine, je vollendeter das andere, desto höher steht der Meister.“

Und ganz ähnlich heißt es in einem späteren Briefe: „Ich will mit der Poesie selten etwas; wenn eine Anekdote, ein Wort, ein Bild mich selbst von der Seite der linken Pfote [de la patte gauche] bewegt, denk' ich, es müsse andern auch so ergehn, und nun ringe ich mühsam mit der Sprache, bis es herauskommt. Wenn ich selber eine Absicht gehabt habe, glaube ich es dem Dinge nachher anzusehen, es wird dürr, es wird nicht Leben — und es ist, meine ich, nur das Leben, was wieder das Leben ergreifen kann.“

Seinem ganzen Wesen entspricht es, die ethische Seite in den Vordergrund zu rücken. Gesinnung und Charakter seien die Wurzel der Poesie. An seinen Liebling Véranger rühmt er besonders die Lauterkeit der Gesinnung und die Reinheit des Charakters. Ohne diese Vorzüge „würde er nur ein Mann von Talent sein, wie es deren andere gibt, nicht der Dichter, der alle überragt“. Freiligrath warnt er vor der Klippe, die Poesie im Gräßlichen zu suchen. Deutlichkeit sei überall die Hauptsache. „Jedem Liebe müßte als Novelle die Begebenheit nacherzählt werden können, die ihm zugrunde liegt.“

Ein ästhetisches Wolkentuckuchsheim war nicht seine Sache. „Was ist ein Lied, das nicht gesungen, ein Drama, das nicht aufgeführt wird?“ Mit Lessing begegnet er sich in dem Spotte gegen alle Buchpoesie, die kein Echo im breiten Publikum wahrufen kann:

„Ist musterhaft auch geschrieben

Und regelrecht das Gedicht,

Wir kaufen die tote Stute,

Wir lesen die Verse doch nicht.“

Wie jeder echte Künstler ist auch er überzeugt, daß beim Schaffen das begriffliche Formeln der Ästhetik nichts Gescheites und vor allem nichts Lebendiges zutage fördert.

„Je me laisse faire,“ schreibt er an Trinius am 8. Mai 1821, „das ist meine ganze Ästhetik, mein alleiniger Kunstvorteil. Wohl muß jeder Künstler seinen eigenen Weg gehen; der, so den Weg eines andern geht, scheint mir weder Er noch sich zu sein, noch überhaupt jemand, und es wird, bei den vortrefflichsten Zurechtweisungen, kein Pfirsichbaum sich bequemen, Pomeranzen zu tragen — nur Früchte, Früchte aus dem Eigenen!“

Das Jahr 1831, das Chamisso in die erste Reihe der zeitgenössischen Dichtergeneration stellte, wurde auch noch in anderer Hinsicht für das letzte Jahrzehnt seines Lebens von weittragender Bedeutung.

Seine im Wendtschen „Musen Almanach“ (1830—1832) erschienenen Beiträge waren allseits mit großer Anerkennung aufgenommen worden, und hierdurch wurde den jugendlichen Inhabern des Verlages, Karl Reimer und Salomon Hirzel, wie sie Chamisso schon zur ersten Sammlung seiner Gedichte aufgefordert hatten, der Wunsch nahe gelegt, ihn für das Unternehmen ganz zu gewinnen. Als Wendt infolge eines redaktionellen Mißgriffes, den die Verleger nicht mit ihrer Flagge decken wollten, die Redaktion niederlegte, trat Chamisso an die Spitze des „Deutschen Musenalmanachs“. Diesen Titel hatte er sich zugleich mit der Mitredaktion Gustav Schwabs ausbedungen. Am 5. Februar 1832 zeigte er die Übernahme des ehrenvollen Zensoramtes einem Stabe von Mitarbeitern gegenüber, unter denen die besten Namen vertreten waren, seinem Freunde Fouqué mit den launigen Worten an: „Man mag die Nase werfen, wie man will, sie fällt doch wieder auf die Beine. Mit einem Musenalmanach bin ich aus der Wiege gestiegen und muß nun mit einem Musenalmanach mich zum Abwärtssteigen anschicken.“

Dem Gedeihen und Wohlergehen dieses Musenalmanachs war fortan seine beste Kraft gewidmet. Bis in seine letzten Stunden hinein war er der Gegenstand seiner liebevollsten Fürsorge. Dabei zeigte er sich von Anfang an bestrebt, ein möglichst vollständiges Bild der zeitgenössischen Lyrik zu bieten und alle deutschen Dichter, die es verdienten, zu Worte kommen zu lassen. Ganz Deutschland sollte sich um seine Fahne scharen.

Sein rühriges Werben hatte den gewünschten Erfolg. In voller Marschkolonne sehen wir die schwäbische Dichterschule,

Umland an der Spitze, einrücken: Kerner, Schwab, Mayer, Pfizer. Ihnen schließen sich die Oesterreicher Lenau und Anastasius Grün an. Die Nordsternbündler veräumen natürlich die Gelegenheit nicht, sich wieder einmal ein Stellbischen zu geben. An Chamisso's Seite finden wir Fouqué, Barmhagen und dessen Schwester Rosa Maria. N. W. Schlegel, Eichendorff, E. M. Arndt und Rückert vertreten die ältere Generation. Die jüngere erscheint mit Hoffmann von Fallersleben, Holtei und Zimmermann auf dem Plan, und die jüngste meldet sich mit den Germanisten Wackernagel und Simrock, sowie mit Freiligrath und Geibel zum Wort.

Mit den ausgebreiteten Redaktionsgeschäften hatte Chamisso seine „liebe Not“. Denn die Gabe sicheren kritischen Urteils, wie sie Schwab dank langer redaktioneller Tätigkeit besaß, war ihm ver sagt. Auch war es keine leichte Arbeit, „jährjährlich die Eitelkeit von fast allen deutschen Dichtern zu kränken, deren Namen Legion ist — indem ich mit dem großen Wedel an der Thür des Musenalmanachs stehe, die mehrsten von ihnen wegzuschleichen und den wenigen einen wenigen Zoll nur breiten Spalt zum Hereinschlüpfen zu lassen, da sie doch zwei Flügel auf erwarteten“. Ganze Horden junger Dichter und fanatischer Versbolbe galt es abzuwehren und mit billigen Wechselln auf Sicht zu ver trösten. Dabei pflegte Chamisso, vor die Frage gestellt, ob sie Dichter seien oder werden könnten oder der Dichtkunst abschwören sollten, ihnen den guten Rat eindringlich ans Herz zu legen: „Keines von beiden! Weileibe kein Dichterprofessionist! Lieber einen Stein am Hals und ins Wasser — aber das Dichten nicht lassen, was im allerschlechtesten Falle besser ist als Pharaos spielen.“ Wenn er sich aber auch gelegentlich darüber beklagte, was für Mißwachs von Menschen sich in Ermangelung eines Besseren für gut genug halten, Dichter zu werden, so hatte er doch in diesem Amte seine helle Freude daran, jüngeren Talenten die Wege zu ebnen. Daß er Freiligrath's Dichtertum aus der Wiege heben durfte, war der Stolz seines Alters. Mit jugendlich frischer Begeisterung verfolgte er das aufsteigende Gestirn seines Schützlings und erhob selbst in einer Anzeige der Gedichte Freiligrath's seine empfehlende Stimme.

Da Chamisso sich aus einigen jüngeren Freunden einen Stab stiller Mitredaktoren gebildet hatte, zu denen Simrock, Wackernagel, Rügler, Schöll, später Gaudy und Rauschenbusch gehörten, so lief das Gerede, Chamisso bekäme nur das schon gesichtete Material vorgelegt und sei für Anfänger und

Unbekannte, wie hinter einer chinesischen Mauer, gar nicht erreichbar — ein völlig grundloser Verdacht, wie es die Redaktionskorrespondenz, die ziemlich vollständig erhalten ist, ganz außer Frage stellt. Das Körnchen Wahrheit in dieser Mythe bestand lediglich darin, daß die Mitredaktoren häufig die Bremse anziehen mußten, wenn seine Freude über gelungene Einzelheiten mit ihm durchging und ihn gegen die Schwächen und den Unwert des Ganzen blind machte.

Der Almanach fuhr mit vollen Segeln dahin, als das Jahr 1837 eine erste Krisis brachte. Der Verlag hatte sich an Heine gewandt und ihn um die Erlaubnis gebeten, sein Bildniß dem Almanach voranzustellen zu dürfen. Die sieben Jahrgänge hatten die Bildnisse Goethes, Tiecks, A. W. Schlegels, Chamisso, Rückerts, Schwabs und Anastasius Grün gebracht.

Natürlich war auch Uhland aufgefordert worden, er hatte aber barsch abgelehnt. Heines Antwort verzögerte sich, da er kein Bildniß zur Hand hatte. In einem Briefe vom 4. Februar 1836 entschuldigt er die Verspätung und fügt hinzu: „Sie sehen also, meine Schreibverzögerung hatte nicht ihren Grund in mangelnder Eitelkeit, mein Gesicht interessiert mich noch immer.“

Uhlands Gefolgschaft, die soeben, wie schon erwähnt, von Heine mehr als kühl behandelt worden war, kam ganz aus dem Häuschen. Chamisso suchte Schwab zu beruhigen. „Ich würde zu einem gemeinsamen Wirken“, teilt er ihm am 9. März 1836 mit, „meinen Namen zu Heines Namen nicht gesellen. Dazu bin ich zu sehr ein anderer Mensch. Aber er gilt mir für einen Dichter, wofür er Ihnen auch gilt, und darauf kommt es hier nur an. Was haben in der eingerissenen Art und Weise der scherzende Herr von Schlegel und Herr von Platen und andere vor Heine voraus, als einen Mangel an Witz, aus dem man ihnen doch kein Verdienst machen kann!“

Schwab durfte sich nicht von den Freunden trennen und legte die Redaktion nieder. Unter lauter Entrüstung kündigten die Schwaben insgesamt die Lehnsfolge auf. Auch Lenau und Freiligrath stimmten mit ein. Sie wollten mit dem „Papst des verruchten jungen Deutschlands“, der soeben den vielgeliebten Meister mit stachlicher Schelte gezaust hatte, nichts gemein haben.

Diesem hellen Aufruhr gegenüber war Chamisso machtlos. Er dachte im ersten Augenblick daran, von der Redaktion zurückzutreten. Bei ruhiger Erwägung der Sachlage jedoch entschloß er sich, das Steuer in der Hand zu behalten. „Sie, Meister Uhland und die Freunde,“ heißt es in demselben Briefe an Schwab, „werden mir den Handdruck nicht vorenthalten, und

im künftigen Jahr, wenn ich noch da bin, wollen wir wieder Hand in Hand vor dem deutschen Büchlein erscheinen und zeigen, es habe kein Bervürfnis zwischen uns stattgefunden.“

Und so geschah es auch. Im folgenden Jahre meldete sich das schwäbische Fährlein wieder zur Stelle. Am Eingang des Mufenalmanachs prangte das Bildnis Uhlands. Auch Schwab war wiederum als Mitarbeiter und Redakteur eingetreten, freilich nur auf kurze Zeit. Als er bald darauf das Pfarramt von Gomaringen übernahm, zwang ihn die gehäuften Arbeitslast seines neuen Wirkungskreises, aus der Redaktion auszuschneiden.

Immerhin, die unangenehme Angelegenheit bekam dadurch ein noch unangenehmeres Nachspiel, daß Heine bald die Gelegenheit wahrnahm, um an den Schwaben sein Mütchen zu kühlen und sich für die ihm widerfahrene Schmach zu rächen. Im „Schwaben-
spiegel“ überschüttet er sie mit ganzen Kübeln ägenden Scheidewassers, und in seinem Testament gedenkt er ihrer in einem zynischen Kodizill:

„Ein treues Abbild von meinem S
Vermach' ich der Schwäbischen Schule; ich weiß
Ihr woltet mein Gesicht nicht haben,
Nun könnt ihr am Gegenteil euch laben.“

So stark das „verdrießlich dornenvolle Amt“ des Herausgebers, das ihn mit einer Sündflut schlechter Verse und Korrespondenzen überschüttete, auch Chamisso's Zeit in Anspruch nahm, so kam dennoch seine wissenschaftliche und dichterische Tätigkeit nicht ins Stocken. Der rastlos Tätige gönnte sich wenige Feiertage. „Geistiges Schaffen ist die tragendste, die wohlthueendste Tätigkeit“, bekennt er am 9. Juni 1838, ein Jahr vor seinem Tode, seinem alten Freunde de la Foie. Im Winter 1834 ging er an die stilistische Überarbeitung seines Reisejournals, um es der vierbändigen Gesamtausgabe seiner Werke, die er zum Druck vorbereitete, als ebenbürtige Leistung den „Bemerkungen und Ansichten“ voranschicken zu können.

Der Druck ging nicht ohne Störung vor sich, was Chamisso zu launigen Randglossen Anlaß gab. Als die Firma König und Bauer meldet, daß das Papier nicht geliefert werden könne, weil Wassermangel eingetreten sei, entringt sich ihm der Stoßseufzer: „Ein Schicksal, daß meinen Schriften das Wasser fehlen muß!“ Und als das Element sich weiterhin widerspenstig zeigt, macht er die Notiz: „Ein deutscher Schriftsteller und Dichter, der nur aus gänzlichem Mangel an Wasser unvernünftig ist, seine Werke annehmbar zu machen, dürfte fast sagen können: Ces

choses là n'arrivent qu'à moi." Gegen Ende des Jahres tritt noch einmal eine Verzögerung ein. Mit unverwüßlichem Humor stellt er die Frage: „An welchem Haken hängen wir denn wiederum fest, und welcher Teufel mag den andern abgelöst haben, seinen Schwanz auf unsern zweiten Band zu legen?“

Endlich, zur Ostermesse des Jahres 1836, konnte er Nichtfest feiern. Alles stand glücklich unter Dach und Fach. Unter den vielen Beifallsäußerungen, die ihm die Herausgabe seines Lebenswerkes von allen Seiten eintrug, erfreute ihn besonders ein eigenhändiges Dankschreiben des kunstsinigen Kronprinzen, der schon 1828 auf dem Kongreß der deutschen Naturforscher, wie Chamisso seinem Bruder Hippolyt am 8. Oktober 1828 mitteilt, in eingehendem Gespräche ihm näher getreten war und ihn immer von neuem entzückte durch die nur ihm eigene, un-nachahmlich anmutige und geistvoll fesselnde Art der Unterhaltung.

Die mit der Gesamtausgabe nötig gewordene Revision seines Reisewerkes brachte es mit sich, daß seine früheren Sprachstudien wieder stark in sein Gesichtsfeld rückten.

Schon in seinen „Bemerkungen und Ansichten“ hatte er die Ergebnisse seiner polynesischen Sprachstudien in einem umfangreichen Vokabularium dreier Dialekte der Südsee niedergelegt und dabei nicht vergessen, auch Proben ihrer Dichtkunst mit einzuflechten. Ein vortreffliches Hilfsmittel zum Studium der malaiischen Sprache besaß er in seiner wertvollen tagalischen Bibliothek, die er auf Luzon zusammengebracht und gleich nach dem Brande in Schöneberg der Königl. Bibliothek geschenkt hatte.

In den folgenden Jahren pflügte er auf dem ihm liebgewordenen Acker weiter. Als sein Freund Julius Klaproth, ein alter Nordsternbündler, der ihn seinerzeit auf chinesische Pfade gelockt hatte, den Gedanken erwog, den von seinem Vater zum Abschluß gebrachten „Mithridates“ Uebersetzung einer zeitgemäßen Bearbeitung zu unterziehen, übernahm Chamisso bereitwillig die schwierige Aufgabe, die Sprachen der Südsee zu bearbeiten. Mit weitem Blicke steckte er sofort sein Arbeitsfeld ab. „Es handelt sich nicht bloß“, äußert er sich dem Freunde gegenüber, „um einen Dialekt mehr oder weniger, sondern um die erste Einsicht überhaupt in die Sprache jener Völker, die zwischen den Philippinen und den östlicheren Inseln der Südsee ein so merkwürdiges Mittelglied bilden.“ Das Unternehmen Klaproth's kam nicht zustande, und Chamisso ließ deshalb die Arbeit liegen.

Einige Jahre später richtete Wilhelm von Humboldt an ihn die Bitte, seine Abhandlung über die Südseesprache, den

erst nach Humboldts Tode veröffentlichten dritten Abschnitt des dritten Buches über die Kamisprache, mit Bemerkungen zu versehen. Eine Frucht dieser Studien war für Chamisso die Übersetzung aus der Tongasprache, die im „Chaos“, der Zeitschrift Ottiliens von Goethe, 1827 zuerst im Druck erschien und später in die Gedichtsammlung mit einging.

Als Humboldt vor Abschluß seines Werkes starb, suchte Chamisso die Lücke auszufüllen, indem er zuerst eine Grammatik und ein Lexikon der hawaiischen Sprache in Angriff nahm. Obwohl seine Gesundheit seit langer Zeit stark ins Wanken gekommen war, wollte er noch einmal die Siebenmeilenstiefel anziehen, und, wie er sich Humboldt gegenüber am 1. September 1836 aussprach, an Ort und Stelle eilen, um die letzten verschwindenden Erinnerungen dieses Inselvolkes zu sammeln, „in der Sprache der Liturgie, der älteren, der Stammsprache der Polynesier vielleicht auf die Spur zu kommen und eine Gesittung, die in die allgemeine europäische bereits im Untergehen begriffen ist, nicht spurlos aus der Geschichte der Menschen verschwinden zu lassen . . . Ich wollte lieber in meinem Beruf sterben, als mich hier zu überleben.“ Sein Anerbieten fand kein Gehör. Am 12. Januar 1837 legte er seinen Versuch „über die hawaiische Sprache“ der Akademie vor, die ihn zwei Jahre vorher, am 7. Mai 1835, auf Humboldts und Kunths Vorschlag einstimmig zu ihrem Mitgliede ernannt hatte. Die sofort sich anschließende Arbeit eines Lexikons kam ins Stocken, als er sich durch unerwartete Veröffentlichungen, deren schnelle Bewältigung bei seinem Gesundheitszustande ausgeschlossen war, veranlaßt sah, die ganze Unterlage seiner Studien einer gründlichen Revision zu unterziehen, ehe an eine Weiterarbeit zu denken war. Dies sollte ihm aber nicht mehr vergönnt sein.

Nirgends erscheint Chamisso bewunderungswürdiger als in diesen Ausklangsjahren seines Lebens. Durch unermüdlige Tätigkeit gelang es ihm, die schweren Kümernisse zu bezwingen, die ihn in dieser Zeit heimsuchten.

Das Jahr 1831, in dem ganz Mitteleuropa durch eine Choleraepidemie in Atem gehalten wurde, brachte auch seinem Hause „Schreckenstage“ durch den Tod der Schwiegermutter. Antoniens Gesundheit gab stets zu Besorgnissen Anlaß. Im Sommer 1835 besuchte sie mit den drei jüngeren Kindern das Seebad Greifswald, und im August kam Chamisso mit den beiden ältesten Söhnen nach. Es gewährte ihm große Freude, Antonien auf den Königstuhl zu geleiten und ihr von oben das Meer zu zeigen und „wo die Pfeiler stehen“.

Ende August war die ganze Familie wieder in Berlin. Als im Oktober der vierte Sohn geboren wurde, begrüßte ihn der Vater mit den innigen Liedern, die sich zu dem kleinen Zyklus „Der Klapperstorch“ zusammenschlossen.

In demselben Jahre trat in seiner äußeren Stellung dadurch eine Änderung ein, daß Schlechtendal nach Halle berufen wurde und Chamisso als selbständiger Leiter des Herbariums an seine Stelle trat. Die hierdurch erhöhte Arbeitslast nahm er willig auf sich, überspannte dabei aber seine Kräfte. Keine Witterung konnte ihn von seiner Wanderung nach Schöneberg zurückhalten. Der nasse Sommer des Jahres 1832 hatte ihm einen bösen Husten gebracht, der sich durch die auf seiner Weltreise ihm liebgewordenen russischen Bäder nicht gewaltsam vertreiben ließ, ja zu einem chronischen Übel wurde, als er im Mai und Juni 1833 einen schweren Anfall der Grippe durchzumachen hatte. Mehr als für sich fürchtete er aber für seine Antonie, wie es das Sonett „Nach der Grippe“ ergreifend zum Ausdruck bringt.

Und doch war er sich bewußt, daß die Art an seinen Lebensbaum gelegt war. „Ich bin ein alter, müder Mann,“ schreibt er seiner Gattin, die mit der ältesten Tochter im Juni 1834 wieder nach Greifswald gegangen war, „Du erfrische Dich in der See, stähle Deine Nerven und werde an Körper und Gemüt wieder gesund. Ich werde ändern so wenig als möglich Last machen, dafür bin ich noch Mann; aber anderes und mehr versprechen kann ich wohl nicht. Der morsche Stamm verträgt nicht viele und harte Schläge mehr.“

In jenen Tagen dichtete er die „Kreuzschau“, aus schwerem Herzen, doch in tiefer Dankbarkeit für all das Gute, mit dem ihn sein Leben beschenkt hatte. „Ich neige mich sehr zum Optimismus,“ heißt es einen Monat vor dem Tode seiner Gattin in einem Briefe vom 29. März 1837 an de la Foye, „was ich dulde und trage, scheint mir nicht über das vollgestrichene Maß zu gehen, und wenn ich Vergleichen anstelle, so muß ich doch bekennen, daß ich mich noch über viele im Vorteil befinde. Welches Kreuz hat unser stille Neumann zu ertragen, als mit Nahrungsjorgen, die ich nicht habe, als er seine Frau furchtbar krank liegen hatte — in welcher Hilflosigkeit ließ er sterbend seine Familie hinter sich!“ Und dieses Gefühl einer tiefen Dankbarkeit strömte aus dem Innersten seines Wesens, findet in den Äußerungen aus dieser Zeit mannigfachen Ausdruck und warf über all sein Ungemach einen milden verklärenden Schimmer.

Als es sich herausstellte, daß die Ursache des quälenden Hustens ein Ödem in der Lunge war, fand er sich, wenn auch

mit Widerwillen, in den Rat der Ärzte, das schlesische Bad Reinerz zu besuchen. Und hier schöpfte er noch einmal frische Lebenskraft.

In Gesellschaft junger Freunde, die sich dem allseits verehrten Dichtergreife angeschlossen hatten, bestieg er die Schneekoppe, den Riesenkamm bei Warmbrunn und die Hohe Menze im Glazer Bergland. Sein Husten machte ihm bei anstrengenden Partien nicht so stark zu schaffen wie sonst. So kam es, daß manchmal wieder der alte lustige Bursche von ehedem in ihm durchbrach. Als sie oben auf der Höhe der Menze standen und lustige Studentenlieder gesungen wurden, schlug er Holteis „Mantellied“ vor und sang selbst auf seine Weise einige Strophen mit. Ein andermal, als sie von Hummelschloß heimkehrten, ordnete er vor den Toren der Stadt schnell die lustige Schar. „Was Philisterei hieß,“ schreibt Friedrich Kurts, dem wir die anschauliche Schilderung dieses Reinerzter Aufenthalts verdanken, „kannte er an sich nicht, er achtete sie auch nicht bei andern... Die Flöte voran, die Stöcke wie Gewehre erhoben, so marschierten wir über den Markt und — Chamisso hat sich überall der Menschen gefreut, die das Lachen nicht verlernt hatten.“

Die Besserung seines Zustandes aber war nur vorübergehend, doch trug er das Unabänderliche mit Geduld und Fassung. „Ich bin ein Invalid,“ klagt er zu Anfang des Jahres 1836 in einem Briefe an Fouqué, „ich habe gesungen, meine Zeit ist abgelaufen. So elend und gebrochen ich bin, bin ich doch guten Mutes und heiter. Ich freue mich der Erinnerung, wenn ich schon fühle, daß ich meinen besten Hoffnungen (den weltlichen) bereits vorangegangen bin und vor mir nichts habe als das gemeinsame Lied vom Ende.“

Noch einmal schien hell die Sonne in seine stille Gelehrtenklausur, als 1836 gelegentlich der Gesamtausgabe seiner Werke seine Popularität ihren höchsten Gipfel erstieg. „Ich verdanke,“ bekennt er in einem Brief vom 29. März 1837 seinem alten Freunde de la Foye, „meiner Schriftstellerkarriere wirkliche Freuden, die mich erheitern und die ich zu würdigen weiß — es wird nicht bloß meiner Eitelkeit geschmeichelt; ich kann sagen, ich werde geliebt, und die Beweise fließen mir von allen Seiten zu — das tut wohl.“ Während seiner Herbstreisezeit pflegte er häufig das Goethische Wort zu zitieren: „Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter in Fülle.“

Mitten in diese Freude hinein, die noch gesteigert wurde durch den Besuch seines Petersburger Freundes Trinius, traf

ihn jedoch ein Schlag, der den Kerntrieb seines Lebens abbrach. Am Ende des Jahres erkrankte Antonie in bedenklichster Weise, und am 21. Mai 1837 endete ein Blutsturz das Leben der erst 36jährigen.

Mit stiller Ergebung trug Chamisso die schwere Heimfuchung. „Ich werde ihr bald nachfolgen“, sagte er einem Freunde, der ihn eines Morgens am Grabe der Vielgeliebten in ergriffener Versunkenheit fand. An Schwab schrieb er damals die Worte, die uns zeigen, aus wie tiefer Wurzel seines Wesens die „Kreuzschau“ hervorklühte: „... Sie werden wohl erfahren haben, was ich verloren. Ich selbst warte nun mit Geduld meine Zeit ab und trage mit Geduld mein Kreuz, das mir am Ende gerecht und passlich scheint und bete: Herr, dein Wille geschehe! Ich habe doch des Glückes genossen ein gutes Teil und mehr als viele andere: ich erkenne es dankbar an.“

In angestrenzter Arbeit suchte er den Schmerz zu bewältigen. „Ich winde meine Tage ab“, schreibt er seiner Freundin Diotima am 13. Dezember 1837, „und brumme mir als mein eigener Waldteufel den Refrain meiner Lieder vor, mein beliebtes ‚Geduld‘.“ Die Botanik hing am Nagel, die Muse schwieg, nur hin und wieder war im Musenalmanach sein Name vertreten. „Die liebe Gabe des Gefanges“, heißt es in einem Briefe vom 15. Oktober 1837 an Schwab, „ist mir ausgegangen, ... aber dankbar bin ich gegen mein heimisches Deutschland und die Mitwelt, die mir überreichlich meine eigenen Freuden gelohnt hat.“

Von schwerer Siechheit befallen, sah er zurück auf die hellen Tage, da eine Jungfrau „schön und fromm und so liebevoll“ ein sieches, krankes Herz heilte, und dichtete seinen „Armen Heinrich“ mit der schönen Eingangswidmung an die Gebrüder Grimm.

Im Frühling 1838 fühlte er sich seinen Amtspflichten nicht mehr gewachsen und ward deshalb beim Minister Altenstein wegen seiner Versetzung in den Ruhestand vorstellig. Das Abschiedsgesuch enthielt am Schluß die stolz bescheidenen Worte: „Ich werde ohne Erröten das Brot essen, welches das hohe Wohlwollen, dessen ich mit dankbarer Anerkennung genieße, meinem Alter zuteilen wird.“ Er wurde mit vollem Gehalte pensioniert. Am 4. August 1838 hatte er das ministerielle Reskript in Händen, das mit den Worten schließt: „Euer Hochwohlgeboren haben vieles und viel geleistet in der Welt und dürfen sich nun wohl gestatten zu ruhen.“ Der wohlverdienten Ruhe war eine nur kurze Frist gegönnt.

Am 9. August trat eine Verschlimmerung seines Zustandes ein. Am 16. früh legte er sich nieder und versiel bald in einen soporösen Fieberschlaf, der, nur durch Phantasien unterbrochen, in denen er in fremden Zungen, meist hawaiisch, redete, bis an sein Ende währte. In der Nacht vor seinem Hingange sprach er unausgesetzt französisch. Schon während der ganzen letzten Zeit waren seine Gedanken in seine Jugend und früheste Kindheit zurückgeflattert. Er träumte stets vom Schlosse Boncourt und von dem Regiment von Goeke, während das Gedächtnis für die spätere Zeit häufig versagte.

Am 17. kehrte auf eine halbe Stunde das Bewußtsein völlig zurück. Sigis, den er sofort hatte herbeirufen lassen, fand ihn im Bette aufrecht sitzend und mit einer redaktionellen Frage des *Musen Almanachs* beschäftigt. Bald stellte sich aber der alte Zustand wieder ein, und am 21. August, morgens um 6 Uhr, erlöste ihn der Tod von seinem Leiden.

Wie die Sektion ergab, war in der Schleimhaut der Bronchien eine totale Veränderung und eine höchst selten vorkommende widernatürliche Ausbreitung der Bronchienäste eingetreten. Der rechte Lungenflügel war hierdurch ganz außer Tätigkeit gesetzt worden, so daß der Kranke zuletzt nur noch dürrig mit der linken atmete. Es war dieselbe Krankheit, durch die Schiller dahingerafft wurde, mit dem Chamisso nicht nur in seinem Wesen, sondern auch, wie die idealisierten Bilder Schillers zeigen, im Schnitt des Gesichts eine unverkennbare Ähnlichkeit hatte.

Am 23. August 1838 wurde er in aller Stille, wie er es gewünscht hatte, auf dem Hallischen Friedhofe an der Seite seiner Gattin zur letzten Ruhe gebettet.

Ganz Deutschland trauerte um den Dahingegangenen und legte einen vollen Kranz sinniger Nachrufe an seinem Grabe nieder. Die hehrste Totenklage sang ihm Dingelstedt:

„Ein Fremdling warst du unserm deutschen Norden,
In Sitt' und Sprache anderer Stämme Sohn,
Und wer ist heimischer als du geworden?“

Am 26. Juni 1880 wurde in dem mit alten Obst- und Kastanienbäumen bestandenen Garten des Hauses Friedrichstraße 235, in dem Chamisso von 1825 bis zu seinem Tode wohnte, eine Erinnerungsfeier veranstaltet, an der auch die Nachkommen des Dichters und einige seiner ältesten Freunde teilnahmen. Ein Bronzemedailon, das innerhalb eines Eichenkranzes die Inschrift trägt: „Hier lebte Chamisso bis zu seinem Tode“ ziert seit jenem Tage die Front des Hauses. Zur fünfzigjährigen

Gedächtnisfeier des Todesjahres wurde am 29. Oktober 1888 sein Denkmal auf dem Monbijouplatz in Berlin enthüllt. Spielhagen hielt die Festrede und feierte in schlichten Worten besonders den Menschen Chamisso, die kindliche Lauterkeit seines Herzens, den makellosen Adel seiner Denkungsart.

Chamisso ist häufig in literarhistorische Beleuchtung gerückt worden, doch liegt, soviel ich sehe, bisher nur ein Versuch vor, die zwar geschlossene, aber komplizierte Natur unseres Dichters auf ihren Generalnenner zu bringen. In einer Anzeige der Sibigischen Ausgabe der Chamisso'schen Werke trat der junge Hebbel diesem Probleme näher. Da die ganze Stelle oder einzelne Teile daraus gern zitiert werden, möge sie vollständig hier Platz finden: „Es gibt Dichter, in denen die Poesie eher ein Einsaugen als ein Ausströmen ist, und die das Talent, das sie in sich finden, als Medium benutzen, das ihrem Wesen Fremde, oft sogar Entgegengesetzte sich einzuverleiben oder sich näherzubringen. Ein Blick in das Walten solcher Naturen, deren Wert von ihrer Bewußtlosigkeit abhängt, ist immer interessant und belehrend; kommt nun noch hinzu, daß sie, indem sie sich innerlich abrunden und befestigen, nach außen Einfluß gewinnen, so wird es wünschenswert und notwendig, daß ihr Wachsen und Umsichgreifen der Nation, der sie etwas geworden sind, in klaren, verständigen Umrissen gezeichnet werde, da die Selbsterkenntnis einer Gesamtheit, wie die des einzelnen nur aus genauester Beobachtung und Abschätzung der einwirkenden Potenzen hervorgehen kann. — Daß Chamisso zu den Dichtern der letztgedachten Gattung gehört, ist wohl einleuchtend. Er war ein sanfter, liebenswürdiger Mann, aber er erzählte am liebsten grauenhafte Geschichten. Ihm ging nichts über die Behäbigkeit. Desungeachtet schrieb er seine besten Sachen in den kunstgerechtesten Terzinen.“

So bestechend diese tiefbohrende Charakteristik auf den ersten Blick auch aussieht, so erweist sie sich doch, legt man die einzelnen Teile auf die Goldwaage, nur zum Teil als stichhaltig. Richtig gesehen ist — dies lag aber ganz auf der Oberfläche —, daß Chamisso eine mehr einströmende als ausströmende Natur war. Er ist wohl mit dem guten Anechte verglichen worden, der mit dem ihm zugefallenen Pfunde treulich gewuchert hat. Wenn Hebbel aber den Gegensatz aufstellt zwischen der sanften, liebenswürdigen Natur unseres Dichters und seiner Neigung zum Grauenhaften, so ist hier eine Berichtigung notwendig.

Chamisso entstammte einer alten Kriegerfamilie, deren Wurzeln sich bis in die karolingische Zeit zurückverfolgen lassen,

und zwar bürdig in einer Gegend, die, stärker mit germanischer Bevölkerung gesättigt als die südlicher gelegenen, dem zerrütteten Merowingerreiche in den Pippiniden ein kräftiges Herrschergeschlecht schenkte. Noch heute ist in der Champagne, wie auch in der Normandie und der Bourgogne, der germanische Einschlag deutlich erkennbar. Sprichwörtlich heißt es von den Champenois, sie seien kriegerisch, von leidenschaftlichem Ungestüm und schwerfälliger Auffassungsgabe.

Man darf sich überhaupt nicht vorstellen, daß die germanische Eroberungswelle nur an der Oberfläche der keltoromanischen Stammbevölkerung dahingerieselte sei. Bis in die Zeit Ludwigs XIV. hielt das germanische Element den übrigen völlig die Wage. Später freilich ging der Aufsaugungsprozeß schneller vor sich. Die Französische Revolution brach dann durch die Vertreibung und Hinrichtung vieler Adligen, deren Hauptstock anerkanntermaßen der germanischen Erobererrasse angehörte, diesem Teile der Bevölkerung die Krone aus. Ich vermute, daß die französische Auswanderungsbewegung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hauptsächlich von germanischen Elementen getragen wurde. Die zentrifugalen Überschußkräfte der Kelten scheinen sich in der großen Wanderung des vierten Jahrhunderts vor Christo, die sie bis nach Kleinasien führte, erschöpft zu haben. Seit dieser Zeit zeigt die keltoromanische Stammbevölkerung Frankreichs eine geradezu ängstliche Neigung zur Seßhaftigkeit.

So gehörten Chamisso's Vorfahren mit zu jenen Protuberanzen, die zur Zeit der Völkerwanderung die germanische Hauptsonne in feurigem Überschwang nach allen Seiten hin fortschleuderte. Er wurde nicht ein Deutscher, wie es in allen Darstellungen seines Lebens heißt, denn die Nationalität ist kein Kleid, das nach Belieben gewechselt werden kann — er war ein Germane von Haus aus, und unter dem Einfluß des ursprünglichen psychischen Klimas wandte sich, wie er selbst sagt, das Tiefere und Heiligere seiner Natur dem deutschen Wesen zu, in dem es seine tiefsten Wurzeln hatte. Chamisso wuchs nicht zum Sänger und Verherrlicher der Ehe und des Familienlebens aus, weil er in Deutschland sich heimisch machte, sondern er wurde unserm Vaterlande wiedergewonnen, weil die Tendenzen seiner Natur, in denen die Verherrlichung des Familienlebens nur ein Zug unter vielen ist, dem damaligen Deutschland entgegenstrebte, dessen Sehnsüchte und Offenbarungen in Goethe und Schiller soeben leuchtende Verkörperung gefunden hatten.

Chamisso hat Goethe stets die höchste Verehrung gezollt, auf den Knien aber, bekennt er selbst, lag er nie vor ihm. Ohne

allen Rückhalt dagegen gab er sich Schiller hin. Es war seine Kriegernatur, die sich vor diesem Heroß beugte. Denn die kriegerischen Instinkte seiner Vorfahren waren in Chamisso in alter Stärke vorhanden, nur haben sie sich, unter der Einwirkung einer andern Zeit und Umgebung gleichsam umgeschaltet, eine andere Form geschaffen. Die wilde Merowingerzeit, die Raufsucht des französischen Adels, der Kriegslärm der Fronde könnte nachklingen in seiner Freude an ungebrochenen Naturen und rohen elementaren Leidenschaften, in seinem Hange zur Wanderlust, in seiner Neigung zum Grelten und Gräßlichen, die in manche seiner Dichtungen einen Blut- und Brandgeruch hineinbringt.

Wenn Hebbel weiterhin als ein Kennzeichen der Natur Chamisso's die Behübigkeit hervorhebt, so verkennt er jene von uns so stark betonte Neigung Chamisso's zur Idylle. Denn diese Neigung floß nicht aus einer philisterhaften Weidegenügsamkeit, sondern aus dem Instinkte, sich den Rücken freizuhalten, um in der Front den Kampf mit der Welt, den ihm seine Herrennatur aufzwang, rühmlich ausfechten zu können.

Bei alledem darf man natürlich nicht vergessen, daß Chamisso aus einem alten Kulturlande kam, und daß sicherlich auch romantisches Blut in seinen Adern floß. Der Sinn für Form und Maß war ihm eingeboren. Nur hierdurch konnte es ihm gelingen, die sprödesten Stoffe allein durch die Kunst der inneren Formung, da äußere Reizmittel der Sprödigkeit seiner Natur versagt waren, in die Höhe echter Kunstschöpfungen hinaufzuheben.

Nehmen wir dies alles zusammen, so fällt erst das rechte Licht auf den tiefsinnigen Schlußsatz Hebbel's: „Allenthalben zwischen seinem Leben und Wesen und seinem Dichten — in Inhalt und Form — ein scheinbarer Widerspruch, dessen Wurzel in dem instinktartigen Drang, jenes durch dieses zu supplementieren, gesucht werden muß, der aber auch in dem reinen, unverwüßlichen Humor, auf dem Chamisso ruhte, eine wahrhafte Ausgleichung erhält.“

In diesen Worten ist das „scheinbar“ am Anfang doppelt zu unterstreichen. Denn sobald wir die äußere Gestaltung seines Lebens von höherem Standpunkte betrachten, fällt auch der letzte Widerspruch zusammen, der dem Anschein nach zwischen seinem Leben und seiner Dichtung klafft.

Wer wollte es verkennen, daß in diesem Leben von Anfang an die Sehnsucht nach einer reinen Form lebendig war? Und daß diese Sehnsucht in Erfüllung gegangen ist, daß hier ein eigenwüchsiges Leben auch eine eigenwüchsige Form gewonnen

hat? Aus dem Bewußtsein dieses Besitzes heraus konnte er auf die konventionellen Schattenwerte der Welt mit Geringschätzung herabblicken.

Mag Chamisso als Dichter vor vielen andern zurücktreten: als Mensch und Charakter reiht er sich ebenbürtig in die Reihe jener ethischen Heroen ein, deren Anhauch uns stählt und beschwingt, und zu denen wir in Ehrfurcht und Dankbarkeit emporblicken. Sein ganzes Leben wandelt sich ab mit der Geschlossenheit eines großen Orgelpunktes, der in der Jugend einsetzt, im „Schlemihl“ mit vollem Werke auseinandertritt, auf der Mittagshöhe des Lebens alle Dissonanzen ausscheidet und im Alter mit mildem Verklärungschimmer austönt. Das Thema aber atmet den hohenpriesterlichen Ernst Schillerscher Denkweise:

„Wandelt nicht auf den breiten Wegen der Allzuvielen und meidet den nichtigen Lärm der Gasse! Horchet auf die Stimme euers besseren Selbst und bahnt euch zu euerm Lebensglück eine eigene Schneise! Trachtet nach dem wahren Werte des Lebens, und seid keine Knechte des Schattens!“

Berlin, am 4. September 1907, dem Todestage Griegs.

Max Sydow.

Inhalt.

Erster Teil. Gedichte I.

	Seite		Seite
Der Dichter.		Blauer Himmel (1810)	55
1. Aus der Beringsstraße im Sommer 1816	7	Winter (1811)	56
2. Bei der Rückkehr. Ewinemünde im Oktober 1818	8	Abend (1822)	56
3. Berlin. Im Jahre 1831	8	Friisch gesungen (1829)	57
		Es ist nur so der Lauf der Welt (1829)	57
Lieder und lyrisch-epische Gedichte.		Gebuld! (1828)	58
Frauen-Liebe und Leben (1830)	10	Pech (1828)	59
Küssen will ich, ich will küssen (1829)	15	Mäßigung und Mäßigkeit (1834)	60
Tränen (1830)	16	Tragische Geschichte (1822)	61
Die Blinde (1832)	20	Nachtwächterlied (1826)	62
Lebens-Lieder und Bilder (1831)	23	Josua (1829)	63
Die Braut (1831)	37	Ein französisches Lied (1827)	64
Der Klapperstorch (1832)	38	Kleidermacher-Mut (1831)	65
Die kleine Liese am Brunnen (1833)	39	Das Dampfroß (1830)	66
Die Klage der Nonne (1833)	40	Die goldene Zeit (1822)	67
Die drei Schwestern (1838)	42	Kanon (1813)	69
Die alte Wafschfrau (1833)	43	Das Gebet der Witwe (1831)	69
Zweites Lied von der alten Wafschfrau (1838)	44	Kapennatur (1806)	70
Heimweh (1836)	45	Sternschnuppe (1834)	71
Der erste Schnee (1836)	47	Der Frau Wase kluger Rat (1827)	72
Frühling (1822)	47	Recht empfindsam (1828)	73
Geh du nur hin (1818)	48	Polterabend (1826)	74
Was soll ich sagen? (1819)	48	Der vortreffliche Mantel (1831)	76
Morgentau (1822)	48	Eid der Tecue (1827)	76
Zur Antwort (1821)	49	Minnedienst (1830)	77
Zur Anzeit (1820)	49	Lebe wohl (1826)	78
Auf der Wanderschaft (1823/24)	50	Frühlingslied (1830)	79
Geru und gerner (1827)	50	Hochzeitlieder (1829. 1828. 1813)	80
Im Herbst (1832)	51	In malaiischer Form (1821)	
Das Schloß Boncourt (1827)	52	1. Genug gewandert	81
Frühling und Herbst (1826)	53	2. Die Korbstecherin	82
Die drei Sonnen (1829)	53	3. Totenklage	83
Nacht und Winter (1803)	54	Das Kind an die erlöschene Kerze (1822)	83
		Der Glücksvogel (1810)	84
		Familienfest (1827)	85
		Verratene Liebe (1827)	85

	Seite
Die Quelle (1827)	86
Der Genssen-Jäger und die Gen- nerin (1828)	86
Die Jungfrau von Stubbenkam- mer (1828)	88
Das Burgfräulein von Windel (1831)	89
Herzog Huldreich und Beatriz (1829)	90
Liebesprobe (1832)	92
Die Mutter und das Kind (1830)	94
Der Kranke (1829)	96
Die Großmutter (1829)	97
Die Waise (1828)	98
Erene Liebe (1826)	99
Der Sohn der Witwe (1826)	100
Laß reiten (1826)	101
Die Müllerin (1822)	102
Der Müllerin Nachbar (1822)	102
Don Quixote (1826)	103
Der alte Müller (1822)	105
Vier Lieber von Vexanger.	
1. Die Kartenlegerin (1828)	106
2. Die rote Hanne (1833)	107
3. Der Bettler (1833)	108
4. Prophezeiung des Nostrada- mus auf das Jahr MM (1833)	110
Nach dem Dänischen von Andersen.	
1. Märzweihen (1832)	111
2. Muttertraum (1832)	111
3. Der Soldat (1832)	112
4. Der Spielmann (1831)	112
Der Müllergefell (1834)	113
Roland ein Koffkamm (1832)	114
Hans Jürgen und sein Kind (1830)	115
Höfer Markt (1833)	117
Der rechte Barbier (1833)	119
Hans im Stüde (1831)	121
Das Urtheil des Schemjaka (1832)	127
Ein Lieb von der Weibertreue (1830)	132
San Vito (1838)	137
Vetter Anselmo (1832)	137
Der neue Hasverus (1828)	149

	Seite
Der Schatz (1806)	151
Herein! (1827)	151
Lieberfreit (1827)	154
Die Löwenbraut (1827)	155
Der Bettler und sein Hund (1829)	157
Der Zwalid im Frenhaus (1827)	158
Des Gefellen Heimkehr (1829)	159
Die Sonne bringt es an den Tag (1827)	160
Das Auge (1833)	162
Des Vasken Etchehons Klage (1829)	164
Das Mädchen zu Cadix (1828)	166
Nächtliche Fahrt (1828)	168
Die Sterbende (1822)	169
Die Gistmischerin (1828)	170
Der Tod des Räubers (1829)	171
Der Graf und der Leibeigene (1830)	174
Der Waldmann (1827)	177
Bergeltung (1829)	179
Der König im Norden (1831)	182
Laß ruhn die Toten (1827)	182
Ungewitter (1826)	183
Der alte Sänger (1833)	184
Deutsche Volksfagen (1831).	
1. Das Riesenpielzeug	185
2. Die versunkene Burg	186
3. Die Männer im Bobtenberge	188
4. Der Birnbaum auf dem Wal- serfeld	190
5. Die Weiber von Winsperg	191
Abballah (1828)	192
Der heilige Martin, Bischof von Lours (1830)	197
Abba Josef Leczeta (1832)	199
Der neue Diogenes (1828)	205
Georgis (1827)	207
Lord Byron's letzte Liebe (1827)	209
Sophia Kondulimo und ihre Kin- der (1828)	210
Chlos (1829)	212
Korjische Gastfreiheit (1830)	219
Der arme Heinrich (1837)	221

Zweiter Teil. Gedichte II.

Sonette und Terzinen.

Der einst zum Grabstein Wälders bestimmte Granitblock am Zob- ten (1834)	7
An die Apostolischen (1821/22)	7
Wahnung (1838)	10
Memento (1830)	10
Der vertriebene König (1831)	11

Ans der Wendee (1832/33).	
1. Im Jahre 1832	12
2. Im Jahre 1833	15
Deutsche Warden (1829)	15
Erfcheinung (1828)	17
Evangeliun St. Lucae 18, 10 (1838)	18
Traum (1828)	19
ΘΑΝΑΤΟΣ (1832)	21

	Seite
Die Kreuzschau (1834)	24
Die Ruine (1832)	25
Der Republikaner (1834)	29
Chaffanè und die Waldenser (1833)	31
Die Predigt des guten Briten (1833)	33
Bisson vor Stampalin (1828)	33
Don Raffaels letztes Gebet (1827)	34
Die Verbannten (1831)	
1. Woinarowski	35
2. Bestujeff	41
Ein Gerichtstag auf Quahine (1832)	43
Der Stein der Mutter (1828)	47
Verbrennung der türkischen Flotte zu Tchesme (1832)	50
Der Szecker Landtag (1831)	51
Tue es lieber nicht! (1838)	52
Sage von Alexandern (1833)	53
Uebe des alten Kriegers Bunte- Schlange (1829)	58
Das Mordtal (1830)	60
Don Juanito Marques Verbugo de los Reganes (1832)	68
Das Vermächtnis (1831)	74
Der Geist der Mutter (1833)	75
Die Retraite (1832)	78
Ein Baal Tschuba (1832)	80
Mateo Falcone, der Korje (1830)	83
Die Verführung (1830)	87
Ein Kölner Meister (1833)	92
Francisco Francias Tod (1834)	94
Das Kreuzifix (1830)	95
Salas y Gomez (1829)	
1.	100
2. Die erste Schiefertafel	102
3. Die andere Schiefertafel	104
4. Die letzte Schiefertafel	105
Das Malerzeichen (1830)	107
Die stille Gemeinde (1838)	117

Gelegenheits-Gedichte.

Der jungen Freundin ins Stamm- buch (1822)	119
Auf den Tod von Otto von Pirsch (1833)	119
Stimme der Zeit (1834)	120
Trinkspruch (1831)	122
Zur Einleitung des Deutschen Musen Almanachs 1833 (1832)	122
Nachhall (1833)	124
Dichters Unmut (1832)	126
Die letzten Sonette (1834)	126
An Trinius (1835)	127
Es ist ja Sommer (1836)	128
Traum und Erwachen (1837)	128
Wer hat's getan? (1838)	131

Erste Nachlese zu den Gedichten.

Wechselgesang bei der Abfahrt (1806)	132
Weiter nichts als ein Traum (1829)	133

	Seite
An den Träumer (1829)	135
Der ausgewanderte Vole (1834)	136
Das ist's eben (1838)	136
Der Tochter Verzweiflung (1831)	137
Der arme Sünder. Fragment (1832)	138
Vom Pythagoreischen Lehrjah (1835)	140
Sängers Lohn (1832)	141
Hochzeitlieder.	
1. An W. Neumann (1819)	141
2. An Auguste W. (1820)	142
An eine Freundin (1821)	142
An C. von Soltei (1825)	144
Trinkspruch zum 31. März 1826	144
An Frau von Goethe (1830)	145
Zur Feier Goethes.	
1. Griesgram (1825)	146
2. Zu Goethes Geburtstag (1826)	147
3. Trinkspruch am 28. August 1831	147
4. Trinkspruch am 28. August 1832	148
An Paul Erman (1824)	148
An Eduard Hühig zum Geburts- tag (1826)	149
An Fouqué mit dem Schlemihl (1827)	149
An denselben. Mit Bisson vor Stampalin (1828)	149
Zu Stagemanns Jubiläum (1834)	150
Vor dem Bilde von Karl Lessing „Das trauernde Königspaar“ (1830)	150
Trinkspruch auf G. und W. Scha- bow, Bendemann und Hübner (1832)	151
Trinkspruch zum 3. August 1836	152

Zweite Nachlese zu den Gedichten.

Jugendgedichte aus der Musen-
almanachszeit 1803—1806.

Die jungen Dichter	153
Die Trauung	155
Elegie	161
Ceres	162
À Cérés Duvernoy	163
Ihr Traum	164
À Pauline	165
An Henriette Ephraim	166
Das Lied von der Freundschaft	166
An Sie	167
Sie und Er	167
Winter	168
Der Sturm	169
An Philomela	169
Die Knospe der Rose	170
Die Romanze der Blume	171
Die, Schmerzen gleich, an meinem Herzen nagen	172
An Sophie Sander	172

	Seite		Seite
An Karoline	173	5. Antonie an die Eltern (1819)	205
Der blinde Knabe	173	6. Adelbert (1819)	205
An Friedrich Schiller	174	7. Für Madame Adelbert (1820)	205
An Fichte (1804)	174	8. An Antonie (1821)	206
Anbetung	175	9. An Antonie (1823)	207
Untergang	178	10. An Antonie (1824)	207
Hymne an Johannes	181	11. Im Herabsteigen vom Broden (1824)	208
Die Mutter am Kreuze	183	12. An Antonie (1828)	208
Τὸ τοῦ πόντου ἄστρον	185	13. An Antoniens Geburtstag (1833)	209
Vom wackern Reichhart	185	An Eugenie (1822)	209
Nach Anacreon	186	Eugenie (1825)	210
An Wilhelm Neumann	186	Der Pappelbaum (1824)	211
An Barnhagen in Hamburg (1805)	187	Mich ärgern höchlich (1824)	211
Deutschland (1805)	188	Es hat ein Fuchs jüngst den Kommet verlegt	212
Erwachen (1805)	189	An Ferdinand VII. von Spanien	212
Die Nase und der Braten	189	Wer kauft Liebesgötter? (1830)	213
Senen	190	An die Herzogin von Broglie (1831)	215
An Wilhelm Neumann (1809)	192	Nach der Grippe (1833)	215
Nach Maror (1810)	193	Reinerz (1835)	216
An Fouqué (1810)	194	Die zwei Raben (1838)	216
An Barante (1811)	194	Epigramme	217
A Madame de Staël (1811)	195		
Abschied von Simonde Sismondi (1811)	195		
An Graf Löben (1811)	196		
An Helmina v. Chézyn (1812)	196		
Auf der Reise um die Welt (1816)	196		
Carabus (1818)	197		
1818	198		
An Professor Lichtenstädt	199		
An Hitzig	199		
Sonett an Hitzig (1823)	200		
Die Reise um die Welt (1822)	200		
Antonie.			
1. Chamisso an Fouqué (1819)	202		
2. Adelbert an seine Braut	203		
3. Bei Zurücksendung eines ver- gessenen Strickzeugs (1819)	204		
4. Die Braut spricht zum Bräu- tigam (1819)	204		
		Dritte Nachlese zu den Gedichten.	
		In Barnhagens Stammbuch (1804)	219
		Schnsucht (1805)	219
		In das Album des Pfarrers Fried- rich Ludwig Bindewald (1806)	220
		Adalbert de Chamisso à son célèbre Compatriote (1823)	220
		An Fouqué (1824)	220
		Das wissen wir!	221
		Nichtspruch in der Tenzone „Schwert und Feder“	222
		Der Dichter und der Leier (1829)	222
		Reigentanz der Mädchen	223
		Spruch (1831)	223

Einleitung des Herausgebers.

Erst 1831, in seinem fünfzigsten Lebensjahre, öffnete Chamisso sein „poetisches Herbarium“ und trat mit einer Sammlung seiner Gedichte vor die Öffentlichkeit. Zu Lebzeiten des Dichters sind noch vier Auflagen erschienen, doch kann die fünfte, die 1840 sein Freund Hibig besorgte, als Ausgabe letzter Hand gelten, denn Chamisso hatte sie noch selbst zum Druck vorbereitet.

Auf seine in den „Grünlingen“, den Musenalmanachen von 1804—1806, veröffentlichten Jugendgedichte nahm Chamisso in diesen vier Ausgaben keine Rücksicht. Erst in der fünften, 1864 erschienenen Auflage der gesammelten Werke hat Friedrich Palm eine Nachlese zurückgehaltener Gedichte eingeschaltet, die dann von Hefekiel in der Hempelschen Ausgabe durch Aufnahme alles dessen vervollständigt wurde, was Chamisso je im Druck veröffentlicht hatte. Seitdem sind diese Nachlesen meist in die neueren Chamissoausgaben und deshalb auch in die vorliegende, die neben den wenigen, an wichtigen Wendepunkten seines Lebens entstandenen französischen Gedichten noch einiges neu aus dem Nachlaß bekannt Gewordene hinzujügt, miteingegangen.

Was Chamisso mit gutmütiger Selbstironie einmal von seinen politischen Prophezeiungen sagte, hätte er auch auf jene ausdehnen können, in der er sich selbst eine Unsterblichkeit von fünfzig Jahren zuspricht: er bleibe trotz alledem ein Prophet, denn das Gegenteil treffe gewiß ein. So lagen im Jahre 1886, in dem das Verlagsrecht der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig erlosch, seine Gedichte in der 23. Auflage vor, die „Lebens=Lieder und =Bilder“ in der Thumannschen Illustration erschienen 1892 in der 12., seine „Frauen=Liebe und Leben“, ebenfalls von Thumann illustriert, um die Wende des Jahrhunderts in der 28. Auflage.

Man hat sich oft darüber gewundert, daß Chamisso so spät dazu kam, sich als Dichter zu fühlen, und doch liegen die Gründe dieses hartnäckigen Zweifels an seinem Dichterberufe

offen zutage. Als er sein Vaterland verlassen mußte, lagen die für die Einbettung des Sprachgefühls entscheidenden Jahre schon hinter ihm, erst während seiner Leutnantszeit lernte er das Deutsche mit einiger Gewandtheit beherrschen und über ein geläufiges Redebrechen ist er in mündlicher Unterhaltung Zeit seines Lebens nicht hinausgekommen. Außerdem wurde dieser Kampf mit der Sprache noch dadurch verschärft, daß er stets und geradezu peinlich darauf bedacht war, den prägnantesten Ausdruck zu finden. Und das mißlang ihm selten, wenn auch die Zunge sich dabei widerspenstig genug zeigte. Fouqué fand hierfür einmal das schöne Wort: „Sieh, so habe ich es lange gewünscht, dich wieder zu erblicken, und nun wird der eherne Cimer, der am rasselnden Gewinde in den Felsenbrunnen tief hinabsteigt — du weißt ja mein Gleichnis von deiner Art zu sprechen und zu schreiben — nun wird er erst vollends kräftigen frischen Trank heraufbringen.“

Diese sprachlichen Schwierigkeiten brachten es mit sich, daß Chamisso überaus mühsam produzierte. Wie häufig führt er in seinen Briefen Klage darüber, daß der Weg vom Kopf in die Feder für ihn sehr lang und beschwerlich sei. Vorübergehend wurde ihm hierdurch das Schreiben geradezu verleidet. „Ich schreibe schwer, d. i. gar nicht, das wahre zweibeinige Tier des Diogenes, ohne Feder“ (März 1812 an Neumann).

Nimmt man noch hinzu, daß Chamisso diese Hemmnisse doppelt schwer empfinden mußte, da er bei seinen Freunden, wie bei Fouqué zum Beispiel, eine erstaunliche Leichtigkeit des Schaffens beobachten konnte, daß es ihm nicht gelungen war, seinen Fortunatus zum Abschluß zu bringen, eine Arbeit, die als Probierstein seines Dichterberufes gelten sollte; bringt man ferner in Anschlag, daß er infolge mangelhafter Vorbildung stets Lücken in seinen Kenntnissen fühlte und mit unverdrossenem Eifer diese auszufüllen bestrebt war, ohne durch Dichten seine Zeit zu „zerfetzen“, daß er sich nie zum Dichten zwingen wollte, sondern geduldig die Stunde abwartete, in der ihm das Wort von selbst auf die Lippen sprang, so ist es nur allzu begreiflich, daß er von außen erst gedrängt werden mußte, als deutscher Dichter in die Schranken zu treten.

Dessenungeachtet hat manchen die bei einem Lyriker auffallend späte Reisezeit bedenklich gestimmt. Dies war zum Beispiel bei Eichendorff der Fall, der sich denn auch, wie seine „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ zeigt, nur eine sauersüße Beurteilung der Chamisso'schen Lyrik abringen konnte, erklärlich übrigens zum Teil aus dem Gegensatz der beiden

Dichternaturen, hauptsächlich aber aus der wohl allgemein zugestandenen Tatsache, daß sich Chamisso's Vorzüge nicht eigentlich auf lyrischem Gebiete, sondern auf dem episch=lyrischen Grenzrain der poetischen Erzählung in voller Entfaltung zeigen. Am schärfsten hat diesen Mangel an lyrischer Begabung Goedeke betont, der den Dichtungen Chamisso's, mit schulmeisterlichem Scheelblick auf die sprachliche Unsicherheit des Dichters, jeden blutwarmen Herzenston abspricht. Dieses Urteil des sonst so vorsichtigen und objektiv nüchternen Gelehrten steht jedoch ganz vereinzelt da, vielmehr haben sich die Besten unseres Volkes willig in den Bann unseres Dichters begeben, und im Einklange mit ihnen die Gesamtheit, nicht gelockt durch blendende Außerlichkeiten, wohl aber in dem richtigen Gefühl, daß in diesen Dichtungen ein lauterer Quell schlichten, hochgemuten Menschentums zum stärkenden Labetrunk einladet.

Daß die Lieder Chamisso's sich tief eingewurzelt haben und mit zum eisernen Bestande unseres populären Liederschazes gehören, beweist nicht zum letzten die stattliche Anzahl der Kompositionen. Der Dichter selbst war völlig unmusikalisches; sein einziges musikalisches Erlebnis bestand darin, daß er, „der Gegenfüßler jedes musikalischen Menschens“, einen Anteilschein an „einem in England liegenden Besitztum“ hatte, einer großen Orgel, die die Ausrüstung des Kurier vervollständigen sollte, auf Befehl des Kapitäns jedoch wieder an Land gesetzt werden mußte.

Gegen 400 Kompositionen sind mir bekannt geworden, darunter befinden sich neben 314 einstimmigen Liedern 26 Duette, 55 Männerchöre und 19 Kompositionen für gemischten Chor. Am häufigsten ist das Lied „Ich habe, bevor der Morgen“ (vgl. S. 17) komponiert worden und zwar 34 mal; dann folgt mit 30 Kompositionen (12 einstimmigen Liedern, 2 Duetten, 10 Männerchören, 6 Kompositionen für gemischten Chor) „Hab' oft im Kreise der Lieben“ (vgl. S. 57); mit 25 Kompositionen (21 einstimmigen Liedern, 3 Männerchören, 1 Komposition für gemischten Chor) „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang“; mit 19 Kompositionen „Ich kann's nicht fassen“ (vgl. S. 11), „Was ist's, o Vater“ (vgl. S. 16), „Seit ich ihn gesehen“ (vgl. S. 10); mit 16 Kompositionen „Da nachts wir uns küßten“ (vgl. S. 85); mit 13 Kompositionen „Die Mühle, die dreht ihre Flügel“ (vgl. S. 102), „Denke, denke, mein Geliebter“ (vgl. S. 18), „Nicht der Tau und nicht der Regen“ (vgl. S. 17), „'s war einer, dem's zu Herzen ging“ (vgl. S. 61, 13 mal als Männerchor); mit 6 Kompositionen für Männerchor „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen“ (vgl. S. 62); mit 4 Kompositionen die „Löwenbraut“ (vgl. S. 155); mit 2 Kompositionen für

Männerchor „Kazennatur“ (vgl. S. 70) und „Schloß Boncourt“ (vgl. S. 52). Ganze Liederzyklen wurden in Musik gesetzt von R. v. Hornstein, Stuttgart 1893, D. de Lange, Amsterdam 1885 — „Tränen“ (vgl. S. 16); von L. Hetsch — Lebenslieder und Bilder; von Fr. Rugler, Liederhefte V. 1853, Karl Löwe op. 60 (Nr. 1—7), Demetr. Schruß, für die Vorstellung mit 7 lebenden Bildern und Musikbegleitung, U. Heidelmanns Theaterbibliothek 1904, und von Robert Schumann op. 42 — „Frauen=Liebe und Leben“. Der letztgenannten in Haus und Konzertsaal eingebürgerten Komposition gebührt unter allen Vertonungen Chamissofcher Texte unstreitig die Palme.

Gedichte I



Der Dichter.

Und wie der Mensch nur sagen kann: Sie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreun;
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin.

Goethe.

1. Aus der Beringsstraße

im Sommer 1816.

Die Lieder, die mir unter Schmerz und Lust
Aus jugendlichem Busen sich befreit,
Nachklängen wohl, ich bin es mir bewußt,
In derer Herzen, denen sie geweiht;
5 Sei still, mein Herz, und trage den Verlust,
Sie klangen, sie verhallten in der Zeit;
Mein Lieben und mein Leben sind verhallt
Mit meinen Liedern, um mich ist es kalt.

Das Leben hat, der Tod hat mich beraubt,
10 Es fallen Freunde, sterben von mir ab,
Es senkt sich tief und tiefer schon mein Haupt,
Ich setze träumend weiter meinen Stab
Und wanke, müder, als wohl mancher glaubt,
Entgegen meinem Ziele, meinem Grab.
15 Es gibt des Korbes wenig, viel der Spreu:
Ich pflückte Blumen, sammelte nur Heu.

Das tat ich sonst, das tu' ich annoch heute,
Ich pflücke Blumen, und ich sammle Heu;
20 Botanisieren nennen das die Leute,
Und anders es zu nennen, trag' ich Scheu;
So schweift das Menschenkind nach trockner Beute
Das Leben und die Welt hindurch, die Neu'
Greilet ihn, und, wie er rückwärts schaut,
Der Abend sinkt, das Haar ist schon ergraut.

25 So, Bruder, schaudert's mich auf irrer Bahn,
 Wann düstre Nebel ruh'n auf trübem Meer;
 Beeifste Felsen ruf' ich liebend an,
 Die kalten Massen widerhallen leer;
 Ich bin in Sprach' und Leben ja der Mann,
 30 Der jede Silbe wäget falsch und schwer;
 Ich kehre heim, so wie ich ausgegangen,
 Ein Kind, vom greisen Alter schon umfangen.

Wann erst der Palme lust'ge Krone wieder
 In tiefer Bläue schlankgetragen ruht,
 35 Aus heitrer Höh' die mächt'ge Sonne nieder
 Zur wonn'gen Erde schaut in reiner Glut,
 Dann schmiegen sich durchwärmt die starren Glieder,
 Und minder schwer zum Herzen fließt das Blut,
 Dann möchten auch die düstern Träume weichen,
 40 Und ich die Hand dir sonder Klage reichen.

2. Bei der Rückkehr.

Ewinemünde im Oktober 1818.

Heimkehret fernher, aus den fremden Landen
 In seiner Seele tief bewegt der Wandrer;
 Er legt von sich den Stab und knieet nieder
 Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Tränen.
 5 O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
 Für viele Liebe nur die eine Bitte:
 Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
 Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
 Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

3. Berlin.

Im Jahr 1831.

Du, meine Liebe deutsche Heimat, hast,
 Warum ich bat, und mehr noch mir gegeben;
 Du liebest freundlich dem gebeugten Gast
 Die eigne traute Hütte sich erheben,
 5 Und der bescheidne kleine Raum umfaßt
 Ein neuerwachtes heitres, reiches Leben;
 Ich habe nicht zu bitten, noch zu klagen,
 Dir nur aus frommem Herzen Dank zu sagen. —

Du siehst mich zweifelnd halb und halb erschrocken
 10 Mit feuchten Augen an, mein gutes Kind;
 Laß nicht den Schein in Irrtum dich verlocken,
 Es ist ja nur des Abends kühler Wind,
 Des Mondes bleicher Schein auf meinen Locken,
 Die fast wie Silber anzusehen sind;
 15 Ein halbes Hundert mir entauschter Jahre
 Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.

Mit duft'gen üpp'gen Blumenkränzen mußt,
 Mit Rosen du beschatten ihren Glanz;
 Ich bin noch jung, noch stark, noch voller Lust,
 20 Und windet um die Stirne sich der Kranz,
 Und wieget sich mein Haupt an deiner Brust,
 Und wird der Traum zur Wirklichkeit so ganz,
 Erblühet zum Gesang mein heimlich Meinen,
 Und alle meine Lieder sind die deinen.

25 Ja! Lieder, neue Lieder will ich singen;
 Du, meine Muse, lauschest unverwandt,
 Und wenn die Weisen dir zum Herzen bringen,
 Drückst leise du belohnend mir die Hand;
 Laß ungestraft um uns die Kinder springen,
 30 Vielleicht, daß sie der Geist der Lieder bannt;
 Kein Zwang: es würden mich die armen dauern,
 Sie dürfen nicht um unsre Freude trauern.

Und, liebes Kind, laß Thür' und Fenster offen;
 Erworben hab' ich mir der Freunde viele,
 35 Und habe derer manche schon getroffen,
 Die Freude hatten an dem heitern Spiele;
 Willkommen sei, wer lauschen will: mein Hoffen
 Wär' eben, daß es vielen wohlgefiele;
 Wem aber unsre Lieder nicht gefallen,
 40 Der stört uns nicht, der wird vorüber wallen.

Lieder und lyrisch=epische Gedichte.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Uhländ.

Frauen-Liebe und Leben.

1.

Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein;
Wo ich hin nur blicke,
5 Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor.

Sonst ist licht= und farblos
10 Alles um mich her,
Nach der Schwestern Spiele
Nicht begehrt' ich mehr,
Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein;
15 Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein.

2.

Er, der Herrlichste von allen,
Wie so milde, wie so gut!
Holbe Lippen, klares Auge,
5 Heller Sinn und fester Mut.
So wie dort in blauer Tiefe,
Hell und herrlich, jener Stern,
Also er an meinem Himmel,
Hell und herrlich, hoch und fern.
10 Wandle, wandle deine Bahnen;
Nur betrachten deinen Schein,
Nur in Demut ihn betrachten,
Selig nur und traurig sein!

Höre nicht mein stilles Beten,
 Deinem Glücke nur geweiht;
 15 Darfst mich niedre Magd nicht kennen,
 Hoher Stern der Herrlichkeit!

Nur die Würdigste von allen
 Soll beglücken deine Wahl,
 20 Und ich will die Hohe segnen,
 Segnen viele tausendmal.

Will mich freuen dann und weinen,
 Selig, selig bin ich dann;
 Sollte mir das Herz auch brechen,
 Brich, o Herz, was liegt daran.

3.

Ich kann's nicht fassen, nicht glauben,
 Es hat ein Traum mich berückt;
 Wie hätt' er doch unter allen
 5 Mich Arme erhöht und beglückt?

Mir war's, er habe gesprochen:
 Ich bin auf ewig dein —
 Mir war's — ich träume noch immer,
 Es kann ja nimmer so sein.

D, laß im Traume mich sterben,
 10 Gewieget an seiner Brust,
 Den seligsten Tod mich schlürfen
 In Tränen unendlicher Lust.

4.

Du Ring an meinem Finger,
 Mein goldnes Ringelein,
 Ich drücke dich fromm an die Lippen,
 Dich fromm an das Herze mein.

5 Ich hatt' ihn ausgeträumet,
 Der Kindheit friedlichen Traum,
 Ich fand allein mich, verloren
 Im öden, unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
 10 Da hast du mich erst belehrt,
 Hast meinem Blick erschlossen
 Des Lebens unendlichen Wert.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
 Ihm angehören ganz,
 15 Hin selber mich geben und finden
 Verklärt mich in seinem Glanz.
 Du Ring an meinem Finger,
 Mein goldnes Ringelein,
 20 Ich drücke dich fromm an die Lippen,
 Dich fromm an das Herze mein.

5.

Helft mir, ihr Schwestern,
 Freundlich mich schmücken,
 Dient der Glücklichen heute mir.
 5 Windet geschäftig
 Mir um die Stirne
 Noch der blühenden Myrte Bier.
 Als ich befriedigt,
 Freudiges Herzens,
 10 Dem Geliebten im Arme lag,
 Immer noch rief er,
 Sehnsucht im Herzen,
 Ungeduldig den heut'gen Tag.
 Helft mir, ihr Schwestern,
 Helft mir verschuchen
 15 Eine törichte Bangigkeit,
 Daß ich mit klarem
 Aug' ihn empfangen,
 Ihn, die Quelle der Freudigkeit.
 Bist, mein Geliebter,
 20 Du mir erschienen,
 Gibst du, Sonne, mir deinen Schein?
 Laß mich in Andacht,
 Laß mich in Demut,
 Mich verneigen dem Herren mein.
 25 Streuet ihm, Schwestern,
 Streuet ihm Blumen,
 Bringt ihm knospende Rosen dar.
 Aber euch, Schwestern,
 Grüß' ich mit Wehmut,
 30 Freudig scheidend aus eurer Schar.

6.

Süßer Freund, du blickest
 Mich verwundert an,
 Kannst es nicht begreifen,
 Wie ich weinen kann;
 5 Laß der feuchten Perlen
 Ungewohnte Bier
 Freudenhell erzittern
 In den Wimpern mir.

Wie so bang mein Busen,
 Wie so wonnevoll!
 10 Wüßt' ich nur mit Worten,
 Wie ich's sagen soll;
 Komm und birg dein Antlitz
 Hier an meiner Brust,
 15 Will ins Ohr dir flüstern
 Alle meine Lust.

Hab' ob manchen Zeichen
 Mutter schon gefragt,
 Hat die gute Mutter
 20 Alles mir gesagt,
 Hat mich unterwiesen,
 Wie, nach allem Schein,
 Bald für eine Wiege
 Muß gesorget sein.

Weißt du nun die Tränen,
 Die ich weinen kann,
 Sollst du nicht sie sehen,
 Du geliebter Mann;
 25 Bleib an meinem Herzen,
 30 Fühle dessen Schlag,
 Daß ich fest und fester
 Nur dich drücken mag.

Hier an meinem Bette
 Hat die Wiege Raum,
 35 Wo sie still verberge
 Meinen holden Traum;
 Kommen wird der Morgen,
 Wo der Traum erwacht,
 Und daraus dein Bildniß
 40 Mir entgegenlacht.

7.

An meinem Herzen, an meiner Brust,
 Du meine Wonne, du meine Lust!
 Das Glück ist die Liebe, die Lieb' ist das Glück
 Ich hab' es gesagt und nehm's nicht zurück.
 5 Hab' übergücklich mich geschätzt,
 Bin übergücklich aber jetzt.
 Nur die da säugt, nur die da liebt
 Das Kind, dem sie die Nahrung gibt;
 Nur eine Mutter weiß allein,
 10 Was lieben heißt und glücklich sein.
 O, wie bedaur' ich doch den Mann,
 Der Mutterglück nicht fühlen kann!
 Du schauest mich an und lächelst dazu,
 Du lieber, lieber Engel, du!
 15 An meinem Herzen, an meiner Brust,
 Du meine Wonne, du meine Lust!

8.

Nun hast du mir den ersten Schmerz getan,
 Der aber traf.
 Du schläfst, du harter, unbarmherz'ger Mann,
 Den Todesschlaf.
 5 Es blicket die Verlass'ne vor sich hin,
 Die Welt ist leer.
 Geliebet hab' ich und gelebt, ich bin
 Nicht lebend mehr.
 Ich zieh' mich in mein Innres still zurück,
 10 Der Schleier fällt,
 Da hab' ich dich und mein vergangnes Glück,
 Du meine Welt!

9.

Traum der eignen Tage,
 Die nun ferne sind,
 Tochter meiner Tochter,
 Du mein süßes Kind,
 5 Nimm, bevor die Müde
 Deckt das Leichentuch,
 Nimm ins frische Leben
 Meinen Segensspruch.

10 Siehst mich grau von Haaren,
 Abgezehrt und bleich,
 Bin, wie du, gewesen
 Jung und wonnereich,
 Liebte, wie du liebest,
 Ward, wie du, auch Braut,
 15 Und auch du wirst altern,
 So wie ich ergraut.

Laß die Zeit im Fluge
 Wandeln fort und fort,
 Nur beständig wahre
 20 Deines Busens Hort;
 Hab' ich's einst gesprochen,
 Nehm' ich's nicht zurück:
 Glück ist nur die Liebe,
 Liebe nur ist Glück.

25 Als ich, den ich liebte,
 In das Grab gelegt,
 Hab' ich meine Liebe
 Treu in mir gehegt;
 War mein Herz gebrochen,
 30 Blieb mir fest der Mut,
 Und des Alters Asche
 Wahrt die heil'ge Gut.

Nimm, bevor die Müde
 Deckt das Leichentuch,
 35 Nimm ins frische Leben
 Meinen Segensspruch:
 Muß das Herz dir brechen,
 Bleibe fest dein Mut,
 Sei der Schmerz der Liebe
 40 Dann dein höchstes Gut.

Küssen will ich, ich will küssen.

Freund, noch einen Kuß mir gib,
 Einen Kuß von deinem Munde,
 Ach! ich habe dich so Lieb!
 Freund, noch einen Kuß mir gib.
 5 Werden möcht' ich sonst zum Dieb,
 Wärest du karg in dieser Stunde;

Freund, noch einen Kuß mir gib,
Einen Kuß von deinem Munde.

10 Küssen ist ein süßes Spiel,
Meinst du nicht, mein süßes Leben?
Nimmer ward es noch zu viel,
Küssen ist ein süßes Spiel.

15 Küsse, sonder Zahl und Ziel,
Geben, nehmen, wiedergeben,
Küssen ist ein süßes Spiel,
Meinst du nicht, mein süßes Leben?

20 Gibst du einen Kuß mir nur,
Tausend geb' ich dir für einen.
Ach, wie schnelle läuft die Uhr,
Gibst du einen Kuß mir nur.
Ich verlange keinen Schwur,
Wenn es treu die Lippen meinen,
Gibst du einen Kuß mir nur,
Tausend geb' ich dir für einen.

25 Flüchtig, eilig wie der Wind
Ist die Zeit, wann wir uns küssen.
Stunden, wo wir selig sind,
Flüchtig, eilig wie der Wind!
Scheiden schon, ach, so geschwind!
30 O, wie werd' ich weinen müssen!
Flüchtig, eilig wie der Wind
Ist die Zeit, wann wir uns küssen.

35 Muß es denn geschieden sein,
Noch nur einen Kuß zum Scheiden!
Scheiden, meiden, welche Pein!
Muß es denn geschieden sein?
Lebe wohl und denke mein,
Mein in Freuden und in Leiden;
40 Muß es denn geschieden sein,
Noch nur einen Kuß zum Scheiden!

Tränen.

1.

Was ist's, o Vater, was ich verbrach?
Du brichst mir das Herz und fragst nicht darnach.

Ich hab' ihm entsagt nach deinem Befehl,
 Doch nicht ihn vergessen, ich hab' es nicht Seh'l.
 5 Noch lebt er in mir, ich selbst bin tot,
 Und über mich schaltet dein strenges Gebot.
 Wann Herz und Wille gebrochen sind,
 Bittet um eins noch dein armes Kind.
 10 Wann bald mein müdes Auge sich schließt,
 Und Tränen vielleicht das deine vergießt;
 An der Kirchwand dort, beim Hollunderstrauch,
 Wo die Mutter liegt, da lege mich auch.

2.

Ich habe, bevor der Morgen
 Im Osten noch gegraut,
 Am Fenster zitternd geharret
 Und dort hinausgeschaut.
 5 Und in der Mittagsstunde,
 Da hab' ich bitter geweint,
 Und habe doch im Herzen:
 Er kommt wohl noch, gemeint.
 10 Die Nacht, die Nacht ist kommen,
 Vor der ich mich gescheut;
 Nun ist der Tag verloren,
 Auf den ich mich gefreut.

3.

Nicht der Tau und nicht der Regen
 Dringen, Mutter, in dein Grab,
 Tränen sind es,
 Tränen deines armen Kindes
 5 Kinnen heiß zu dir hinab.
 Und ich grabe, grabe, grabe;
 Von den Nägeln springt das Blut,
 Ach! mit Schmerzen,
 10 Mit zerrissem, blut'gem Herzen
 Bring' ich dir hinab mein Gut.
 Meinen Ring, sollst mir ihn wahren,
 Gute Mutter, liebevoll;
 Ach! sie sagen,
 15 Daß ich einen andern tragen,
 Weg den meinen werfen soll.

Ring, mein Ring, du teures Kleinod!
 Muß es denn geschieden sein?
 Ach! ich werde
 Bald dich suchen in der Erde,
 20 Und du wirst dann wieder mein.

4.

Denke, denke, mein Geliebter,
 Meiner alten Lieb' und Treue,
 Denke, wie aus freud'gem Herzen;
 Sonder Harm und sonder Reue,
 5 Frei das Wort ich dir gegeben,
 Dich zu lieben, dir zu leben —
 Suche dir ein andres Lieb!

Ach! er kam, besah die Felder
 Und das Haus, der Mutter Erbe,
 10 Sprach und feilschte mit dem Vater,
 Der befahl gestreng und herbe. —
 Eitel war das Wort gesprochen,
 Herz und Treue sind gebrochen —
 Suche dir ein andres Lieb!

15 Und der Priester mit dem Munde
 Sprach den Segen unverbrossen,
 Unerhöret, einem Bunde,
 Der im Himmel nicht geschlossen. —
 20 Zieh von hinnen! zieh von hinnen!
 Andres Glück dir zu gewinnen,
 Suche dir ein andres Lieb!

5.

Die, deren Schoß geboren,
 In Wonn' und Lust verloren,
 Ihr Kind in Armen hält,
 Sie gibt dir Preis und Ehren
 5 Und weint des Dankes Zähren
 Dir, Vater aller Welt.

Und, welcher du verneinet
 Des Leibes Segen, weinet
 Und grämt und härmet sich,

10 Sie hebt zu dir die Arme
Und betet: Ach! erbarme,
Erbarme meiner dich!

15 Ich Armste nur von allen,
In Schuld und Schmach gefallen,
Bin elend grenzenlos;
Ich bete: — Weh mir! — mache
Aus Mitleid oder Rache,
Unfruchtbar meinen Schoß.

6.

Ich hab' ihn im Schlafe zu sehen gemeint,
Noch sträubt vor Entsetzen mein Haar sich empor,
O, hätt' ich doch schlaflos die Nacht durchweint,
Wie manche der Nächte zuvor.

5 Ich sah ihn verstört, zerrissen und bleich,
Wie er in den Sand zu schreiben schien.
Er schrieb unsre Namen, ich kannt' es gleich,
Da hab' ich wohl laut geschrien.

10 Er fuhr zusammen, vom Schrei erschreckt,
Und blickte mich an, verstummt wie das Grab;
Ich hielt ihm die Arme entgegengestreckt,
Und er — er wandte sich ab.

7.

Wie so bleich ich geworden bin?
Was willst du fragen?
Freue, freue dich immerhin,
Ich will nicht klagen.

5 Hast das Haus und die Felder auch,
Und hast den Garten,
Laß mich unterm Hollunderstrauch
Den Platz erwarten.

10 Tief das Plätzchen und lang und breit
Nur wen'ge Schuhe,
Leg' ich dort mich zu guter Zeit
Und halte Ruhe.

Die Blinde.

1.

Es hat die Zeit gegeben,
 Wo hinaus mein Auge mich trug,
 Zu folgen im tiefen Lichtmeer
 Der flüchtigen Wolken Zug;

5 Zu streifen über die Ebne
 Nach jenem verschwindenden Saum,
 Mich unbegrenzt zu verlieren
 Im lichten, unendlichen Raum.

10 Die Zeit ist abgeflossen,
 Leb' wohl, du heiterer Schein!
 Es schließet die Nacht der Blindheit
 In engere Schranken mich ein.

15 O, trauert nicht, ihr Schwestern,
 Daß ich dem Licht erstarb;
 Ihr wißt nur, was ich verloren,
 Ihr wißt nicht, was ich erwarb.

20 Ich bin aus irren Fernen
 In mich zurückgekehrt,
 Die Welt in des Busens Tiefe
 Ist wohl die verlorene wert.

Was außen tönet, das steigt
 Herein in mein Heiligtum;
 Und was die Brust mir bewegt,
 Das ist mein Eigentum.

2.

Wie hat mir einer Stimme Klang geklungen
 Im tiefsten Innern
 Und zaubermächtig alsobald verschlungen
 All mein Erinnern!

5 Wie einer, den der Sonne Schild geblendet,
 Umschwebt von Farben,
 Ihr Bild nur sieht, wohin das Aug' er wendet,
 Und Flammengarben:

10 So hört' ich diese Stimme übertönen
 Die lieben alle,
 Und nun vernehm' ich heimlich nur ihr Dröhnen
 Im Widerhalle.
 Mein Herz ist taub geworden! wehe, wehe!
 Mein Hort versunken!
 15 Ich habe mich verloren, und ich gehe
 Wie schlafestrunken.

3.

Jammernd sinn' ich und sinn' immer das eine nur:
 Bonneselig die Hand, welche beseelet, sanft
 Gleitend über sein Antlig,
 Dürst' ihm Form und Gestalt verleihn!
 5 Armes, armes Gehör, welches von ferne nur
 Du zu schlürfen den Ton einzig vermagst, ins Herz
 Ihn nachhallend zu leiten,
 Ob nachhallend, doch wesenlos!

4.

Stolz, mein Stolz, wohin gekommen!
 Bin ein armes, armes Kind,
 Deren Augen, ausgeglommen,
 Nur zu weinen tauglich sind.
 5 Lesen kann ich in den feinen
 Nicht das heimlich tiefe Wort;
 Meine schweigen, aber weinen,
 Weinen, weinen fort und fort.
 Ja, wir sind getrennt! In Scherzen
 10 Und in Freuden wandelst du,
 Über mich und meine Schmerzen
 Schlägt die Nacht die Flügel zu.

5.

Wie trag' ich's doch, zu leben
 Nur mir und meiner Pein?
 Dem Liebsten sollt' ich dienen,
 Da wollt' ich selig sein!

5 Ich wollt' ein treuer Page
 Um den Gebieter stehn,
 Bereit zu jeder Botschaft
 Und jeden Gang zu gehn.

10 Ich kenne jede Windung
 Der Straßen, jedes Haus
 Und jeden Stein am Wege,
 Und weiche jedem aus.

15 Wie freudig zitternd trüg' ich
 Ihm nachts die Fackel vor,
 Die freud'ge Lust ihm spendend,
 Die selber ich verlor!

20 O, traurig ist's im Dunkeln,
 Ich weiß es nur zu sehr!
 Licht wollt' ich, Licht verbreiten
 Um seine Schritte her.

Ihn sollte stets erfreuen
 Das allerfreu'nde Licht;
 Sein Anblick sollte jeden
 Erfreuen, mich nur nicht.

25 Und sollte da mich treffen
 Der Menschen Spott und Hohn,
 Ich seh' es nicht, und hört' ich's,
 Auch das ertrüg' ich schon.

6.

Du mein Schmerz und meine Wonne,
 Meiner Blindheit andre Sonne,
 Holde Stimme, bist verhallt.
 Meine Nacht hüllt sich in Schweigen,
 5 Ach, so schaurig, ach, so eigen,
 Alles öd' und leer und kalt!

10 Leise welken, mich entfärben
 Seht ihr Schwestern mich und sterben,
 Und ihr fragt und forscht und klagt;
 Laßt das Forschen, laßt das Fragen,
 Laßt das Klagen, seht mich tragen
 Selbst mein Schicksal unverzagt.

15 Hingeschwunden ist mein Wähnen,
 Ohne Tränen, ohne Sehnen
 Weß' ich meinem Grabe zu;
 Nichts dem Leben bin ich schuldig,
 Stumm, geduldig trag' ich, duld' ich,
 Schon im Herzen Todesruh'.

Lebens-Lieder und Bilder.

1. Der Knabe.

Gehört vom Lindwurm habt ihr oft,
 Ihr meine Spielgesellen,
 Nun wird es wahr, was ich gehofft,
 Den Drachen werd' ich fällen.
 5 Er liegt gekrümmt am dunklen Ort
 Im kleinen Schrank und Spiegel dort,
 Da hat er seine Höhle.

Ihr seid die beiden Doggen traut,
 Die ich zum Kampfe brauche,
 10 Ich treib' euch an, ihr heulet laut
 Und packt ihn unterm Bauche.
 Ich geh' mit Schwert und Schild voran,
 Mit Helm und Panzer angetan,
 Und schrei' ihn aus dem Schlafe.

15 Hervor, hervor! du Höllensbrut!
 Da, seht den grimmen Drachen!
 Hu! wie er Feuer speit und Blut
 Aus weit gesperrtem Rachen!
 Wir kamen unbedachtsam nicht
 20 Zu diesem Strauß, tut eure Pflicht,
 Ihr meine guten Doggen.

Und schnappt er gierig erst nach mir,
 Ich werd' ihn listig fassen,
 Die aufgehäuften Bücher hier
 25 Sind schwere Felsenmassen;
 In seinen Rachen werf' ich sie,
 Du Untier, erst verschlucke die,
 Bevor du mich kannst beißen.

Die Schlacht beginnt, wohl aufgepaßt!
 30 Wir wollen Gutes hoffen;
 Er denkt: er hält mich schon gefaßt;
 Sein weites Maul ist offen, —
 Der dicke Scheller fliegt hinein,
 Die andern folgen, groß und klein,
 35 Der Bröder und der Buttman.

O Buttman! o, was tust du mir,
 Du dummer, zum Verderben!
 Du triffst den Spiegel, nicht das Tier,
 Da liegen, ach, die Scherben!
 40 Der dumme Spiegel nur ist schuld,
 Und tragen soll ich in Geduld
 Deshalb noch viele Schläge.

Das Glück hat feindlich sich erprobt;
 Getrost, ihr Spielgesellen!
 45 Ich werde, wenn der Meister tobt,
 Mich selbst für alle stellen.
 Er schlage mich nach Herzenslust;
 Daß er es kann, ist mir bewußt,
 Doch wird es so nicht dauern.

Ich bin auf immer nicht ein Kind;
 Es wird das Blatt sich wenden;
 Die durch die Rute mächtig sind,
 Die Ruten werden enden.
 50 Ich hab' als Kind den Schwur getan,
 Und bin ich erst erwach'ner Mann,
 55 Dann weh den Rutenführern!

2. Das Mädchen.

Mutter, Mutter! meine Puppe
 Hab' ich in den Schlaf gewiegt,
 Gute Mutter, komm und siehe,
 Wie so englisch sie da liegt.

5 Vater wies mich ab und sagte:
 „Geh, du bist ein dummes Kind“;
 Du nur, Mutter, kannst begreifen,
 Welche meine Freuden sind.

10 Wie du mit den kleinen Kindern,
 Will ich alles mit ihr tun,
 Und sie soll in ihrer Wiege
 Neben meinem Bette ruhn.
 Schläft sie, werd' ich von ihr träumen,
 15 Schreit sie auf, erwach' ich gleich, —
 Meine himmlisch gute Mutter,
 O, wie bin ich doch so reich!

3. Er.

5 Möchte doch einer die Häuste sich nagen!
 Also zu jung! nicht stark noch genug!
 Hören muß ich die Trommel schlagen,
 Sehen die andern Waffen tragen,
 Fernab ziehen, verschwinden den Zug.
 Hören muß ich und ruhig kauern,
 Schelten der Fremden Übermut;
 Sehen die Mutter beten und trauern,
 10 Aber, gefangen in diesen Mauern,
 Köhlen am Tacitus meine Wut.
 Ziehet, ihr glücklichen, fröhlichen Fechter,
 Sorget, daß ihr vom Joch uns befreit;
 Aber bestellt mich vertrauend zum Wächter
 15 über die künftigen Schergengeschlechter!
 Einst auch kommen wird meine Zeit.

4. Sie.

Mutter, Mutter! unsre Schwalben —
 Sieh doch selber, Mutter, sieh!
 Junge haben sie bekommen,
 Und die Alten füttern sie.
 5 Als die lieben kleinen Schwalben
 Wundervoll ihr Nest gebaut,
 Hab' ich stundenlang am Fenster
 Heimlich sinnend zugeschaut;
 Und wie erst sie eingerichtet
 10 Und bewohnt das kleine Haus,
 Haben sie nach mir geschauet
 Gar verständig flug hinaus.

15 Ja, es schien, sie hätten gerne
 Manches heimlich mir erzählt,
 Und es habe sie betrübet,
 Was zur Rede noch gefehlt.
 Also hab' ich, liebe Schwalben,
 Unverdrossen euch belauscht,
 20 Und ihr habt mit euren Rätselfn
 Wunderfeltfam mich berauscht;
 Jetzt erst, jetzt hat das Geheimniß,
 Das ihr meintet, sich enthüllt,
 Eure heimlich süße Hoffnung
 Hat sich freudig euch erfüllt.
 25 Sieh doch hin! die beiden Alten
 Bringen ihnen Nahrung dar.
 Gibt es Süßeres auf Erden
 Als ein solches Schwalbenpaar!

5. Cr.

Kraft der Erde, Licht der Sonne,
 Schäumt der edle Wein;
 Laßt, ihr Brüder, ernst und heilig
 5 Unsrer Stimmung sein!
 Heute nicht dem Rausch der Freude,
 Nicht der eitlen Lust,
 Nein, dem Gotte soll er gelten
 Tief in unsrer Brust.
 10 Gleich dem Weine warm und kräftig,
 Lauter, rein und klar,
 Bringen wir das volle Leben
 Ihm zum Opfer dar.
 Schmach der Feigheit! Krieg der Lüge!
 15 Allem Schlechten Krieg!
 Herrlich für die Freiheit sterben,
 Herrlicher der Sieg!
 Wir für Menschenrecht und Würde
 Kämpfen allzumal,
 20 Weißen den gefallnen Helden
 Funkelnd den Pokal.

6. Sie.

Rose, Rose, Knospe gestern
 Schließt du noch in moos'ger Hülle,
 Heute prangst in Schönheitsfülle
 Du vor allen deinen Schwestern.
 5 Träumtest du wohl über Nacht
 Von den Wundern, die geschahen,
 Von des holden Frühlings Nahen
 Und des jungen Tages Pracht?

7. Er.

Ich hab' in den Klüften des Berges gehaust
 Gar manche schaurige Nacht,
 Und wann in den Föhren der Sturm gesaust,
 5 Recht wild in den Sturm gelacht.
 Da, wo die Spur sich des Menschen verlor,
 Ward's erst mir im Busen leicht;
 Ich bin gekommen auf Gipfel empor,
 Die sonst nur der Adler erreicht.
 10 Das Land, vom lustigen Horst geschaut,
 Lag unten, von Wolken verdeckt;
 Da schallte mein Lied gar grimmig und laut, —
 Das Lied — hat schier mich erschreckt.
 Und nieder trieb mich die graufige Luft
 Am Strom der Wildniß entlang;
 15 Ihn überschrie aus bewegter Brust
 Mein seltsam brausender Sang.
 Der Strom vertobt in ein friedliches Thal,
 Dort liegt ein einsames Haus —
 Ein Rosengarten — ein Gartensaal —
 20 Es schaut wohl jemand heraus.
 Und wie ich schweifend vorübergewallt
 Am Hag, wo die Rosen sind,
 Sind alle die schaurigen Lieder verhallt,
 Ich ward so ein sanftes Kind!

8. Sie.

Ich muß den Zweig, den bösen Rosenzweig
 Verflagen.
 Er hat so sanft, wie sollt' ich den ihm gleich
 Verflagen?

5 Doch war's, daß ich ihn selbst zum Strauch geführt,
 Nicht weise,
 Wo seine Hand die meinige berührt
 So leise.

10 Und als er zögernd aus dem Garten war
 Gegangen,
 Stand zitternd ich, als hätt' ich Böses gar
 Begangen.

15 O, hätt' ich seiner holden Rede nicht
 Gelauschet!
 Mich nicht an seines Auges klarem Licht
 Berauschet!

20 Nun trag' ich unablässig, schreckhaft, bang,
 Mit Schmerzen
 Daß Licht des Auges und der Stimme Klang
 Im Herzen.

9. Gr.

5 Ein Rosenzweig dich schmücken?
 Du Wilder, wie will sich's schicken?
 Was hast du mit Rosen gemein?
 Es stehen drei Sterne am Himmel,
 Die geben der Lieb' ihren Schein.

10 Zwei Knospen am Zweig und die Rose
 Entscheiden nun meine Lose,
 Die dreie, die mein' ich allein. —
 Es stehen drei Sterne am Himmel,
 Die geben der Lieb' ihren Schein.

15 Die Rose, die zarte, blühet,
 Die Liebe blühet und glühet,
 Daß fühl' ich im Herzen mein. —
 Es stehen drei Sterne am Himmel,
 Die geben der Lieb' ihren Schein.

20 Noch Knospen im grünen Laube,
 Die Hoffnung und der Glaube,
 Sie müssen zur Blüte gedeihn.
 Es stehen drei Sterne am Himmel,
 Die geben der Lieb' ihren Schein.

Ich pflanz' ihn in meinen Garten,
 Den Zweig, und seiner zu warten,
 Dem will ich ernst mich weihn. —
 Es stehen drei Sterne am Himmel,
 25 Die geben der Lieb' ihren Schein.

Ich seh' ihn im freudigen Traume
 Erwachsen zum starken Baume,
 Mein Obdach soll er sein. —
 Es stehen drei Sterne am Himmel,
 30 Die geben der Lieb' ihren Schein.

Und hat der Traum mich betrogen,
 Verdorrend der Zweig mich belogen,
 Mag alles dann Lüge sein;
 Dann steht kein Stern am Himmel,
 35 Kein Stern gibt der Liebe den Schein.

10. Sie.

Hör' ich seine Stimme wieder?
 Weh mir, weh mir! welche Lieder!
 Ach! was hab' ich ihm getan?
 Mitleid sollt' er an mir üben,
 5 Aber nur mich zu betrüben,
 Sinn der schonungslose Mann.

Vor den Liedern sollt' ich fliehen,
 Mich verbergen, mich entziehen
 Der bezaubernden Gewalt —
 10 Aber lauschen muß ich, lauschen,
 Gierig, schmerzlich mich berauschen,
 Bis der letzte Ton verhallt.

Schweigt es, hallt in mir die Weise
 Nach, gar unbegriffner Weise,
 15 Traurig mild und schaurig mild —
 Und die Träume! Wehe, wehe!
 Wann ich leuchtend vor mir sehe
 Wundersam fein hohes Bild.

11. Er.

Am Rosenhag im Thal, am Quell der Linden,
 Da haben meine Lieder oft gerauscht;
 Sie hofften glaubig Widerhall zu finden;

5 Hast, Widerhall, den Liedern du gelauscht,
Und ahnungsvoll gebebt bei ihrem Klange? —
Lange!

Geahnet hättest du, daß ich dich meinte,
Und dich in Schmerz und Lust mit mir vereint?
10 Und hättest bald, wann ich verzagend weinte,
Betrübet und verzagend auch geweint?
Und bald gehofft, wann ich ermutigt hoffte? —
Oste!

Du kennst das unbegriffne bange Sehnen,
Den Widerstreit in der bewegten Brust?
15 Den Hochgesang der Freuden und die Tränen,
Den liebgehegten Schmerz, die herbe Lust?
Der Hoffnung Honigseim, des Zweifels Galle? —
Alle!

20 Wohlan! Ich werde gehn, mein Haus zu bauen;
Sei fest, wie ich es bin, gedenke mein.
Den dreien Sternen will ich fest vertrauen,
Die dort der Liebe geben ihren Schein;
Und wirst auch du vertrauen ihrem Schimmer? —
Immer!

25 So lebe wohl, du Seele meiner Lieder,
Und nur auf kurze Zeit verstumme du,
Gar bald erweckt dich meine Stimme wieder,
Dann rufen wir es laut einander zu,
30 Was ungesagt verschwiegen nicht geblieben, —
Lieben!

12. Sie.

So still das Thal geworden! — ach! die Lieder,
Seitdem er fortgezogen, sind verhallt;
Und sorglos wandl' ich, aber trauernd, wieder
Am Quell der Linden, wo sie sonst geschallt.

5 Der Winter schleicht heran, die Bäume zeigen
Die Äste schon vom falben Schmuck beraubt,
Mein Rosenbaum wird bald die Krone neigen,
Vom Reife schwer und schimmernd neu belaubt.
10 Und auch auf meinen Wangen, hör' ich sagen,
Entfärben sich die Rosen, sie sind bleich;
Und mir ist wohl, ich habe nicht zu klagen,
Ich bin in der Erinnerung so reich!

Er hat, der Morgensonne gleich, dem Traume,
 Dem nächtlichen, der Kindheit mich entrückt;
 15 Er schreite vor im Lichterfüllten Raume,
 Es sinkt mein Blick geblendet und entzückt.

Ich werde nicht, einfält'ges Kind, begehren,
 Daß mir die Sonne nur gehören soll;
 20 Mag flammend mich ihr mächt'ger Strahl verzehren,
 Ich segne sie und sterbe freudenvoll.

13. Er.

Wie stürmte der Knab' in das Leben,
 So feindlich schroff und ergrimmt! —
 Ein Blick in dein klares Auge,
 Ein Blick in den reinen Himmel,
 5 Wie friedsam ward er gestimmt!

Er liegt, der Wilde, besänftigt,
 Gelassen, besonnen und mild,
 Zu deinen Füßen gebändigt,
 Und hebet zitternd die Hände
 10 Zu dir, du friedliches Bild!

Ich habe mir einen Garten
 Bestellt nach allem Fleiß;
 Da seh' ich die Rosen erblühen,
 Sich härmen und still verglühen,
 15 Von denen die Herrin nicht weiß.

Ich hab' ein Haus mir erbauet,
 Begründet es dauerhaft;
 Das seh' ich so düster trauern,
 Weil nicht in den öden Mauern
 20 Die segnende Hausfrau schafft.

Ich habe von reinem Golde
 Bestellt mir einen Ring,
 Den Ring ... ich zittre verstummend —
 Den Ring, du Keine, du Holde,
 25 Nimm an den goldenen Ring.

Den Gartenlag und die Rosen,
 Das Haus, des Ringes Bier,
 Mein Herz und meinen Frieden,
 Mein Leben und mein Lieben,
 30 Die leg' ich zu Füßen dir.

14. Sie.

Mein gü't'ger Herr, du willst herab dich lassen
Beseligend zu deiner armen Magd!

Mir hat die Sonne deiner Schuld getagt!

Ich kann es nicht ermessen, nicht erfassen.

5 Du sollst nicht wirre Träume neu beleben,
Mein innres Herz nicht rufen an das Licht,
Laß ab, du täuschest dich, du kennst mich nicht,
Ich habe nichts als Liebe dir zu geben.

10 Laß ab, du Vielgeliebter, von der Armen,
Die schon der Liebe Schmerz um dich beglückt;
Sie heißt dich fliehn, und fest und fester drückt
Sie wonnetrunken dich in ihren Armen.

15. Er.

Wie klang aus deinem Munde

Das Ja so wunderbar?

Ich bin nun zwei geworden,

Der ich so einsam war.

Sie.

5 Wie klang es aus deinem Munde

Beseligend meinem Ohr?

Ich habe Ruhe gefunden,

Da ich in dir mich verlor.

Er.

10 Mein Kind, mein Weib, mein Liebchen,

Mein süßes Eigentum,

Du meines Laubes Blume,

Du meine Freude, mein Ruhm!

Sie.

Dein Kind, dein Weib, dein Liebchen

Und deine Magd und dein!

15 Mein teurer Herr, mein Gebieter,

Du Vielgeliebter mein!

Er.

Wie anders ergeht in die Zukunft

Sich nun der Gedanken Flug!

Nun gilt es, stark zu erhalten,

20 Beharrlich, besonnen und klug.

Sie.

Vergessen aller Zeiten
 An deiner lieben Brust!
 Der Gegenwart genießen
 In süßer, himmlischer Luft!

Beide.

25 Wirf, segenreicher Vater,
 Den Blick auf die Kinder dein,
 Und laß ihre fromme Liebe
 Ein Dankgebet dir sein!

16. Sie.

Du schlummerst, feiner Knabe,
 Du meiner Freuden Kind,
 So sanft in meinen Armen,
 Die deine Welt noch sind.
 5 Nun wachst du auf, du lächelst,
 Ich blicke wonnereich
 In deines Vaters Augen
 Und in mein Himmelreich.
 10 Laß schwelgend mich genießen
 Der süßen, kurzen Frist,
 Wo noch an meinem Herzen
 Du ganz der Meine bist.
 15 Es will sich bald nicht passen,
 Es treibt und dehnt sich aus,
 Es wird dem lock'gen Knaben
 Zu klein das Mutterhaus.
 20 Es stürmt der Mann ins Leben,
 Er bricht sich seine Bahn;
 Mit Lieb' und Haß gerüstet,
 Strebt kämpfend er hinan.
 Und der verarmten Mutter
 Ist nun Entfagung Pflicht;
 Sie folgt ihm mit dem Herzen,
 Ihr Aug' erreicht ihn nicht.
 25 O Liebling meines Herzens,
 Mein Segen über dich!
 Sei gleich nur deinem Vater,
 Das andre findet sich.

17. Er.

Dein Vater hält dich im Arme,
 Du goldenes Töchterlein,
 Und träumt gar eigene Träume
 Und singt und wieget dich ein.

5

Es eilt die Zeit so leise,
 Gewaltig und geschwind,
 Aus enger Wiege steigt
 Hervor das muntere Kind.

10

Das Kind wird still und stiller,
 Es drängt an die Mutter sich;
 Wie blühet heran die Jungfrau
 Bewußtlos so minniglich!

15

Ein Himmel, welcher Tiefe!
 Ihr Auge so blau und klar!
 Wie bist du gleich geworden
 Der Mutter, die dich gebar!

20

Nun übertauen Perlen
 Des hellen Blickes Glanz,
 Nun will der Zweig der Myrte
 Sich biegen zum bräutlichen Kranz.

Dein Vater hält dich im Arme,
 Du goldenes Töchterlein,
 Und träumt von deiner Mutter
 Und singt und wieget dich ein.

18. Sie.

Du liebst mich wohl, ich zweifle nicht daran
 Und lehte nicht, wenn mir ein Zweifel bliebe;
 Doch liebst du mich, du lieber böser Mann,
 Nicht so, wie ich dich liebe.

5

Geteilten Herzens, halb, und halb wohl kaum,
 Wann eben Zeit und Ort es also geben;
 Du aber bist mein Wachen und mein Traum,
 Mein ganzes Sein, mein Leben.

10

Du kennst nicht deiner süßen Stimme Macht,
 Wenn du dich liebeslüsternd zu mir neigst;
 Ein armes Wort, das schon mich selig macht,
 Du sprichst es nicht, du schweigst.

15 Noch winde dich aus meinem Arm nicht fort,
 Laß lesen mich aus deinen lieben Augen
 Und von dem fargen Lippenpaar das Wort;
 Das ungesprochne, saugen.

19. Gr.

Ich werde nicht mit dir, du Süße, rechten; —
 Dich lieben, so wie du mich liebest? nein.
 Aus Rosen laß den Siegerkranz dir flechten;
 Der Liebe Preis ist dein.

5 Die Lieb' umfaßt des Weibes volles Leben,
 Sie ist ihr Kerker und ihr Himmelreich;
 Die sich in Demut liebend hingeeben,
 Sie dient und herrscht zugleich.

10 Gefehrt nach außen ist des Mannes Trachten,
 Und bildend in die Zukunft strebt die Tat;
 Als Pflögling muß die Liebe den betrachten,
 Dem segnend sie sich naht.

15 So hab' ich dir im allgemeinen Bilde,
 Beglückende, dein eigenes gezeigt,
 Dein Bild, vor dem der Ungefüge, Wilde
 Sich sanft gebunden neigt.

20 O, lasse mich in deinen lieben Armen
 Vergessen dieser Zeiten düstern Schein,
 An deiner lieben, treuen Brust erwärmen
 Und reich und glücklich sein.

20. Sie.

Es walt das Gewölk herüber,
 Verhüllt, verfinstert meinen Stern.

Es faltet sich trüb und trüber
 Die Stirne meines teuern Herrn.

5 Zu dir erhebet die Hände,
 Erbarmher, die gebeugte Magd;
 Du schaffe des Grames Ende,
 Der meinem Herrn am Herzen nagt.

10 Wo nicht sie vermag zu heilen,
 Vertraut die Liebe dir allein;
 Befiehl dem Gewölk, sich zu teilen,
 Gib meinem Stern du feinen Schein.

21. Gr.

Sei stark, du meine Männin, reiche mir
 Und weihe, sie berührend, meine Waffen;
 Nicht töricht gilt's, die Welt mehr umzuschaffen;
 Sei stark! für Recht und Ordnung kämpfen wir.

5 Bricht selbstverschuldet Unheil auf ein Land,
 Und krächzet mahnend links am Weg der Rabe,
 Wird ihm verderblich seine Sehergabe;
 Ihm gibt des Unheils Schuld der Unverstand.

10 Es hob sich wider mich der Loren Junft,
 Sie stürmten auf mich ein, mich zu zerreißen;
 Ich, Rabe, schrie: die schwangre Zeit will kreischen! -
 Nun beb't die Welt bei ihrer Niederkunft.

Das haben ja die Kinder schon gewußt,
 Und jene haben doch das Wort gesprochen;
 15 Nun ist der Tag des Blutes angebrochen;
 Mit Erz umgürte sich jedwede Brust.

Wir ziehen trauernd in die Männerschlacht,
 Und über Trümmer kämpfen wir und Leichen.
 20 Fluch über sie, die uns den Ölweig reichen
 Verschmähend jahn und Krieg uns zugebracht!

Fluch über sie! denn losgerissen stürzt
 Anwachsend die Lauwin' und schafft Verderben.
 Für Recht und Ordnung gilt's annoch zu sterben —
 Wer weiß, wie morgen sich der Knoten schürzt?

25 In Zwietracht auf erkämpftem Boden mag
 Sich leicht die Schar zerspalten der Genossen;
 Die heut um mich den Heldenkreis geschlossen,
 Sind Feinde mir vielleicht am nächsten Tag.

30 Ich werde stehen, wo ich soll und darf,
 Und fallen, muß es sein, wo Edle starben,
 Für Recht und Ordnung wehen meine Farben,
 Für Recht und Ordnung ist der Tod nicht scharf.

35 Ich deck' euch kämpfend mit dem eignen Leib;
 Umarme mich noch einmal, laß das Weinen,
 Bring her mir meine beiden armen Kleinen,
 Und nun — — Leb' wohl, du vielgeliebtes Weib!

22. Sie.

Bestreut mit Eichenlaub die Bahre dort — —
 O meine Kinder! so wird hergetragen,
 Der unser Vater war und unser Hort;
 Sein Herz hat ausgeschlagen.

5 Heb' auf das Tuch, du bist sein einz'ger Sohn;
 Dem Sohne wird die Wunde dieses Helden,
 Was Mannestugend sei, und was ihr Lohn,
 Gar unbergeßlich melden.

10 Des Namens Erbe, den er sich erwarb,
 Sollst trachten du dereinst nach gleichem Adel
 Und sterben, muß es sein, so wie er starb,
 Stets ohne Furcht und Tadel.

Du, Auge meiner Freude, fielest zu,
 Dich, süßer Mund, erschließet nicht mein Sehnen; —
 15 Ja, weine, meine Tochter, weine du,
 Ich habe keine Tränen.

Die Braut.

Wie wohlgefällig hat auf mir
 Des teuern Vaters Auge geruht!
 Wie sprach der stumme Blick doch schier:
 „Bist meine Lust, ich bin dir gut.“

5 Wie hat die Mutter früh und spät
 Für mich sich bemühet so liebe reich!
 Und was sie geschäftig auch alles tat,
 Wie war ihr Segen auf mir zugleich!

10 Wie sehen die lieben Schwestern mich
 So trauernd scheiden aus ihrer Zahl,
 Die, feuchten Auges, heute für dich
 Mich noch geschmückt zum letztenmal!

15 Wie glücklich war ich im Mutterhaus!
 Wie haben alle mich doch geliebt!
 Und dir, Geliebter, folg' ich hinaus,
 Dich hab' ich mehr als alle geliebt.

Ich werde, Geliebter, dir untertan
 Und werde dir dienen in treuer Pflicht.
 Was ich verlassen, was ich getan
 Für dich, du Guter, vergiß es nicht.

Der Klapperstorch.

1.

Was klappert im Hause so laut? horch, horch!
 Ich glaub', ich glaube, das ist der Storch.

Das war der Storch. Seid, Kinder, nur still
 Und hört, was gern ich erzählen euch will.

Er hat euch gebracht ein Brüderlein
 Und hat gebissen Mutter ins Bein.

Sie liegt nun krank, doch freudig dabei,
 Sie meint, der Schmerz zu ertragen sei.

Das Brüderlein hat euer gedacht
 Und Zuckerwerk die Menge gebracht;

Doch nur von den süßen Sachen erhält,
 Wer artig ist und still sich verhält.

2.

Und als das Kind geboren war,
 Sie mußten der Mutter es zeigen;
 Da ward ihr Auge voll Tränen so klar,
 Es strahlte so wonnig, so eigen.

Gern litt ich und werde, mein süßes Licht,
 Viel Schmerzen um dich noch erleben.
 Ach! lebt von Schmerzen die Liebe nicht,
 Und nicht von Liebe das Leben?

3.

Der Vater kam, der Vater frug nach seinem Jungen,
 Und weil der Knabe so geweint,
 So hat ihm auch der Alte gleich ein Lied gesungen,
 Wie er's im Herzen treu gemeint.

- 5 Als so ich schrie, wie du nun schreist, die Zeiten waren
Nicht so, wie sie geworden sind;
Geduld, Geduld! und kommst du erst zu meinen Jahren,
So wird es wieder anders, Kind!
- Da legten sie mit gläub'gem Sinn zu mir, dem Knaben,
10 Des Vaters Wappenschild und Schwert;
Mein Erbe war's, und hatte noch, und sollte haben
Auf alle Zeiten guten Wert.
- Sch bin ergraut, die alte Zeit ist abgelaufen,
Mein Erb' ist worden eitel Rauch.
- 15 Ich mußte, was ich hab' und bin, mir selbst erkaufen
Und du, mein Sohn, das wirst du auch.

Die kleine Liese am Brunnen.

(Zwei nach dem Dänischen von Andersen.)

- In den Grund des Brunnens schaut
Lieschen gar gedankenvoll;
Was hier dieser Brunnen soll,
Hat die Mutter ihr vertraut.
- 5 „Meine Schwester sagte zwar,
Daß der Storch die Kinder bringt;
Wie verständig es auch klingt,
Ist es aber doch nicht wahr.
- Nein, das macht sie mir nicht weiz.
10 Mutter, wie ich sie gefragt,
Hat es anders mir gesagt,
Mutter, die es besser weiß.
- Aus dem Brunnen holt bei Nacht
Sie die weise Frau allein,
15 Die hat jüngst das Brüderlein
Aus dem Brunnen uns gebracht.
- Vor fünf Jahren schlief ich auch
Hier im Brunnen, wunderbar,
Bis sie mich zu holen kam
20 Nach dem hergebrachten Brauch.
- Könnt' ich nur die Kleinen sehn!
Ach, ich sah' sie gar zu gern!
Doch sie schlafen tief und fern,
Keines läßt sich heut erspähn.

- 25 Wißt' ich, wie die Frau es macht,
 Holt' ich eines mir geschwind.
 So ein himmlisch kleines Kind,
 Ei, das wär' auch eine Pracht!
- 30 D, was gäb' ich nicht darum!
 Seit es durch den Sinn mir fährt,
 Bist mir gar nichts, gar nichts wert,
 Garst'ge Puppe, stumm und dumm!"

Die Klage der Nonne.

(Deutsch nach dem Chinesischen.)

- Ich muß in diesen Mauern in Abgeschiedenheit
 Versäumen und vertrauern die schöne Jugendzeit.
 Sie haben ja zur Nonne mich eingemauert arg
 Und haben mich lebendig gelegt in meinen Sarg.
- 5 Ich muß die Metten singen, mein Herz ist nicht dabei.
 Vergib mir, du mein Heiland, wie sündhaft ich auch sei,
 Vergib mir und vergib auch in deiner reichen Schuld
 Den Blinden, den Betörten, die an dem Unheil schuld.
- Hier senkt die hohe Wölbung sich schwer auf mich herab,
 10 Und drängen sich die Wände zu einem engen Grab;
 Mein Leib nur ist gefangen, es hält die dumpfe Gruft
 Mein Sinnen nicht, das schweifet hinaus nach freier Luft.
- Mich zieht die Sehnsucht schmerzlich in die erhellte Welt,
 Wo Liebe sich mit Liebe zu froher Lust gefellt;
 15 Die Freundinnen mir waren, sie lieben, sind geliebt,
 Und nur für mich auf Erden es keine Liebe gibt.
- Ich seh' sie, ihre Männer, ihr häuslich stilles Glück,
 Umringt von muntern Kindern, — es ruft mich laut zurück
 In Gottes Welt, ich weine und weine hoffnungslos;
 20 Ward doch auch mir verheißen des Weibs gemeinsam Los!
- Ich hätte nicht den Reichsten, den Schönsten nicht begehrt,
 Nur einen, der mich liebe, der meiner Liebe wert;
 Ja, keine Brunkgemächer, nur ein bescheidnes Haus,
 Er ruhte sich am Abend vom Tagwerk bei mir aus.
- 25 Ich könnt' im ersten Jahre in stolzer Mutterlust
 Ein Kind, wohl einen Knaben, schon drücken an die Brust;
 Da würden manche Sorgen und Schmerzen mir zu teil,
 Ist doch das Glück auf Erden um hohen Preis nur feil.

- Ich wollt' an seiner Wiege so treu ihm dienstbar sein;
 30 Ihn pflegte ja die Liebe, was sollt' er nicht gedeihn?
 Du lächelst, streckst die Händchen, du meine süße Bier!
 O Vater! sieh den Jungen, fürwahr, er langt nach dir!
 Ich müßte bald verschmerzen, was meine Freude war,
 Ich müßt' ihn ja entwöhnen wohl schon im nächsten Jahr;
 35 Du blickst, mein armer Junge, verlangend nach mir hin,
 Du weinst, — ich möchte weinen, daß ich so grausam bin.
 Er wächst, er kreucht, er richtet an Stühlen sich empor,
 Verläßt die Stütze, schreitet selbständ'ge Schritte vor;
 Er fällt; du armer Junge, verliere nicht den Mut,
 40 Ein Hauch von deiner Mutter macht alles wieder gut.
 Und wie die ersten Laute er schon vernehmlich fällt:
 Mama, Papa! ihr Klang mir im Herzen widerhallt!
 Und wie ihn reich und reicher die Sprache schon vergnügt,
 Und seltsam noch die Worte er aneinander fügt!
 45 Er wird schon groß, wir schaffen ein Wiegenpferd ihm an,
 Er tummelt es und peitscht es, ein kühner Reitersmann. —
 Ei! kletterst du schon wieder? Du ungezogner Wicht!
 Er lacht, er kommt, er küßt mich, und zürnen kann ich nicht.
 Er muß in seinen Jahren bald in die Schule gehn,
 50 Muß lesen, schreiben lernen: das wirst du, Vater, sehn,
 So wild er ist, wir lösen — ja, er wird fleißig sein, —
 Noch manchen roten Bettel von ihm mit Naschwerk ein.
 Und wenn von roter Farbe nicht alle Bettel sind,
 Sollst, Vater, so nicht schelten, er ist ja noch ein Kind;
 55 Er wird noch, unsre Freude und unser Ruhm zugleich,
 Einst höchgelahrt gepriesen im ganzen röm'schen Reich.
 Und Jahr' um Jahre fliehen in ungehemmtem Lauf,
 Er aber durch die Klassen arbeitet sich hinauf,
 Er wird zur hohen Schule entlassen, er erreicht
 60 Gewiß ein gutes Zeugnis, das beste? — ja! — vielleicht!
 Und wann er uns besucht, — o Gott! ich seh' ihn schon
 Mit seinem schwarzen Schnurrbart, den echten Musensohn. —
 Die Ferien sind zu Ende, Ade! muß wieder hin,
 Ich komme nun nicht früher, als bis ich fertig bin.
 65 Ein Brief! ein Brief! lies, Vater! — Dein Sohn hat ausstudiert,
 Sie haben ihn zum Doktor mit hohem Lob freiert,
 Mit nächster Post, so schreibt er, ja, morgen trifft er ein;
 Hol', Mutter, aus dem Keller die letzte Flasche Wein!

Das Posthorn hör' ich schallen! — ach nein! zu meinem Ohr
 70 Dringt dumpf nur das Geläute, das ruft mich in das Thor
 Sie haben ja zur Nonne mich eingemauert arg
 Und haben mich lebendig gelegt in meinen Sarg.

Ich muß die Metten singen, mein Herz ist nicht dabei.
 Vergib mir, du mein Heiland, wie sündhaft ich auch sei,
 75 Vergib mir und vergib auch in deiner reichen Huld
 Den Blinden, den Betörten, die an dem Unheil schuld!

Die drei Schwestern.

„Wir sind drei Schwestern, mit dem Leid vertraut,
 Vom Alter minder als vom Gram ergraut,
 Zu trauern wohl gewohnt und zu verzichten.
 Und jede meint, der herbste sei ihr Schmerz;
 5 Tritt her, der Dichter kennt das Menschenherz,
 Dein Amt ist, zwischen uns den Zwist zu schlichten.

Bernimm zuerst das Leid, das mich betraf.
 Ich rang erwachend mit der Kindheit Schlaf,
 Die Knospe schwoll, ich fühl' ein heimlich Regen.
 10 Vom Hauch der Liebe brach die Blüt' hervor,
 Mich zog ein Mann, ein Held zu sich empor,
 Es trat das volle Leben mir entgegen.

Und mit der Myrte harrt' ich schon geschmückt
 Des Freund's, in dem erschrocken und entzückt
 15 Ich selber mich verloren und gefunden.
 Die Hochzeitkerzen warfen ihren Schein —
 Da trugen seine Leiche sie herein,
 Sein Herzblut floß aus sieben tiefen Wunden.

Das Gräßliche, was da ich überlebt,
 20 Das ist das Bild, das ewig vor mir schwebt,
 Das Bild, das Tag und Nacht mich macht erschauern.
 Ich lebe nicht, dem Tod gehör' ich an
 Und kann nicht sterben! O, daß ich's nicht kann!
 Wie lange soll noch diese Marter dauern!?“

Die zweite nahm hierauf das Wort und sprach:
 „Des Blutes ist das Bild und nicht der Schmach,
 Das diese wachend stets und schlafend träumet.
 Mich hat ein gleicher Hauch hervorgelockt,
 25 Gejammert hab' ich, habe frohgelockt,
 30 Der Kelch der Liebe hat auch mir geschäumt.

Der Lichtschein schwand von des Geliebten Haupt,
 Ich sah ihn selbstlich, feig, von Glanz beraubt,
 Und dennoch, weh mir! muß' ich noch ihn lieben.
 Er floh. — Ob ihm gefellt die Schande bleibt,
 35 Ob irrer Wahnsinn durch die Welt ihn treibt,
 Ich weiß es nicht — mir ist der Schmerz geblieben.“

Die dritte nahm hierauf das Wort und sprach:
 „Du sinnest zwischen beiden schwankend nach
 Und zweifelst noch, für welche zu entscheiden.
 40 Geliebet und geliebt, ein menschlich Loz:
 Nahm auch das Unglück sie in seinen Schoß,
 Sie beide säugend mit der Milch der Leiden.

Ich weiß in kurze Rede wohl genug
 Des Leids zu fassen, deinen Urteilspruch
 45 Sollst, Schiedesrichter, du nicht übereilen.
 Vernimm denn, was das beste Recht mir gibt, —
 Vier Worte nur: ich wurde nie geliebt —
 Du wirst des Leides Palme mir erteilen.“

Die alte Wäschfrau.

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
 Die Alte dort in weißem Haar,
 Die rüstigste der Wäscherinnen
 Im sechsundsiebzigsten Jahr.
 5 So hat sie stets mit saurem Schweiß
 Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen,
 Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
 Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
 10 Geliebt, gehofft und sich vermählt;
 Sie hat des Weibes Loz getragen,
 Die Sorgen haben nicht gefehlt;
 Sie hat den kranken Mann gepflegt;
 Sie hat drei Kinder ihm geboren;
 15 Sie hat ihn in das Grab gelegt
 Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
 Sie griff es an mit heiterm Mut,
 Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
 20 Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.

Zu suchen ihren Unterhalt,
 Entließ sie segnend ihre Lieben,
 So stand sie nun allein und alt,
 Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

25 Sie hat gespart und hat gesonnen
 Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
 Den Flachs zu feinem Garn gesponnen;
 Das Garn dem Weber hingbracht;
 Der hat's gewebt zu Leinwand.
 30 Die Schere brauchte sie, die Nadel
 Und nähte sich mit eigner Hand
 Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
 Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
 35 Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
 Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
 Sie legt es an, des Herren Wort
 Am Sonntag früh sich einzuprägen;
 Dann legt sie's wohlgefällig fort,
 40 Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
 Ich hätte, diesem Weibe gleich,
 Erfüllt, was ich erfüllen sollte
 In meinen Grenzen und Bereich;
 45 Ich wollt', ich hätte so gewußt,
 Am Kelch des Lebens mich zu laben,
 Und könnt' am Ende gleiche Lust
 An meinem Sterbehemde haben.

Zweites Lied von der alten Waschfrau.

Es hat euch anzuhören wohl behagt,
 Was ich von meiner Waschfrau euch gesagt;
 Ihr habt's für eine Fabel wohl gehalten?
 Fürwahr, mir selbst erscheint sie fabelhaft;
 5 Der Tod hat längst sie alle hingerafft,
 Die jung zugleich gewesen mit der Alten.

- Dies werdende Geschlecht, es kennt sie nicht
 Und geht an ihr vorüber ohne Pflicht
 Und ohne Lust, sich ihrer zu erbarmen.
 10 Sie steht allein. Der Arbeit zu gewohnt,
 Hat sie, so lang' es ging, sich nicht geschont;
 Setzt aber, wehe der vergessnen Armen!
 Jetzt drückt darnieder sie der Jahre Last,
 Noch emsig tätig, doch entkräftet fast,
 15 Gesteht sie's ein: „So kann's nicht lange währen.
 Mag's werden, wie's der liebe Gott bestimmt;
 Wenn er nicht gnädig bald mich zu sich nimmt, —
 Nicht schafft's die Hand mehr, — muß er mich ernähren.“
 So lang' sie rüstig noch beim Waschtrog stand,
 20 War für den Dürft'gen offen ihre Hand;
 Da mochte sie nicht rechnen und nicht sparen.
 Sie dachte bloß: „Ich weiß, wie Hunger tut.“ —
 Vor eure Füße leg' ich meinen Hut,
 Sie selber ist im Betteln unerfahren.
 25 Ihr Frau und Herrn, Gott Lohn' es euch zumal,
 Er geb' euch dieses Weibes Jahre Zahl
 Und spät dereinst ein gleiches Sterbekissen!
 Denn wohl vor allem, was man Güter heißt,
 Sind's diese beiden, die man billig preist:
 30 Ein hohes Alter und ein rein Gewissen.

Heimweh.

- O, laßt mich schlafen! o, ruft mich
 In die Gegenwart nicht zurück!
 Mißgönnt ihr dem kranken Mädchen
 Den Traum, den Schatten von Glück?
 5 Was spricht ihr mir zu? Vergebens!
 Mein Herz versteht euch nicht.
 Bin fremd in eurem Lande;
 Hier schmerzt mich das Tageslicht.
 Hier dehnt sich das flache Gefilde
 10 So unabsehbar und leer,
 Darüber legt sich der Himmel
 So freud- und farblos und schwer.

- 15 Es sieht mein müdes Auge,
 Umflort von bitterm Tau,
 Nur blasse Nebelgestalten,
 Verschwindende, grau in grau.
- 20 Es rauschen fremde Klänge
 Vorüber an meinem Ohr,
 Es zählt die innere Stimme
 Nur Schmerzen und Schmerzen mir vor.
- 25 Der Schlaf nur bringt allnächtlich
 Vor Tagesgedanken mir Ruh',
 Es trägt mich der Traum mitleidig
 Der lieben Heimat zu.
- 30 Und meine Berge erheben
 Die schneeigen Häupter zumal
 Und tauchen in dunkle Bläue
 Und glühen im Morgenstrahl.
- 35 Und lauschen über den Hochwald,
 Der schirmend die Gletscher umspannt,
 In unser Thal herüber
 Und schauen mich an so bekannt.
- 40 Der Gießbach schäumt und brauset
 Und stürzt in die Schlucht sich hinab;
 Von drüben erschallt das Alphorn, —
 Das ist der Hirtenknab'!
- 45 Aus unserm Hause tret' ich,
 Dem zierlich gefügten, herfür;
 Die Eltern haben's gebauet,¹⁾
 Die Namen stehn über der Thür;
- Und unter den Namen stehet
 Der Spruch: „Gott segne das Haus
 Und segne, die frommen Gemütes
 Darin gehn ein und aus.“
- Ich bin hinausgegangen — —
 Weh mir, daß ich es tat!
 Ich bin nun eine Waise,
 Die keine Heimat hat.

¹⁾ Eigentlich „gebauen“, welche Lesart ich die Schweizer und die, welche die Schweiz kennen, in den Text aufzunehmen bitte.

50 O, laßt mich schlafen, o, ruft mich
 In die Gegenwart nicht zurück!
 Mißgönnt nicht dem kranken Mädchen
 Den Traum, den Schatten von Glück!

Der erste Schnee.

Der leise schleichend euch umspinnen
 Mit argem Trug, eh' ihr's gedacht,
 Seht, seht den Unhold! über Nacht
 Hat er sich andern Rat eronnen.
 5 Seht, seht den Schneemantel wallen!
 Das ist des Winters Herrscherkleid;
 Die Larve läßt der Grimme fallen; —
 Nun wißt ihr doch, woran ihr seid.

Er hat der Furcht euch überhoben,
 10 Leb't auf zur Hoffnung und seid stark!
 Schon zehrt der Lenz an seinem Mark,
 Geduld! und mag der Wütrich toben.
 Geduld! schon ruft der Lenz die Sonne,
 Bald weben sie ein Blumenkleid,
 15 Die Erde träumet neue Wonne, —
 Dann aber träum' ich neues Leid!

Frühling.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
 Es blühen der Blumen genug.
 Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
 Ich fühle so frisch mich, so jung.
 5 Die Sonne bescheinet die blumige Au',
 Der Wind beweget das Laub.
 Wie sind mir geworden die Locken so grau?
 Das ist doch ein garstiger Staub.
 10 Es bauen die Nester und singen sich ein
 Die zierlichen Vögel so gut.
 Und ist es kein Staub nicht, was sollt' es denn sein?
 Mir ist wie den Vögeln zumut.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
 Es blühen der Blumen genug.
 15 Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
 Ich fühle so frisch mich, so jung.

Geh du nur hin.

Ich war auch jung und bin jetzt alt,
 Der Tag ist heiß, der Abend kalt,
 Geh du nur hin, geh du nur hin
 Und schlag' dir solches aus dem Sinn.
 5 Du steigst hinauf, ich steig' hinab,
 Wer geht im Schritt, wer geht im Trab?
 Sind dir die Blumen eben recht,
 Sind doch sechs Bretter auch nicht schlecht.

Was soll ich sagen?

Mein Aug' ist trüb', mein Mund ist stumm,
 Du heißest mich reden, es sei darum.
 Dein Aug' ist klar, dein Mund ist rot,
 Und was du nur wünschest, das ist ein Gebot.
 5 Mein Haar ist grau, mein Herz ist wund,
 Du bist so jung und bist so gesund.
 Du heißest mich reden und machst mir's so schwer,
 Ich seh' dich so an und zittere so sehr.

Morgentau.

Wir wollten mit Rosen und Lieben
 Genießen der köstlichen Nacht.
 Wo sind doch die Stunden geblieben?
 Es ist ja der Hahn schon erwacht.
 5 Die Sonne, die bringt viel Leiden,
 Es weinet die scheidende Nacht;
 Ich also muß weinen und scheiden,
 Es ist ja die Welt schon erwacht.

10 Ich wollt', es gäb' keine Sonne,
 Als eben dein Auge so klar,
 Wir weilten in Tag und in Sonne,
 Und schliese die Welt immerdar.

Zur Antwort.

Dir ist sonst der Mund verschlossen,
 Du antwortest mir ja kaum,
 Nur zu Liedern süßen Klanges
 Öffnest du ihn, wie im Traum.
 5 Köunt' ich auch so dichten, würden
 Hübsch auch meine Lieder sein,
 Sänge nur, wie ich dich liebe,
 Sänge nur: ganz bin ich dein.

10 Ich kann dir ins Antlitz schauen,
 Heiter, wie das Kind ins Licht;
 Ich kann lieben, kosen, küssen,
 Aber dichten kann ich nicht.
 Köunt' ich auch so dichten, würden
 Hübsch auch meine Lieder sein,
 15 Sänge nur, wie ich dich liebe,
 Sänge nur: ganz bin ich dein.

Zur Unzeit.

Ich wollte, wie gerne, dich Herzen,
 Dich wiegen in meinem Arm,
 Dich drücken an meinem Herzen,
 Dich hegen so traut und so warm.
 5 Man verschuechet mit Rauch die Fliegen,
 Mit Verdrießlichkeit wohl den Mann;
 Und wollt' ich an dich mich schmiegen,
 Ich täte nicht weise daran.

10 Wohl zieht vom strengen Norden
 Ein trübes Gewölk herauf,
 Ich bin ganz stille geworden,
 Ich schlage die Augen nicht auf.

Auf der Wanderschaft.

1.

Wohl wandert' ich aus in trauriger Stund',
 Es weinte die Liebe so sehr.
 Der Fuß ist mir lahm, die Schulter mir wund,
 Das Herz, das ist mir so schwer.

5 Was singt ihr, ihr Vögel im Morgenlicht?
 Ihr wißt nicht, wie Scheiden tut!
 Es drücken euch Sorgen und Schuhe nicht;
 Ihr Vögel, ihr habt es gut!

2.

Der Regen strömt, die Sonne scheint,
 Es geht bergauf, es geht bergab, —
 Ich denke sie, die mich nur meint,
 Sie, die mir ihre Treue gab.

5 Was gehst du suchend durch das Land,
 Du Müder mit ergraumtem Bart? —
 Ich suche nicht, was ich schon fand,
 Ich suche nicht, was mir schon ward.

10 Ich bin noch frisch, ich bin noch jung,
 Die Welt ist kalt und ohne Lust,
 Ich hab' daheim der Freude genug,
 Es wird mir warm an ihrer Brust.

3.

Noch haltst nur aus der Ferne
 Ein frisches Liedchen von mir.
 Der Vater eilt zu dem Kinde,
 Der Geliebte, mein Feinlieb, zu dir.

5 Er küßt dich auf die Stirne,
 Er küßt dich auf den Mund;
 Nun sie zu dir ihn tragen,
 Sind ihm die Füße nicht wund.

Gern und gern.

Der Gang war schwer, der Tag war rauh,
 Kalt weht' es und stürmisch aus Norden;
 Es trieft mein Haar vom Abendtau,
 Fast wär' ich müde geworden.

- 5 Laß blinken den roten, den süßen Wein!
 Es mag der alte Becher
 Sich gerne sonnen im roten Schein;
 Sich gerne wärmen am Becher,
 10 Und gerner sich sonnen in trüber Stund'
 Am Marblich deiner Augen,
 Und gerner vom roten, vom süßen Mund
 Durchwärmende Flammen saugen.
 Reichst mir den Mund, mir den Pokal,
 Mir Jugendluft des Lebens;
 15 Laß tosen und toben die Stürme zumal,
 Sie mühen um mich sich vergebens.

Im Herbst.

- Niedrig schleicht blaß hin die entnerbte Sonne,
 Herbstlich goldgelb färbt sich das Laub, es trauert
 Rings das Feld schon nackt, und die Nebel ziehen
 über die Stoppeln.
- 5 Sieh, der Herbst schleicht her, und der arge Winter
 Schleicht dem Herbst bald nach, es erstarret das Leben;
 Ja, das Jahr wird alt, wie ich alt mich fühle
 Selber geworden!
- 10 Gute, schreckhaft siehst du mich an, erschrick nicht;
 Sieh, das Haupthaar weiß, und des Auges Sehkraft
 Abgestumpft; warm schlägt in der Brust das Herz zwar,
 Aber es friert mich!
- 15 Naht der Unhold, laß mich ins Aug' ihm scharf sehn:
 Wahrlich, Furcht nicht löst er mir ein, er komme,
 Nicht bewußtlos raff' er mich hin, ich will ihn
 Sehen und kennen.
- 20 Laß den Wermutstrank mich, den letzten, schlürfen,
 Nicht ein Leichnam längst, ein vergeßner, schleichen,
 Wo ich markvoll einst in den Boden Spuren
 Habe getreten.
- Ach! ein Blutstrahl quillt aus dem lieben Herzen:
 Fasse Mut, bleib' stark! Es vernarbt die Wunde,
 Rein und liebwert hegst du mein Bild im Herzen,
 Nimmer vergänglich.

Das Schloß Voucourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke
 Und schüttle mein greises Haupt;
 Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
 Die lang' ich vergessen geglaubt?

5

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
 Ein schimmerndes Schloß hervor;
 Ich kenne die Thürme, die Zinnen,
 Die steinerne Brücke, das Thor.

10

Es schauen vom Wappenschilde
 Die Löwen so traulich mich an;
 Ich grüße die alten Bekannten
 Und eile den Burghof hinan.

15

Dort liegt die Sphing am Brunnen,
 Dort grünt der Feigenbaum,
 Dort, hinter diesen Fenstern,
 Verträumt' ich den ersten Traum.

20

Ich tret' in die Burgkapelle
 Und suche des Müherrn Grab;
 Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
 Das alte Gewaffen herab.

25

Noch lesen umfsort die Augen
 Die Züge der Inschrift nicht,
 Wie hell durch die bunten Scheiben
 Das Licht darüber auch bricht.

30

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
 Mir treu und fest in dem Sinn
 Und bist von der Erde verschwunden,
 Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o teurer Boden,
 Ich segne dich mild und gerührt,
 Und segn' ihn zwiefach, wer immer
 Den Pflug nun über dich führt.

35

Ich aber will auf mich raffen,
 Mein Saitenspiel in der Hand,
 Die Weiten der Erde durchschweifen
 Und singen von Land zu Land.

Frühling und Herbst.

Fürwahr, der Frühling ist erwacht;
Den holden Liebling zu empfangen,
Hat sich mit frischer Blumenpracht
Die junge Erde angetan.

5 Die muntern Vögel, lieberwärmt,
Begehn im grünen Hain ihr Fest.
Ein jeder singt, ein jeder schwärmt
Und bauet eifrig sich sein Nest.

10 Und alles lebt und liebt und singt
Und preist den Frühling wunderbar,
Den Frühling, der die Freude bringt;
Ich aber bleibe stumm und starr.

15 Dir, Erde, gönn' ich deine Bier,
Euch, Sängern, gönn' ich eure Lust,
So gönnet meine Trauer mir,
Den tiefen Schmerz in meiner Brust.

20 Für mich ist Herbst; der Nebelwind
Durchwühlet kalt mein kaltes Laub;
Die Äste mir zer schlagen sind,
Und meine Krone liegt im Staub.

Die drei Sonnen.

Es wallte so silbernen Scheines
Nicht immer mein lockiges Haar,
Es hat ja Zeiten gegeben,
Wo selber ich jung auch war.

5 Und blick' ich dich an, o Mädchen,
So rosig und heiter und jung,
Da taucht aus vergangenen Zeiten
Herauf die Erinnerung.

10 Die Mutter von deiner Mutter —
Noch sah ich die Schönere nicht,
Ich staunte sie an wie die Sonne,
Geblendet von ihrem Licht.

15 Und einst durchbebt mit Wonne
Der Druck mich von ihrer Hand;
Sie neigte darauf sich dem andern,
Da zog ich ins fremde Land.

- Spät kehrt' ich zurück in die Heimat,
 Ein Müder, nach irem Lauf;
 Es stieg am heimischen Himmel
 20 Die andere Sonne schon auf.
- Ja, deine Mutter, o Mädchen, —
 Noch sah ich die Schönerer nicht,
 Ich staunte sie an wie die Sonne,
 Geblendet von ihrem Licht.
- 25 Sie reichte mir einst die Stirne
 Zum Kusse, da zittert' ich sehr;
 Sie neigte darauf sich dem andern,
 Da zog ich über das Meer.
- Ich habe verträumt und vertrauert
 30 Mein Leben, ich bin ein Kreis;
 Heim kehrt' ich, die dritte Sonne
 Erleuchtet den Himmelskreis.
- Du bist es, o Wonnereiche;
 35 Noch sah ich die Schönerer nicht,
 Ich schaue dich an wie die Sonne,
 Geblendet von deinem Licht.
- Du reichst mir zum Kusse die Lippen,
 Mitleidig mir wohlzutun,
 40 Und neigst dich dem andern; ich gehe
 Bald unter die Erde, zu ruhn.

Nacht und Winter.

- Von des Nordens kaltem Wehen
 Wird der Schnee dahergetrieben,
 Der die dunkle Erde decket;
- 5 Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
 Und es flimmern keine Sterne,
 Nur der Schnee im Dunkel schimmert,
- Herb und kalt der Wind sich reget,
 Schaurig stöhnt er in die Stille;
 Tief hat sich die Nacht gesenket.
- 10 Wie sie ruhn auf dem Gefilde,
 Ruhn mir in der tiefsten Seele
 Dunkle Nacht und herber Winter.

- 15 Herb und kalt der Wind sich reget,
Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Tief hat sich die Nacht gesenket.
- Nicht der Freude Kränze zieren
Mir das Haupt im jungen Lenze
Und erheitern meine Stirne:
- 20 Denn am Morgen meines Lebens,
Liebend und begehrend Liebe,
Wandl' ich einsam in der Fremde,
Wo das Sehnen meiner Liebe,
Wo das heiße muß, verschmähet,
Tief im Herzen sich verschließen.
- 25 Herb und kalt der Wind sich reget,
Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Und es flimmern keine Sterne.
- Wie sie ruhn auf dem Gefilde,
Ruhn mir in der tiefsten Seele
30 Dunkle Nacht und herber Winter.
- Leise hallen aus der Ferne
Töne, die den Tag verkünden. —
Wird der Tag denn sich erhellen?
- 35 Freudebringend dem Gefilde
Wird er strahlen, Nacht entschweben,
Herber Winter auch entfliehen,
Und des Jahres Kreis sich wenden,
Und der junge Lenz in Liebe
Nahen der verjüngten Erde.
- 40 Mir nur, mir nur ew'ger Winter,
Ew'ge Nacht und Schmerz und Tränen,
Kein Tag, keines Sternes Flimmer!

Blauer Himmel.

- 5 Heiter blick' ich, ohne Reue
In des Himmels reine Bläue,
Zu der Sterne lichtigem Gold.
Ist der Himmel, ist die Freundschaft,
Ist die Liebe mir doch hold.
Laure, mein Schicksal, laure!

Keine Stürme, keine Schmerzen,
 Heitre Ruh' im vollen Herzen,
 Kann es aber anders sein?

10 Blauer Himmel, treue Freundschaft,
 Reiche Liebe sind ja mein.
 Laure, mein Schicksal, laure!

Hat das Schicksal arge Tücke,
 Sieh, ich fürchte nichts vom Glücke,
 Weiter bin ich wie die Luft.

15 Mein der Himmel, mein die Freundschaft,
 Mein die Liebe bis zur Gruft.
 Laure, mein Schicksal, laure!

Winter.

In den jungen Tagen
 Hatt' ich frischen Mut,
 In der Sonne Strahlen
 War ich stark und gut.

5 Liebe, Lebenswogen,
 Sterne, Blumenluft!
 Wie so stark die Sehnen!
 Wie so voll die Brust!

Und es ist zerronnen,
 Was ein Traum nur war;
 10 Winter ist gekommen,
 Bleichend mir das Haar.

Bin so alt geworden,
 Alt und schwach und blind,
 15 Ach! verweht das Leben
 Wie ein Nebelwind!

Abend.

Laß, Kind, laß meinen Weg mich ziehen,
 Es wird schon spät, es wird schon kalt;
 Es neiget sich der Tag zu Ende,
 Und erst dort unten mach' ich Halt.

5 Wozu mir deine Lieder singen?
 Sie treffen mich mit fremdem Klang. —
 Wie war das Wort? War's Liebe? Liebe!
 Vergessen hatt' ich es schon lang'.
 Und doch, gedenk' ich ferner Zeiten,
 10 Mich dünkt, es war ein süßes Wort.
 Jetzt aber zieh' ich meine Straße,
 „Ein jeder kommt an seinen Ort“.
 Hier windet sich mein Pfad nach unten,
 Die müden Schritte schwanken sehr;
 15 Mein frühes Feuer ist erloschen,
 Das fühl' ich alle Stunden mehr.

Frisk gesungen.

Hab' oft im Kreise der Lieben
 Zu duftigem Grase geruht
 Und mir ein Liedlein gesungen,
 Und alles war hübsch und gut.
 5 Hab' einsam auch mich gehärmet
 Zu bangem, düsterem Mut,
 Und habe wieder gesungen,
 Und alles war wieder gut.
 Und manches, was ich erfahren,
 10 Verkocht' ich in stiller Mut,
 Und kam ich wieder zu singen,
 War alles auch wieder gut.
 Sollst nicht uns lange klagen,
 Was alles dir wehe tut,
 15 Nur frisch, nur frisch gesungen!
 Und alles wird wieder gut.

Es ist nur so der Lauf der Welt.

Mir ward als Kind im Mutterhaus,
 Zu aller Zeit, Tag ein, Tag aus,
 Die Rute wohl gegeben.
 Und als ich an zu wachsen fing
 5 Und endlich in die Schule ging,
 Erging es mir noch schlimmer.

Das Lesen war ein Hauptverdruß,
 Ach! wer's nicht kann und dennoch muß,
 Der lebt ein hartes Leben.

10 So ward ich unter Schmerzen groß
 Und hoffte nun ein bessres Loß,
 Da ging es mir noch schlimmer.

Wie hat die Sorge mich gepackt!
 Wie hab' ich mich um Geld geplackt!

15 Was hat's für Not gegeben!
 Und als zu Geld ich kommen war,
 Da führt' ein Weib mich zum Altar.
 Da ging es mir noch schlimmer.

Ich hab's versucht und hab's verflucht,
 Pantoffeldienst und Kinderzucht
 Und das Gekreisch der Solden.

20 O, meiner Kindheit stilles Glück,
 Wie wünsch' ich dich jetzt fromm zurück!
 Die Rute war ja golden!

Geduld!

Als einst in Knabenjahren
 Ich an zu fegehn fing,
 Da hab' ich selbst erfahren,
 Wie's jenem Kaiser ging.

5 Tunelli, weiland Kaiser
 Vom Reich Aromata,
 Großmächt'ger Fürst und weiser,
 Wie noch ich keinen sah,

10 Du Jäger unverdrossen,
 Du knalltest mannlich los,
 Und hattst du nichts erschossen,
 So lag's am Zielen bloß.

Ich aber schob wie keiner,
 Das Zielen nur war schuld;
 Von neunem fiel nicht einer —
 Der Junge rief: Geduld!

15 Geduld! Geduld! — Indessen
 Bin worden grau und alt,
 Hab' Regeln schier vergessen,
 20 Der Ton noch immer schallt.

Geduld! Geduld! — Ihr Jungen,
Ihr fangt ein Lied mir vor,
Euch fangen's tausend Zungen
Vieltimmig nach im Chor.

25

Geduld! Geduld! — Die Weise,
Die stimm' ich selbst noch an:
Geduld auf später Reise,
Du müder, alter Mann!

Rech.

Wahrlich, aus mir hätte vieles
Werden können in der Welt,
Hätte tückisch nicht mein Schicksal
Sich mir in den Weg gestellt.

5

Hoher Ruhm war zu erwerben,
Wenn die Waffen ich erkor;
Mich den Kugeln preiszugeben,
War ich aber nicht der Tor.

10

Um der Musen Gunst zu buhlen,
War ich minder schon entfernt;
Ein Gelehrter wär' ich worden,
Hätt' ich Lesen nur gelernt.

15

Bei den Frauen, sonder Zweifel,
Hätt' ich noch mein Glück gemacht,
Hätten sie mich aller Orten
Nicht unmeniglich ausgelacht.

20

Wie zum reichen Mann geboren,
Hätt' ich diesen Stand erwählt,
Hätte nicht vor allen Dingen
Immer mir das Geld gefehlt.

25

Über einen Staat zu herrschen,
War von allen ich der Mann,
Meine Gaben und Talente
Wiesen diesen Platz mir an.
König hätt' ich werden sollen,
Wo man über Fürsten klagt.
Doch mein Vater war ein Bürger,
Und das ist genug gesagt.

30 Wahrlich, aus mir hätte vieles
 Werden können in der Welt,
 Hätte tückisch nicht mein Schicksal
 Sich mir in den Weg gestellt.

Mäßigung und Mäßigkeit.

Laßt das Wort uns geben heute,
 Uns vom Trunke zu entwöhnen;
 Ziemt sich's für gefestete Leute,
 Wüster Böllerei zu fröhnen?
 5 Nein, es ziemt sich Sittsamkeit.
 Gutes Beispiel will ich geben:
 Mäßigung und Mäßigkeit! —
 Stoßet an, sie sollen leben!
 Mäßigung und Mäßigkeit!
 10 Maß! Maß!
 Leert darauf das volle Glas:

Seht, ein Glas ist Gottes Gabe,
 Und das zweite stimmt uns lyrisch;
 Wenn ich gegen drei nichts habe,
 15 Machen viele doch uns tierisch;
 Trinket mehr nicht als genug!
 Und mein Lied will ich euch singen:
 Mäßigkeit und Mäßigung! —
 Laßt die vollen Gläser klingen! —
 20 Mäßigkeit und Mäßigung!
 Maß! Maß!
 Leert darauf das volle Glas!

Seht den Trunkenbold in schrägen
 Linien durch die Gassen wanken;
 25 Kommt die Hausfrau ihm entgegen,
 Hört sie keifen, hört sie zanken;
 Das verdient Beherzigung.
 Laßt uns an der Tugend haften:
 Mäßigkeit und Mäßigung!
 30 Pereant die Lasterhaften!
 Mäßigkeit und Mäßigung!
 Maß! Maß!
 Leert darauf das volle Glas!

Was hast, Schlingel, du zu lachen?
 35 Will das Lachen dir vertreiben;
 Dich moralisch auch zu machen,
 Dir die Ohren tüchtig reiben;
 Paß dich fort bei guter Zeit!
 Doch ich will mich nicht erbofen:
 40 Mäßigung und Mäßigkeit! —
 Eingeschenkt und angestoßen! —
 Mäßigung und Mäßigkeit!
 Maß! Maß!
 Leert darauf das volle Glas!

45 Modus, ut nos docuere,
 Sit in rebus, sumus rati;
 Medium qui tenuere
 Nominati sunt beati;
 C'est le juste Milieu zur Zeit!
 50 Ergo! Ergel! — deutsch gesprochen:
 Mäßigung und Mäßigkeit!
 Frisch das Glas nur ausgestochen —
 Mäßigung und Mäßigkeit!
 Maß! Maß!
 55 Leert darauf das volle Glas!

Nüchtern bin ich, — Wein her! Wein her! —
 Immer nüchtern, das versteht sich. —
 Nur das Haus, der Boden, — Nein, Herr,
 Nicht betrunken! — Wie doch dreht sich
 60 Alles so um mich im Schwung?
 Laß mich, Kellner, laß mich liegen!
 Mäßigkeit und Mäßigung!
 Heute muß die Tugend siegen!
 Mäßigkeit und Mäßigung!
 65 Maß! Maß!
 Noch ein Glas — so — noch ein Glas!

Tragische Geschichte.

's war einer, dem's zu Herzen ging,
 Daß ihm der Bopf so hinten hing,
 Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: „Wie fang' ich's an?
 Ich dreh' mich um, so ist's getan —“

Der Popf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
 Und wie es stund, es annoch steht —

Der Popf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
 's wird aber noch nicht besser drum —

Der Popf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
 Es tut nichts Guts, es tut nichts Schlechts

Der Popf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisels fort,
 Es hilft zu nichts, in einem Wort —

Der Popf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
 Und denkt: „Es hilft am Ende doch —“

Der Popf, der hängt ihm hinten.

Nachtwächterlied.

Eteignons les lumières
 Et rallumons le feu.

Béranger.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
 Was die Glocke hat geschlagen:

Geht nach Haus und wahr't das Licht,
 Daß dem Staat kein Schaden geschicht.

Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, wir brauchen heute
 Gute, nicht gelehrte Leute;

Seid ihr einmal doch gelehrt,
 Sorgt, daß keiner es erfährt.

Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, so soll es werden:
 Gott im Himmel, wir auf Erden,

Und der König absolut,
 Wenn er unsern Willen tut.

Lobt die Jesuiten!

Seid, ihr Herrn, es wird euch frommen,
 Von den gutgesinnten Frommen;
 Blase jeder, was er kann,
 Lichter aus und Feuer an.
 20 Lobt die Jesuiten!

Feuer, ja, zu Gottes Ehren,
 Um die Ketzer zu bekehren
 Und die Philosophen auch,
 Nach dem alten, guten Brauch.
 25 Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, ihr seid geborgen,
 Geht nach Haus, und ohne Sorgen
 Schlast die lange, liebe Nacht,
 Denn wir halten gute Wacht.
 30 Lobt die Jesuiten!

Josua.

Zuchhei! das war ein Schlagen,
 Ein Schlachten bei Gibeon;
 Der Tag gebrach den Würgern,
 Es neigte die Sonne sich schon.

5 Sprach Josua zur Sonne:
 „Du, steh am Himmel fest!“
 Sie stand, da gab er gemächlich
 Den Überwundnen den Rest.

10 Das war ein Tag der Frommen,
 Wie nie ein anderer getagt,
 Wie nie ein anderer wird tagen,
 Das wird ausdrücklich gesagt.

15 Das war ein feines Kunststück,
 Wie mancher erachten mag,
 Der wohl die Nacht uns wünschte
 Zu jenem unendlichen Tag.

Sie beten und schimpfen und schöpfen
 In Säcke das Sonnenlicht,
 Es tief in das Meer zu versenken —
 20 Den Tag verdunkeln sie nicht.

Laßt dieses nicht euch kümmern,
 Die Welt ist kugelrund
 Und rollt von Westen gen Osten
 Beständig zu aller Stund'.

25 Und der das Lied euch gesungen,
 Sat auch die Welt sich beschaut;
 Er hat bei den Wilden gehaufet
 Und sich mit ihnen erbaut.

Ein französisches Lied.

Nach der Melodie: Es ritten drei Kelter zum Tore hinaus.

Und sitz' ich am Tische beim Glase Wein,
 Trink aus!

Und stimmen auch wacker die Freunde mit ein,
 Trink aus!

5 So geht mir zu Herzen das Heil der Welt:
 's ist gar zu erbärmlich damit auch bestellt;
 Trink aus, trink aus, trink aus!

Es treiben's die Leute zu kraus!

10 Ich sollte nur tragen der Herrschaft Last,
 Trink aus!

Es stünde bald anders und besser fast.
 Trink aus!

Die Presse zuerst und die Wahlen frei,
 Die Presse, sie dient mir als Polizei.

15 Trink aus, trink aus, trink aus!
 Es treiben's die Leute zu kraus!

Wann erst in dem Hause Vertrauen besteht,
 Trink aus!

20 Geht alles von selbst, was nimmer sonst geht.
 Trink aus!

Wir schaffen uns bald vor den Mönchen Ruh',
 Wir schicken die frommsten dem Chaves zu;
 Trink aus, trink aus, trink aus!

Es treiben's die Leute zu kraus!

25 Es mögen die Städte verwalten sodann —
 Trink aus!

Die eignen Geschäfte, es geht sie nur an;
 Trink aus!

30 Regieren nur wenig, das Wenige gut,
 Das hab' ich der Ruhe halber geruht;
 Trink aus, trink aus, trink aus!
 Es trieben's die Leute zu kraus!

Und merkt euch, ihr Freunde, wie trefflich es schafft!
 Trink aus!

35 Die Liebe der Völker, da lieget die Kraft,
 Trink aus!

Wie klingen die Gläser in heiliger Lust,
 Wie schallt das Gebet mir aus jeglicher Brust,
 Trink aus, trink aus, trink aus!

40 Der König hoch und fein Haus!

Sind aber die Gläser und Flaschen erst leer,
 Zu Bett!

Dann werden der Kopf und die Zunge mir schwer,
 Zu Bett!

45 Mein Weib wird mich schelten, mein Herrschen ist aus;
 Ich schleiche mich leise, ganz leise nach Haus,
 Zu Bett, zu Bett, zu Bett!
 Daß sie den Pantoffel nicht hätt'!

Kleidermacher-Mut.

Und als die Schneider revoltiert, —
 Courage! Courage!

So haben gar grausam sie massakriert

Und stolz am Ende parlamentiert:

5 „Herr König, das sollst du uns schwören.

Und drei Bedingungen wollen wir stellen: —

 Courage! Courage!

Schaff' ab, zum ersten, die Schneider-Mamselln,

Die das Brot verkürzt uns Schneidergeselln;

10 Herr König, das sollst du uns schwören.

Die brennende Pfeife, zum andern, sei —

 Courage! Courage!

Zum höchsten Ärger der Polizei,

Auf offener Straße uns Schneidern frei;

15 Herr König, das sollst du uns schwören.

Das dritte, Herr König, noch wissen wir's nicht, —
 Courage! Courage!

Doch bleibt es das beste an der ganzen Geschicht',
 Wir bestehn auch darauf bis ans jüngste Gericht;
 Das dritte, das sollst du uns schwören."

Das Dampfroß.

Schnell! schnell, mein Schmied! mit des Rosses Beschlag!
 Derweil du zauderst, verstreicht der Tag. —
 „Wie dampfet dein ungeheures Pferd!
 Wo eilst du so hin, mein Ritter wert?“ —

5 Schnell! schnell, mein Schmied! Wer die Erde umkreist
 Von Ost in West, wie die Schule beweist,
 Der kommt, das hat er von seiner Müh',
 Uns Ziel um einen Tag zu früh.

10 Mein Dampfroß, Muster der Schnelligkeit,
 Läßt hinter sich die laufende Zeit,
 Und nimmt's zur Stunde nach Westen den Lauf,
 Kommt's gestern von Osten schon wieder herauf.

15 Ich habe der Zeit ihr Geheimnis geraubt,
 Von gestern zu gestern zurück sie geschraubt,
 Und schraube zurück sie von Tag zu Tag,
 Bis einst ich zu Adam gelangen mag.

20 Ich habe die Mutter, sonderbar!
 In der Stunde besucht, da sie mich gebar;
 Ich selber stand der Kreißenden bei
 Und habe vernommen mein erstes Geschrei.

Vieltausendmal, der Sonne voran,
 Vollbracht' ich im Fluge noch meine Bahn,
 Bis heut ich hier zu besuchen kam
 Großvater als glücklichen Bräutigam.

25 Großmutter ist die lieblichste Braut,
 Die je mit Augen ich noch erschaut;
 Er aber, grämlich, zu eifern geneigt,
 Hat ohne weitres die Thür mir gezeigt.

30 Schnell! schnell, mein Schmied! mich eilet schier,
 Die jetzt verläuft, die Zeit von Papier;
 Zurück, hindurch! es verlangt mich schon,
 Zu sehen den Kaiser Napoleon.

Ich sprech' ihn zuerst auf Helena,
 Den Gruß der Nachwelt bring' ich ihm da;
 35 Dann sprech' ich ihn früher beim Krönungsfest
 Und warn' ihn, — o, hielt' er die Warnung fest!

Bist fertig, mein Schmied? nimm deinen Sold,
 Eintausendneunhundert geprägtes Gold.
 40 Zu Hoß! Hurra! nach Westen gejagt,
 Hier wieder vorüber, wann gestern es tagt! —

„Mein Ritter, mein Ritter, du kommst daher,
 Wohin wir gehen, erzähle noch mehr;
 Du weißt, o, sag' es, ob fällt, ob steigt
 Der Kurs, der jetzt so schwankend sich zeigt?

45 Ein Wort, ein Wort nur im Vertrauen!
 Ist's weiß', auf Rothschild Häuser zu baun?“ —
 Schon hatte der Reiter die Feder gedrückt,
 Das Dampfroß fern ihn den Augen entrückt.

Die goldene Zeit.

Oh le bon siècle, mes frères,
 Que le siècle où nous vivons!
 Armand Charlemagne.
 (Stiegendes Blatt.)

Füllt die Becher bis zum Rand,
 Tut, ihr Freunde, mir Bescheid:
 Das befreite Vaterland
 Und die gute goldne Zeit!
 5 Denn der Bürger denkt und glaubt,
 Spricht und schreibt nun alles frei,
 Was die hohe Polizei
 Erst geprüft hat und erlaubt.

Du eröffnest mir den Mund,
 10 Du geschwäk'ger Traubensaft,
 Und die Wahrheit mach' ich kund
 Rücksichtslos mit freud'ger Kraft.
 Steigt die Sonne, wird es Tag,
 Sinkt sie unter, wird es Nacht.
 15 Nehm' vor Feuer sich in acht,
 Wor sich nicht verbrennen mag!

20 Ungeſchickt zum Löſchen iſt,
 Wer da Öl gießt, wo es brennt;
 Noch iſt drum kein guter Chriſt,
 Der zu Mahom ſich bekennt.
 Scheut die Eule gleich das Licht,
 Führt ſich's doch vorm Winde gut,
 Beſſer noch mit Wind und Flut,
 Aber gegen beide nicht.

25 Wer nicht ſehen kann, iſt blind;
 Wer auf Krücken geht, iſt lahm;
 Mancher redet in den Wind;
 Mancher geht, ſo wie er kam.
 30 Grünt die Erde weit und breit,
 Glaube nicht den Frühling fern;
 Rückwärts gehn die Krebſe gern,
 Aber vorwärts eilt die Zeit.

35 Zwar iſt nicht das Dunkle klar,
 Doch iſt nicht, was gut iſt, ſchlecht;
 Denn, was wahr iſt, bleibt doch wahr,
 Und, was recht iſt, bleibt doch recht.
 Goldes=Überfluß macht reich,
 Aber Lumpen ſind kein Geld.
 40 Wer mit Steinen düngt ſein Feld,
 Macht gar einen dummen Streich.

45 An der Zeit iſt nicht zu ſpät,
 Doch Geſchehnes iſt geſchehn,
 Und wer Disteln hat geſät,
 Wird nicht Weizen reifen ſehn.
 Geſtern war's, nun iſt es heut,
 Morgen bringt auch ſeinen Lohn;
 Kluge Leute wiſſen's ſchon,
 Nur ſind Narren nicht geſcheit.

50 Und am beſten weiß, wer klagt,
 Wo ihn drückt der eigne Schuh;
 Wer zuerſt nur A geſagt,
 Setzt vielleicht noch B hinzu;
 Denn, wie Adam Rieſe ſpricht,
 Zwei und zwei ſind eben vier — — —
 55 Gott! wer pocht an unfre Thür?
 Ihr, verrätet mich nur nicht!

60

„Setzt auf das verrückte Nest,
 Sie mißbrauchen die Geduld.
 Setzt den Jakobiner fest!
 Wir sind Zeugen seiner Schuld;
 Er hat öffentlich gelehrt:
 Zwei und zwei sind eben vier.“ —
 Nein, ich sagte . . . „Fort mit dir,
 Daß die Lehre keiner hört!“

Shall we rouse the night-owl in a catch, that
 will draw three souls out of one weaver?

Shakespeare Tw. N. Act 2. Sc. 3.

Sollen wir die Nachtente mit einem Kanon
 aufstören, der einem Leinweber drei Seelen aus
 dem Leibe haspeln könnte?

Kanon.

Das ist die Not der schweren Zeit!
 Das ist die schwere Zeit der Not!
 Das ist die schwere Not der Zeit!
 Das ist die Zeit der schweren Not!

Das Gebet der Witwe.

Nach Martin Luther.

Die Alte wacht und betet allein
 In später Nacht bei der Lampe Schein:
 „Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
 Nicht lange leben, ich bitte dich sehr.
 Die Not lehrt beten.“

5

Der gnädige Herr, der sie belauscht,
 Vermeint nicht anders, sie sei berauscht;
 Er tritt höchstselbst in das ärmliche Haus
 Und fragt gemüthlich das Mütterchen aus:
 „Wie lehrt Not beten?“

10

„Acht Ruhe, Herr, die waren mein Gut;
 Ihr Herr Großvater sog unser Blut,
 Der nahm die beste der Ruhe für sich
 Und kümmerte sich nicht weiter um mich.
 Die Not lehrt beten.“

15

Ich flucht' ihm, Herr, so war ich betört,
 Bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört;
 Er starb; zum Regimente kam
 Ihr Vater, der zwei der Rüche mir nahm.

20

Die Not lehrt beten.

Dem flucht' ich arg auch ebenfalls,
 Und wie mein Fluch war, brach er den Hals
 Da kamen höchst Sie selbst an das Reich
 Und nahmen vier der Rüche mir gleich.

25

Die Not lehrt beten.

Kommt Dero Sohn noch erst dazu,
 Nimmt der gewiß mir die letzte Ruh —
 Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
 Recht lange leben, ich bitte dich sehr.

30

Die Not lehrt beten.“

Kazennatur.

's wär mal 'ne Kazenkönigin,

Ja, ja!

Die hegte edeln Kazensinn,

Ja, ja!

5

Verstund gar wohl zu mausen,

Liebt' königlich zu schmausen,

Ja, ja! — Kazennatur!

Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Die hatt' 'nen schneeweißen Leib,

Ja, ja!

10

So schlank, so zart, die Hände so weich,

Ja, ja!

Die Augen wie Karfunkeln,

Sie leuchteten im Dunkeln,

15

Ja, ja! — Kazennatur!

Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Ein Edelmausjüngling lebte zur Zeit,

Ja, ja!

Der sah die Königin wohl von weit,

Ja, ja!

20

'ne ehrliche Haut von Mäuschen,
 Der kroch aus seinem Häuschen,
 Ja, ja! — Mäusenatur!
 Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!
 25 Der sprach: In meinem Leben nicht,
 Ja, ja!
 Hab' ich gesehen so süßes Gesicht,
 Ja, ja!
 Die muß mich Mäuschen meinen,
 30 Sie tut so fromm erscheinen,
 Ja, ja! — Mäusenatur!
 Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!
 Der Maus: Willst du mein Schätzchen sein?
 Ja, ja!
 35 Die Katz': Ich will dich sprechen allein.
 Ja, ja!
 Heut will ich bei dir schlafen —
 Heut sollst du bei mir schlafen —
 Ja, ja! — Katzenatur!
 40 Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!
 Der Maus, der fehlte nicht die Stund',
 Ja, ja!
 Die Katz', die lachte den Bauch sich rund,
 Ja, ja!
 45 Dem Schatz, den ich erkoren,
 Dem zieh' ich's Fell über die Ohren,
 Ja, ja! — Katzenatur!
 Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Sternschnuppe.

Wann einer ausgegangen ist,
 So ist er nicht zu Haus;
 Und wird der Winter hart, so friert
 Das Ungeziefer aus.
 5 Ihr war der Knecht so eben recht,
 Solang allein er warb;
 Der Jäger kam, des Federhut
 Den Handel ihm verdarb.

10 Der Bächter nahm, sowie er kam,
Ihr Herz gleich in Empfang;
Kein Wunder, daß dem Amtmann auch
Der Meisterschuß gelang.

Und den Husarenoffizier
Erblickte sie von fern:
15 Fahr hin, fahr hin, Kartoffelkraut,
Da geht mir auf mein Stern!

Dein Stern? was geht dein Stern mich an,
Absonderlicher Art,
20 Mit goldbeschnürtem, rotem Wams
Und Schnurr- und Backenbart?

Bald hat ein solcher sich geschneuzt,
Es liicht das Lichtlein aus;
Wann einer ausgegangen ist,
So ist er nicht zu Haus.

25 Nun bricht der Winter an, es friert;
Du blickst nach uns zurück;
Ich und wir alle, teurer Schatz,
Wir wünschen dir viel Glück.

Und bleibst du sitzen, teurer Schatz,
30 So bist du nicht allein;
Noch wird der alten Jungfern Bunft
Nicht ausgefroren sein.

Der Frau Base kluger Rat.

Möchtest du den Jungen haben?
Den gesunden, frischen, üpp'gen,
Blondgelockten, schönen Knaben?
5 Ei, ein wahres Zuckerpüppchen!
Eine Lust, mit dem zu leben!
Mußt um ihn dir Mühe geben;
Ja, der ist ein schmucker Mann!
Kraße, kraße, kraße, Trulle,
Dir den hübschen Jungen an!

- 10 Oder den, nach altem Brauche,
 Mit Dreimaster, Puderzopfe,
 Dünnen Beinen, dickem Bauche,
 Kupfernas' und Wackelkopfe?
 Stirbt er, gibt es viel zu erben;
 15 Und was sollte der nicht sterben?
 Ja, der ist ein reicher Mann!
 Frage, frage, frage, Trulle,
 Frage dir den Alten an!
- 20 Oder den vom Militäre?
 Silber auf dreifarb'gem Tuche —
 Federhut — „auf meine Ehre!“
 Lügt er auch wie aus dem Buche.
 Bornehm wirst du, Eure Gnaden!
 Kommt das Bürgergrob zu Schaden,
 25 Hältst du's mit dem Edelmann.
 Frage, frage, frage, Trulle,
 Frage dir den Leutnant an.
- 30 Oder wen du kannst, den Lahmen
 Wie den Krummen, laß dich warnen:
 Oft von allen, die da kamen,
 Bleibt nicht einer in den Garnen.
 Einen Mann nur! heutzutage
 Geht die allgemeine Klage:
 Jede kriegt nicht einen Mann.
 35 Frage, frage, frage, Trulle,
 Dir den ersten besten an!

Necht empfindsam.

Tochter.

Meine teuren Eltern, habt Erbarmen,
 Laßt mein Leid erweichen euren Sinn!
 Nähm' ich diesen Mann, in seinen Armen
 Welkt' ich zarte Blume bald dahin!

Vater.

- 5 Mutter, sieh, wie sie sich zieret!
 Hör', du dumme Trine du,
 Einen Mann sollst du bekommen,
 Greif' mit beiden Händen zu!

Tochter.

10 Rauher Wirklichkeit nur mag er fröhnen;
 Ohne Zartheit, ohne Poesie,
 Ungebildet, kann er nur mich höhnen,
 Mich verstehen, nein, das wird er nie!

Vater.

15 Mutter, die verfluchten Bücher
 Müssen ihr den Kopf verdrehn.
 Waren wir denn je gebildet?
 Konnten wir uns je verstehn?

Tochter.

20 Wo die Herzen fremd einander blieben,
 Knüpft ihr nicht ein gottgefällig Band;
 Weder achten kann ich ihn, noch lieben,
 Nimmermehr erhält er meine Hand!

Vater.

Mutter, hör' die dumme Trine,
 Hör' doch, was es Neues gibt!
 Haben wir uns je geachtet?
 Haben wir uns je geliebt?

Tochter.

25 Lieber will ich in ein Kloster fliehen,
 Gibt's kein Kloster, in mein frühes Grab;
 Wohl denn! dieser Schmach mich zu entziehen,
 Stürz' ich in die Wellen mich hinab!

Vater.

30 Hast du endlich ausgerebet?
 Gut, du bleibst mir heut zu Haus,
 Hältst dein Maul und nimmst den Bengel,
 Punktum, und das Lied ist aus.

Polterabend.

Woher, Alte, deine schönen
 Launen? willst du uns erfreuen?
 Willst du dich mit uns versöhnen?
 Nein, die Alte will noch freien,

5 Nein, sie will, vor Loresschlusse,
 Humpeln noch mit lahmem Fuße,
 Und um welchen Preis es sei,
 Ei, ei!

Noch ein Tänzlein oder zwei.

10 Hurtig, hurtig! liebe Lene,
 Her die Schminke, die Perücke;
 Bringe her mir meine Zähne,
 Meinen Busen, meine Krücke!
 Also will ich seiner harren. —
 15 Hör' ich nicht die Türe knarren? —
 Ist er's? — Nein — es geht vorbei.
 Ei, ei!

Töpfe werfen sie entzwei.

20 Testament und Ehepacten
 Hat der Schreiber wohl geschrieben;
 Beides nahm er zu den Akten,
 Also darf ich frei ihn lieben.
 Also will ich seiner harren. —
 25 Hör' ich nicht die Türe knarren? —
 Ist er's? — Nein — es geht vorbei,
 Ei, ei!

Töpfe werfen sie entzwei.

30 Wird der Priester, wird der Küster,
 Werden bald die Gäste kommen?
 Und mein Bräutigam! o wüßt' er,
 Wie ich seiner, liebentglommen,
 Bangend harre, wie ich schmachte! — —
 Klopft er? — Ist er's? — Sachte! sachte!
 Ungebetne sind dabei.
 35 Ei, ei!

Sind die Leichenträger frei.

40 Legen mich die schwarzen Leute
 Einsam in ein enges Bette,
 Schleppen sich mit ihrer Beute
 Langsam nach der Ruhestätte;
 Priester, Bräutigam und Gäste
 Singen fröhlich bei dem Feste, —
 Auch die Rede war vorbei —
 Ei, ei!

45 Nicht ein Tänzlein oder zwei!

Der vortreffliche Mantel.

Liebe Tochter, was klagst du so sehr,
 Um diesen einen?
 's gibt ja der hübschen Jünglinge mehr,
 Laß ab zu weinen!
 5 Liebe Mutter, es fällt mir nicht ein,
 Um ihn zu klagen;
 Um den Mantel klag' ich allein,
 Ich will's dir sagen.
 Ach, der gute Mantel, beschwert
 10 Mit silbernen Ketten!
 Den behielt er noch unverzehrt,
 Wenn den wir nur hätten!

Eid der Treue.

Mißtrauest, Liebchen, du der flücht'gen Stunde,
 Des Augenblickes Lust?
 Bist Brust an Brust du nicht, und Mund an Munde,
 Der Ewigkeit bewußt?
 5 Ich soll nur dir, und ewig dir gehören;
 Du willst darauf ein Pfand:
 Wohl! ich will's mit kräft'gem Eid beschwören,
 Ich hebe meine Hand:
 10 Ich schwör's, elftausend heilige Jungfrauen,
 Bei eurem keuschen Bart;
 Bei Jakobs Leitersprosse, die zu schauen
 In Mailand wird bewahrt;
 Ich schwör' es noch zu mehrerem Gewichte —
 Ein unerhörter Schwur! —
 15 Beim Vorwort zu des Kaisers Karl Geschichte
 Und bei des Windes Spur;
 Beim Schnee, der auf dem Libanon gefallen
 Im leztvergangnen Jahr;
 20 Bei Nihil, Nemo und dem andern allen,
 Was nie sein wird, noch war.
 Und falls ich dennoch jemals untreu würde,
 Vergäße jemals dein,
 So soll mein Eid verbleiben ohne Würde
 Und ganz unbündig sein.

Minnedienst.

Während dort im hellen Saale
 Lustberauscht die Gäste wogen,
 Hält ein Ritter vom Gedränge
 Einsam sich zurückgezogen.

5 Wie er von dem Sofa aufblickt,
 Wo er ruhet in Gedanken,
 Sieht er neben sich die Dame;
 Der er dienet sonder Banken.

10 „Sind es Sterne, sind es Sonnen,
 Die in meiner Nacht sich zeigen?
 Sind's die Augen meiner Herrin,
 Welche über mich sich neigen?“

15 „Schmeichler! Schmeichler! Sterne, Sonnen
 Sind es nicht, wovon Ihr dichtet;
 Sind die Augen einer Dame,
 Die auf Euch sie bittend richtet.“ —

20 „Herz und Klinge sind Euch eigen;
 Schickt mich aus auf Abenteuer,
 Heißt im Kampfe mich bestehen
 Riesen, Drachen, Ungeheuer.“ —

„Nein, um mich, mein werter Ritter,
 Soll kein Blut den Boden färben;
 Um ein Glas Gefrorenes bitt' ich,
 Lasset nicht vor Durst mich sterben.“

25 „Herrin, in dem Dienst der Minne
 Wollt' ich gern mein Leben wagen;
 Aber hier durch das Gedränge
 Wird es schwer, sich durchzuschlagen.“

30 Und sie bittet, und er gehet, —
 Kommt zurück, wie er gegangen:
 „Nein! ich konnte, hohe Herrin,
 Kein Gefrorenes erlangen.“

35 Und sie bittet wieder; wieder
 Wagt er's, immer noch vergebens:
 „Nein! man dringt durch jene Türe
 Mit Gefahr nur seines Lebens.“

„Ritter, Ritter, von Gefahren
 Sprachet Ihr, von Kämpfen, Schlachten;
 Und Ihr laßt vor Euren Augen
 Ohne Hilfe mich verschmachten.“

40

Und ins wogende Gewühle
 Ist der Ritter vorgebrungen,
 Dort verfolgt er einen Diener,
 Hat den Raub ihm abgerungen.

45

Und die Dame schaut von ferne,
 Wie mit hochgehaltner Schale
 Er sich durch den Reigen windet
 In dem engen, vollen Saale;

50

Sieht in eines Fensters Ecke
 Glücklich seinen Fang ihn bergen,
 Sieht ihn hinter die Gardine
 Ihren Augen sich verbergen;

55

Sieht ihn selber dort gemächlich
 Das Eroberte verschlingen,
 Wischen sich den Mund und kommen,
 Ihr betrübte Kunde bringen:

60

„Gern will ich mein Leben wagen,
 Schickt mich aus auf Abenteuer,
 Heißt im Kampfe mich bestehen
 Riesen, Drachen, Ungeheuer.“

Aber hier, o meine Herrin,
 Hier ist alles doch vergebens,
 Und man dringt durch jene Türe
 Mit Gefahr nur seines Lebens.“

Lebe wohl.

Wer sollte fragen, wie's geschah?
 Es geht auch andern ebenso.
 Ich freute mich, als ich dich sah,
 Du warst, als du mich sahst, auch froh.

5

Der erste Gruß, den ich dir bot,
 Macht' uns auf einmal beide reich;
 Du wurdest, als ich kam, so rot,
 Du wurdest, als ich ging, so bleich.

Nun kam ich auch tagaus, tagein,
 10 Es ging uns beiden durch den Sinn;
 Bei Regen und bei Sonnenschein
 Schwand bald der Sommer uns dahin.
 Wir haben uns die Hand gedrückt,
 Um nichts gelacht, um nichts geweint,
 15 Gequält einander und beglückt
 Und haben's redlich auch gemeint.
 Dann kam der Herbst, der Winter gar;
 Die Schwalbe zog, nach altem Brauch;
 Und: lieben? — lieben immerdar?
 20 Es wurde kalt, es fror uns auch.
 Ich werde gehn ins fremde Land,
 Du sagst mir höflich: Lebe wohl!
 Ich küsse höflich dir die Hand,
 Und nun ist alles, wie es soll.

Frühlingslied.

Wohl war der Winter ein harter Gast,
 Den armen, den trauernden Vögeln verhaßt,
 Die fröhlich wieder nun singen;
 Aus blauer Luft, auf grüner Flur,
 5 Wie hört man's munter erklingen!
 Und als sich der Wald aufs neue belaubt,
 Da hat es mir nicht zu weilen erlaubt,
 Ich mußte hinaus und wandern;
 Es singen so lustig die Vögel umher,
 10 Ich singe mein Lied wie die andern.
 Und komm' ich ans Wirtshaus, so fehr' ich ein:
 „Frau Wirtin, Frau Wirtin, ein gut Glas Wein!
 Ich habe mich durstig gesungen.“
 Da kommt mit dem Weine die Tochter sogleich
 15 So munter zu mir gesprungen.
 „Der Wein, den du schenkest, er ist fürwahr
 So rot wie dein Mund, wie dein Auge so klar,
 Gar kräftig und lieblich zu schlürfen;
 Und darf ich dich ansehen und trinken den Wein,
 20 So werd' ich wohl singen auch dürfen.

Ich habe soeben ein Lied mir erdacht
 Und hab' es für dich ganz eigens gemacht,
 Hab's nimmer zuvor noch gesungen;
 So höre mir zu, du rosige Maid,
 25 Und sprich, ob's gut mir gelungen?

Ich liebe den Frühling, des Waldes Grün,
 Der Vögel Gesang, der Bienen Bemühn,
 Der Blumen Farben und Düfte,
 Den Strahl der Sonne, des Himmels Blau,
 30 Den Hauch der wärmeren Lüfte.

Sieh dort am Thor, was die Schwalben tun,
 Wie emsig sie fliegen, sie werden nicht ruhn,
 Bis fertig ihr Nestchen sie schauen;
 Ich sang, wie die Vögel, mein munteres Lied,
 35 Vergaß, ein Nest mir zu bauen.

Ich liebe, die, frischer als Waldes-Grün,
 Noch emsiger schafft, als sich Bienen bemühen,
 Vor der die Rosen sich neigen,
 Deren Blick mich erwärmt wie der Sonne Strahl,
 40 Daß Lieder dem Busen entsteigen.

Ich habe gesungen, was sagest du nun?
 Sieh dort am Thor, was die Schwalben tun!
 Was sollt' es uns nicht gelingen?
 Frau Wirtin, Frau Mutter, sie kommt eben recht,
 45 Sie soll noch ihr Amen uns singen.“

Hochzeitlieder.

1.

Es stehn in unserm Garten
 Der blühenden Rosen genug —
 Dir blüht, noch schöner als Rosen,
 Ein Mägdlein so frisch und so jung.

5 Ich habe mit Fleiß gewählt
 Die schönsten Rosen zum Strauß, —
 Du küssest die rosigen Lippen
 Und lachst am Ende mich aus.

2.

Rosen in dem Maien
 Und der Liebe Fest!
 Schwalben und die Lieben
 Bauen sich ihr Nest.

5

Maienrosen, Lieder,
 Schwalben, Liebe gar!
 Und ich werde wieder
 Jung im grauen Haar.

3.

Wer doch durch des Festes Hallen
 Wallet mit dem Kranz im Haar?
 Ach, die Beste ist's von allen,
 Sie, die uns die Liebste war.

5

Und wer tritt mit freud'ger Eile
 Schön und stolz an ihrer Hand?
 Hier schoß Amor goldne Pfeile,
 Und sein Bruder knüpft das Band.

10

Und ich seh' die Götter nieder=
 Steigen mit der Scherze Chor,
 Und ich singe Glückeslieder,
 Und ich blicke froh empor.

15

Liebeleben, Glückesbände,
 Langes Leben, ew'ges Fest!
 Tauben durch des Friedens Laude,
 Viele Jungen in das Nest!

20

Immer froh und ohne Sorgen!
 Alles, alles muß gedeihn,
 Und ihr sollt mit jedem Morgen
 Glücklicher und jünger sein.

In malaiischer Form.

1. Genug gewandert.

Es schwingt in der Sonne sich auf
 Ein Biendchen in goldiger Pracht.
 Bin müde vom irren Lauf,
 Erstarrt von der Kälte der Nacht.

- 5 Ein Bienchen in goldiger Pracht,
In würziger Blumen Reihn. —
Erstarrt von der Kälte der Nacht,
Begehr' ich nach stärkendem Wein.
- 10 In würziger Blumen Reihn
Bist, Rose, die herrlichste du. —
Begehr' ich nach stärkendem Wein,
Wer trinket den Becher mir zu?
- 15 Bist, Rose, die herrlichste du,
Die Sonne der Sterne fürwahr!
Wer trinket den Becher mir zu
Aus der rosigen Mädchen Schar?
- 20 Die Sonne der Sterne, fürwahr!
Die Rose entfaltetete sich, —
Aus der rosigen Mädchen Schar
Umfängt die lieblichste mich.
- Die Rose entfaltetete sich,
Das Bienchen wird nicht mehr gesehn.
Umfängt die Lieblichste mich,
Ist's fürder um's Wandern gesehn.

2. Die Korbflechterin.

- Der Regen fällt, die Sonne scheint,
Die Windfahn' dreht sich nach dem Wind. —
Du findst uns Mädchen hier vereint
Und singest uns ein Lied geschwind.
- 5 Die Windfahn' dreht sich nach dem Wind,
Die Sonne färbt die Wolken rot, —
Ich sing' euch wohl ein Lied geschwind,
Ein Lied von übergroßer Not.
- 10 Die Sonne färbt die Wolken rot,
Ein Vogel singt und lockt die Braut, —
Was hat's für übergroße Not
Bei Mädchen fein, bei Mädchen traut?
- 15 Ein Vogel singt und lockt die Braut,
Dem Fische wird das Netz gestellt, —
Ein Mädchen fein, ein Mädchen traut,
Ein rasches Mädchen mir gefällt.

Dem Fische wird das Netz gestellt,
 Es jengt die Fliege sich am Licht, —
 Ein rasches Mädchen dir gefällt,
 20 Und du gefällst dem Mädchen nicht.

3. Totenklage.

Windbraut tobet unverdrossen,
 Gule schreiet in den Klippen. —
 Weh! Euch hat der Tod geschlossen,
 Blaue Augen, ros'ge Lippen!
 5 Gule schreiet in den Klippen,
 Grausig sich die Schatten senken. —
 Blaue Augen, ros'ge Lippen!
 Hin mein Lieben, hin mein Denken!
 10 Grausig sich die Schatten senken,
 Regen strömt in kalten Schauern. —
 Hin mein Lieben, hin mein Denken!
 Weinen muß ich stets und trauern.
 Regen strömt in kalten Schauern.
 15 Ziehn die Wolken wohl vorüber? —
 Weinen muß ich stets und trauern,
 Und mein Blick wird trüb und trüber.
 Ziehn die Wolken wohl vorüber,
 Strahlt ein Stern in ew'gem Lichte. —
 Ach! mein Blick wird trüb und trüber,
 20 Bis ich ihn nach oben richte.

Das Kind an die erloschene Kerze.

Du arme, arme Kerze,
 Gibst fürder keinen Schein!
 Erloschen ist so schnelle
 Dein Licht, das freud'ge, helle,
 5 O, mußst' es also sein!
 Du arme, arme Kerze,
 Gibst fürder keinen Schein!
 's ist nicht, weil ich nun weilen
 Muß in der Dunkelheit!
 10 O, brenntest du nur immer,

Und gäb' dein lieber Schimmer
 Nur andern Freudigkeit!
 's ist nicht, weil ich nun weilen
 Muß in der Dunkelheit!

15 Du arme, arme Kerze,
 Gibst fürder keinen Schein!
 's ist nicht, weil ich alleine
 Im Dunkeln bin und weine,
 Ich bin ja gern allein!

20 Du arme, arme Kerze,
 Gibst fürder keinen Schein!

Der Glücksvogel.

Es fliegt ein Vogel in dem Hain
 Und singt und lockt: man soll' ihn fangen.
 Es fliegt ein Vogel in dem Hain,
 Aus dem Hain in den Wald, in die Welt hinein,
 5 In die Welt und über die See.
 Und könnte wer den Vogel fangen,
 Der würde frei von aller Pein,
 Von aller Pein und Weh!

10 Es fliegt der Vogel in dem Hain,
 „D, könnt' ich mir den Vogel fangen!“
 Es fliegt der Vogel in dem Hain,
 Aus dem Hain in den Wald, in die Welt hinein,
 In die Welt und über die See.
 15 „D, könnt' ich mir den Vogel fangen,
 So würd' ich frei von aller Pein,
 Von aller Pein und Weh!“

20 Der Knabe lief wohl in den Hain:
 „Ich will den schönen Vogel fangen.“
 Der Vogel flog wohl aus dem Hain,
 Aus dem Hain in den Wald, in die Welt hinein,
 In die Welt und über die See.
 Und hat der Knab' ihn erst gefangen,
 So wird er frei von aller Pein,
 Von aller Pein und Weh!

Familienfest.

(Litauisch.)

Der Vater ging auf die Jagd in den Wald;
Ein gutes Wild ersah er sich bald.

Er legte wohl an, er drückte los;
Der Sperling fiel auf das weiche Moos.

5 Die Brüder luden zu Schlitten den Fang
Und schleiften ihn heim und jubelten lang.

Die Töchter schnell das Feuer geschürt,
Sie rupften und fengten ihn, wie sich's gebührt.

10 Die Mutter briet und schmort' ihn gleich;
Der Braten war köstlich und schmackhaft und weich.

Geschäftig trugen die Schwestern ihn auf;
Es kamen der fröhlichen Gäste zuhauf.

Sie setzten zu Tisch sich und saßen fest
Und taten sich gültlich beim weiblichen Fest.

15 Sie schmauften den Sperling in guter Ruh'
Und tranken drei Tässer des Bieres dazu.

Verratene Liebe.

(Neugriechisch.)

Da nachts wir uns küßten, o Mädchen,
Hat keiner uns zugeschaut;
Die Sterne, die standen am Himmel,
Wir haben den Sternen getraut.

5 Es ist ein Stern gefallen,
Der hat dem Meer uns verflagt;
Da hat das Meer es dem Ruder,
Das Ruder dem Schiffer gesagt.

10 Da sang derselbe Schiffer
Es seiner Liebsten vor;
Nun singen's auf Straßen und Märkten
Die Mädchen und Knaben im Chor.

Die Quelle.

Unsre Quelle kommt im Schatten
 Duft'ger Linden an das Licht,
 Und wie dort die Vögel singen,
 Nein, das weiß doch jeder nicht!

5 Und das Mädchen kam zur Quelle,
 Einen Krug in jeder Hand,
 Wollte schnell die Krüge füllen,
 Als ein Jüngling vor ihr stand.

10 Mögen wohl geplaudert haben,
 Kam das Mädchen spät nach Haus:
 „Gute Mutter, sollst nicht schelten,
 Sandtest selbst ja mich hinaus.

15 Geht man leicht zur Quelle, trägt man
 Doch zu Haus ein schwer Gewicht,
 Und wie dort die Vögel singen —
 Mutter, nein, das weißt du nicht!“

Der Gemsen-Jäger und die Sennerin.

„Nimm mich verirrtten Jäger,
 Du gute Sennerin, auf!
 Es lockte mich über die Gletscher
 Die Gemse mit flüchtigem Lauf.

5 Bin fremd auf dieser Alpe,
 Verlassen für und für;
 In rauher Nacht verschlicke
 Nicht hart mir deine Thür!“ —

10 „Muß, Jäger, wohl sie verschließen,
 Ich bin ja ganz allein;
 Gar eng ist meine Hütte,
 Für dich kein Lager darein.“ —

15 „Nur Schutz an deinem Herde,
 Ein Lager begehrt' ich nicht;
 Ich scheide, sobald die Gletscher
 Sich färben mit rötlichem Licht.“ —

20 „Und wenn ich ein dich liebe . . .
 O Jäger, laß mich in Ruh'!
 Nachrede gäb's und Geschichten;
 Was sagte der Hirt dazu?“

„Der Hirt soll mich nicht hören,
 Das, Gute, versprech' ich dir:
 Ich halte mich friedlich und stille;
 Befürchte doch nichts von mir!“ —

25 „Und willst du dich halten, o Jäger,
 Ein stiller und friedlicher Gast,
 So werd' ich herein dich lassen;
 Die Nacht ist zu grausig doch fast.“

30 Sie öffnete leise die Türe
 Und ließ den Jäger herein;
 Es loberte gastlich vom Herde
 Die Flamme mit freundlichem Schein.

Und bei dem Scheine sahen
 Die beiden sich staunend an. —
 35 Die Nacht ist ihnen vergangen;
 Der Morgen zu dämmern begann.

„Wie ließ ich dich ein, o Jäger,
 Ich weiß nicht, wie es kam;
 Nun rötet der Morgen die Gletscher,
 40 Und meine Wangen die Scham.

O lieber, lieber Jäger,
 So schnell vergangen die Nacht!
 Auf, auf! du mußt nun scheiden,
 Bevor der Hirt noch erwacht.“ —

45 „Und muß für heut ich scheiden,
 So bleibe, du Gute, mir hold;
 Hast keinen Grund zu weinen,
 Nimm diesen Ring von Gold!

50 Ein Haus, das mir gehört,
 Dort drüben im anderen Thal,
 Mein Stutzen, auf Gletscher und Felsen
 Die flüchtigen Gemsen zumal:

Ich kann dich ehrlich ernähren,
 Du liebe Sennerin mein;
 55 Und steigt zu Thal der Winter,
 Soll unsere Hochzeit sein.“

Die Jungfrau von Stubbenkammer.

(Volksfage.)

Ich trank in schnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Beim Königsstuhl auf Klügen
Am Strand im Morgenrot.

5

Ich kam am frühen Tage
Nachsinnend einsam her
Und lauscht' dem Wellenschlage,
Und schaute übers Meer.

10

Wie schweifend aus der Weite
Mein Blick sich wieder neigt,
Da hat sich mir zur Seite
Ein Feenweib gezeigt.

15

An Schönheit sondergleichen,
Wie nimmer Augen sahn,
Mit goldner Kron' und reichen
Gewändern angetan.

20

Sie kniet' auf Felsensteinen,
Umbrandet von der Flut,
Und wusch mit vielem Weinen
Ein Tuch, besleckt mit Blut.

25

Umsonst war ihr Beginnen;
Sie wusch und wusch mit Fleiß;
Der böse Fleck im Linnen
Erschien doch nimmer weiß.

30

Da sah sie unter Tränen
Mich an und bittend fast;
Da hat ein heißes Sehnen
Mich namenlos erfaßt.
„Gegrüßet mir, du blendend,
Du wunderfames Bild!“ — —
Sie aber, ab sich wendend,
Sprach schluchzend, aber mild:

35

„Ich meine trüb' und trüber
Die Augen mir und blind;
Gar viele ziehn vorüber
Und nicht ein Sonntagskind.

Nach langem, bangem Hoffen
 Erreichst auch du den Ort —
 O, hättest du getroffen
 40 Zum Gruß das rechte Wort!
 Hättst du „Gott helf!“ gesprochen,
 Ich war erlöst und dein;
 Die Hoffnung ist gebrochen,
 Es muß geschieden sein!“ —
 45 Da stand sie auf, zu gehen,
 Das Tuch in ihrer Hand;
 Und wo die Pfeiler stehen,
 Versank sie und verschwand.
 Ich trank in schnellen Zügen
 50 Das Leben und den Tod
 Beim Königstuhl auf Rügen
 Am Strand im Morgenrot.

Das Burgfräulein von Winded.

Halt an den schnaubenden Rappen,
 Verblendeter Rittersmann!
 Gen Winded fleucht, dich verlockend,
 Der lustige Hirsch hinan.
 5 Und vor den mächtigen Türmen,
 Vom äußern, verfallenen Thor
 Durchschweifte sein Auge die Trümmer,
 Worunter das Wild sich verlor.
 Da war es so einsam und stille,
 10 Es brannte die Sonne so heiß;
 Er trocknete tiefaufatmend
 Von seiner Stirne den Schweiß.
 „Wer brächte des köstlichen Weines
 Mir nur ein Trinkhorn voll,
 15 Den hier der verschüttete Keller
 Verborgen noch hegen soll?“
 Kaum war das Wort beslügelt
 Von seinen Lippen entflohn,
 So bog um die Efeu-Mauer
 20 Die sorgende Schaffnerin schon.

Die zarte, herrliche Jungfrau,
 In blendend weißem Gewand,
 Den Schlüsselbund im Gürtel,
 Das Trinkhorn hoch in der Hand.

25 Er schlürfte mit gierigem Munde
 Den würzig köstlichen Wein,
 Er schlürfte verzehrende Flamme
 In seinen Busen hinein.

30 Des Auges klare Tiese!
 Der Locken flüssiges Gold! —
 Es falteten seine Hände
 Sich stehend um Minnesold.

Sie sah ihn an mitleidig
 Und ernst und wunderbar,
 35 Und war so schnell verschwunden,
 Wie schnell sie erschienen war.

Er hat seit dieser Stunde,
 An Windeck's Trümmer gebannt,
 40 Nicht Ruh', nicht Rast gefunden
 Und keine Hoffnung gekannt.

Er schlich im wachen Traume,
 Gespenstig, siech und bleich,
 Zu sterben nicht vermögend
 Und keinem Lebendigen gleich.

45 Sie sagen, sie sei ihm zum andern
 Erschienen nach langer Zeit
 Und hab' ihn geküßt auf die Lippen
 Und so ihn vom Leben befreit.

Herzog Suldreich und Beatrix.

Herr Suldreich, der Herzog im Böhmerland,
 Er jagt auf den Höhen zur Stund';
 Die Bäuerin wäscht die Leinwand
 Am Bach im schattigen Grund.

5 „Bedürftig und müde verirrtest du
 Dich, Jäger, in unser Thal;
 Laß hier dich nieder zu kurzer Ruh'
 Und teile mit mir das Mahl!“ —

- Hab' Dank, hab' Dank, du freundliches Kind!
 Du spendest, wo mancher raubt;
 Wie mir ermattet die Glieder sind,
 Sinkt sorgenschwer auch mein Haupt. —
 „Und naht die Sorge bei freudiger Jagd
 Dir, Jäger, im lustigen Wald?
 Wann nagend den alten Vater sie plagt.
 Verschleucht mein Lied sie bald.“ —
 Kein Lied aus treuer, freudiger Brust!
 So einsam inmitten der Schar!
 Kein Stern der heiteren, innigen Lust,
 Kein Aug', wie das deine so klar! —
 „Doch leuchtet aus kühlgewölbten Braun
 Mildfreundlich dein Augenstern;
 Wer möchte nicht in den Himmel schaun,
 Wer nicht in das Auge dir gern?“ —
 Zu mir hinauf wohl manche sah,
 Frug nicht nach des Auges Licht;
 Und hätte gestanden ein anderer da
 Statt meiner, sie merkt' es nicht. —
 „Auf, Jäger, es mag geschieden nun sein;
 Dort windet dein Pfad sich hinan.
 Noch schaut' ich ins Auge dem Vater allein,
 Sonst keinem anderen Mann.“ —
 Mißdente nicht ein trübes Wort,
 Das nicht, du Gute, dir galt;
 Und schickst du von Hinnen mich zürnend fort,
 Wo find' ich auf Erden noch Halt? —
 „Ich zürne nicht, wie du es meinst,
 Ich bin vom Zürnen, wie fern!
 Gott segne dich und die dereinst
 Wird deines Himmels Stern!“ —
 Gott segne dich, du liebe Maid!
 Noch eins verkünde mir mild:
 Gedenk' ich dein in Freud' und Leid,
 Wie nenn' ich das süße Bild? —
 „Beatriz nennt der Vater mich,
 Des Hüttes dort sich zeigt:
 Du aber sprich: Wie nenn' ich dich,
 Der huldreich sich mir geneigt?“ —

Beatriz, Heilesbringerin!

- 50 Wohl wirfst du als solche bekannt;
Und fragst nach mir? mit zartem Sinn
Hast selbst du mich eben genannt. —
„Du Hulbreich? hab' ich's doch gedacht,
Wie unser Herzog schier;
55 Und käm' er daher in der Herrschaft Pracht,
Ich blickte doch nur nach dir.“ —
Ich dünkte der Freude mich fremd noch fast,
Und hab's dir, Beatriz, vertraut;
Doch wenn um Liebe du Liebe hast,
60 Verbinde der Ring mir die Braut. —
„Du lieber, du seltsamer Jägerzmann,
So huld= mir und liebereich!
Den Ring, den nehm' ich vom Vater nur an;
Ich führe zum Alten dich gleich.“ —
65 Wohlan, wohlan, du süße Gestalt,
Ich werb' um deine Hand;
Der Alte findet den Bessern halt
Doch nicht im böhmischen Land. —
Da kamen die stolzen Genossen der Jagd,
70 Den Herzog suchend, einher.
Es dienet der Herr der Bauermagd;
Sie zürnen und schelten sie sehr. —
„Was zürnt ihr und scheltet die Bauermagd?
Die heut euch dünket zu klein,
75 Sie wird, bevor der Morgen noch tagt
Wohl über euch Herzogin sein.“

Liebesprobe.

(Nach dem Volkslied.)

- Es wiegte die alte Linde
Ihr blühendes Haupt in dem Winde,
Verstreuend Duft in das Land;
Und unter der Linde saßen
5 Zwei Liebende Hand in Hand.
„Feinlieb, ich muß nun scheiden,
Dich sieben Jahre meiden,

10 's ist eine lange Zeit;
 Ich frage nach sieben Jahren,
 Ob du den andern gefreit.“ —

„Ach nein! ich will dich erwarten
 Die sieben Jahre, die harten,
 Ich will die Deine sein;
 15 Ich will die Treue dir halten
 Und keinen andern frein.“ —

Es zogen Jahre nach Jahren;
 Die sieben verstrichen waren,
 Das achte schon begann;
 20 Schon kam vom vierten Monat
 Der vierte Tag heran.

Es wiegte die alte Linde
 Ihr falbes Haupt in dem Winde,
 Verstreuend ihr Laub in das Land,
 25 Und unter der Linde rannen
 Zwei Quellen heiß in den Sand.

„Du, Linde, wirst es ihm sagen;
 Du blühtest in jenen Tagen,
 Nun hat der Herbst dich entlaubt;
 30 Ich habe geglaubt und geweinet,
 Ich habe geweint und geglaubt.“

Ein Reiter lenkte die Zügel
 Vom Weg ab hinan zum Hügel,
 Ritt stolz und spähend einher:
 35 „Gott grüß' dich, feines Mägdlein,
 Was klagst du, was weinst du so sehr?“ —

„Gezogen sind Jahre nach Jahren,
 Nichts hab' ich vom Liebsten erfahren,
 Die Lind' es bezeugen mag;
 40 Sie sieht mich im vierten Monat
 Berweinen den vierten Tag.“ —

„Er hat in den Wind es gesprochen,
 Er hat dir die Treue gebrochen
 Für eine schönere Braut;
 45 Hab' unter blühenden Linden
 Der Hochzeit selbst zugehant.“ —

„War's auch in den Wind gesprochen,
Sind Treue und Herz mir gebrochen,
Ihm wend' es Gott zum Gewinn!
Ich werd' ihn segnen und segnen,
50 Bis stumm ich geworden bin.“

Was guldig Schimmerndes zog er
Vom Finger sich, was bog er
Sich über ihren Schoß?
Sie weinte, daß der Goldbring
55 In ihren Tränen floß.

Er sprang vom Roß behende,
Er legte in ihre Hände
Ein feines Linnentuch:
„Trockn' ab, trockn' ab die Auglein!
60 Geweinet hast du genug.“

Ich habe dich nur versucht;
Und hättest du mir gefluchet,
Mußt' weiter geritten sein;
Ich hatte es hoch geschworen:
65 Nun sollst du die Meine sein.“

Es wiegte die alte Linde
Ihr Haupt im Abendwinde,
Und schattiger wurde das Land;
Und unter der Linde saßen
70 Zwei Glückliche Hand in Hand.

Die Mutter und das Kind.

Wie ward zu solchem Jammer
Der stolzen Mutter Lust?
Sie weint in öder Kammer,
Kein Kind an ihrer Brust;
3 Das Kind gebettet haben
Sie in den schwarzen Schrein
Und tief den Schrein vergraben,
Als müßt' es also sein.

Wie da die Erde, fallend
Auf den versenkten Sarg,
Ihn dumpf und schaurig schallend
Vor ihren Augen barg,
10

15 Hat Tränen sie gefunden,
Die nicht zu hemmen sind;
Sie weint zu allen Stunden
Um ihr geliebtes Kind.

20 Wann andrer Lust und Sorgen
Der laute Tag bescheint,
Weilt schweigsam sie verborgen
In finst'rer Klau' und weint;
Wann andrer Schmerzen lindert
Die Nacht, und alles ruht,
Vergießt sie ungehindert
Der Tränen bittere Flut.

25 Wie einst sie unter Tränen
Die stumme Mitternacht
In hoffnungslosem Sehnen
Verstört herangewacht,
30 Sieht wunderbarerweise
Das Kindlein sie sich nahn;
Es tritt so leise, leise,
Es sieht sie trauernd an.

35 „O Mutter, in der Erden
Gewinn' ich keine Raft;
Wie sollt' ich ruhig werden,
Wenn du geweinet hast?
Die Tränen fühl' ich rinnen
Zu mir ohn' Unterlaß,
40 Mein Hemdlein und das Linnen,
Sie sind davon so naß.

O Mutter, laß dein Lächeln
Hinab ins feuchte Haus
Mir laue Lüfte sächeln,
45 Dann trocknet's wieder aus;
Und scheint deinem Kinde
Dein Auge wieder klar,
Umbblühn es Ros' und Winde,
Wie sonst es oben war.

50 O weine nicht! sei munter!
Was helfen Tränen dir?
Komm lieber doch hinunter
Und lege dich zu mir;

Da magst du leise kosen
 Mit deinem Kindelein,
 55 Du liegst auf weichen Rosen
 Und schläfst so ruhig ein.“
 Sie hat aus süßem Munde
 Die Warnung wohl gehört,
 60 Sie hat von dieser Stunde
 Zu weinen aufgehört.
 Wohl bleichten ihre Wangen,
 Doch blieb ihr Auge klar;
 Sie ist hinabgegangen,
 Wo schon ihr Liebling war.

Der Kranke.

(Nach Millevohe.)

„Sei mir gegrüßt, o mein geliebter Wald!
 Du Schauplatz meiner Kindheit froher Spiele,
 Zum letztenmal gegrüßt! ich scheid' bald. —
 So jung annoch und schon am letzten Ziele!
 5 Dein Laub wird gelb und gelber, fällt schon ab;
 Ich seh' es wohl und fühle mich gebrochen
 Und blicke trauernd in mein frühes Grab.
 Im Sommer hat der Arzt zu mir gesprochen:
 „Es prangt der Wald im grünen Schmuck noch heut;
 10 Du siehst ihn bald noch einmal sich entfärben,
 Und wann der Herbst sein falbes Laub verstreut,
 So wirst du, Frühverwelkter, selber sterben.“
 Es ist ein Gestern worden, unerhört!
 Das Heut, wo du im grünen Schmuck gepranget;
 15 Herbst ist's, es fällt dein Laub, wie sich's gehört,
 Und mahnt mich, daß der Tod nach mir verlangt.
 O falle, Laub! ich kenne ja mein Loß,
 Zu sterben, ohne noch gelebt zu haben;
 Sie werden klanglos bald und namenlos
 20 Am Fuße dieser Eiche mich vergraben.
 O falle, Laub! Dem Aug' entziehe du
 Der Mutter, die mit Schmerzen mich geboren,
 Die schmerzlich stille Stätte meiner Ruh!
 Sie hat die Hoffnung, unerfüllt, verloren.

- 25 Wenn aber eine kommt, die ich gemeint,
 Und sucht den kleinen Platz in Waldesräumen,
 Und auf den Hügel sie sich wirft und weint,
 O rausche, Laub! ich werde von ihr träumen.“
- Er lieget nun am Fuß der Eiche dort;
 30 Nicht aber ist, die er gemeint, gekommen;
 Es überdecken Laub und Schnee den Ort,
 Und weit umher wird nur das Wild vernommen.

Die Großmutter.

(Nach Victor Hugo.)

- „Großmutter, schläfst du? Deine Lippen pflegen
 Wie betend sich im Schlafe zu bewegen;
 Wie bist du heute regungslos und bleich!
 Die Hände starr auf deiner Brust vereinet,
 5 Die nicht dein Atem zu erheben scheint,
 Dem Marmorbild der Schmerzensmutter gleich.
- Blick' auf, erwache, rede! Wie betrübtest
 Du, Mutter, deine Kinder, die du liebest!
 Was taten wir? Wir waren beide fromm.
 10 Du zürnest uns? Du hörst nicht unsre Stimmen?
 Sieh her! die Lampe flackert im Verglimmen,
 Und schon das Feuer auf dem Herd verglomm.
- Und willst du Licht und Feuer nicht erhalten,
 So müssen wir erstarren in dem kalten
 15 Und finstren Haus; zu spät erwachst du dann.
 Auch wir beharren stumm in deinen Armen
 Und können nicht an deiner Brust erwärmen,
 Du ruffst die Heiligen vergebens an.
- Großmutter, o, wie kalt sind deine Hände!
 20 Wir wollen sie in unsern wärmen, wende
 Nur deinen Blick uns freundlich wieder zu;
 Da hast du dein Gesangbuch, nimm es wieder,
 Du hast es fallen lassen; sing' uns Lieder —
 Du nimmst es nicht, und nichts erwidertest du?
- 25 Zeig' uns, wir waren fromm, uns zu belohnen,
 Das Bild der Bibel, wo die Heil'gen wohnen
 Beim lieben Gott, umstrahlt von seinem Licht;

Erklär' uns dann die göttlichen Gebote
Und sprich vom bessern Leben nach dem Tode. —

30 Was ist der Tod? — Du brichst das Schweigen nicht!"

So hallte lange noch der Waisen Klage;
Die Nacht brach ein, sie wich dem jungen Tage,
Die Turmuhr maß die Zeit mit gleichem Schlag.
Zur offenen Türe lauschend, sah die Kleinen
35 Am Sterbebette knien, beten, weinen
Ein Wandrer späte noch am andern Tag.

Die Waise.

(Litauisch.)

Sie haben mich geheißt,
Nach Heidelbeeren gehn;
Ich habe nach den Beeren
Im Walde nicht gesehn.

5 Ich bin hinausgegangen
Zu meiner Mutter Grab,
Worauf ich mich gesetzt
Und viel geweinet hab'. —

10 „Wer sitzt auf meinem Hügel,
Von der die Tränen sind?“ —
„Ich bin's, o liebe Mutter,
Ich, dein verwaistes Kind.

15 Wer wird hinfort mich kleiden
Und flechten mir das Haar?
Mit Liebeswort mir schmeicheln,
Wie's deine Weise war?“ —

20 „Geh hin, o liebe Tochter,
Und finde dich darein!
Es wird dir eine zweite,
Statt meiner, Mutter sein.

Sie wird das Haar dir flechten
Und kleiden dich hinfort;
Ein Jüngling wird dir schmeicheln
Mit zartem Liebeswort.“

Treue Liebe.

(Litauisch.)

Es schallten muntre Lieder
 Hell durch den Fichtenwald.
 Es kam ein muntreter Reiter
 Zum Försterhause bald.

5 „Frau Muhme, guten Morgen!
 Wo bleibt die Liebste mein?“ —
 „Sie lieget, krank zum Sterben,
 Im obern Kämmerlein.“

10 Er stieg in bitterm Tränen
 Die Treppe wohl hinauf;
 Er hemmte, vor der Türe
 Der Liebsten, ihren Lauf.

15 „Herein, herein, Geliebter,
 Zu schmerzlichem Besuch!
 Die heim du holen wolltest,
 Deckt bald das Leichentuch.

Sie schläft in engem Sarge,
 Drauf liegt der Myrtenkranz;
 Du wirst nicht heim sie führen,
 Nicht bei Gesang und Tanz.

20 Sie werden fort mich tragen
 Und tief mich scharren ein;
 Du wirst mir Tränen weinen
 Und eine andre frein.“ —

25 „Die du mich nie betrübet,
 Du meine Zier und Lust,
 Wie hast du jetzt geschnitten
 Mir scharf in meine Brust!“

30 Drauf sahen zueinander
 Die beiden ernst und mild,
 Verschlungen ihre Hände,
 Ein schönes, bleiches Bild.

35 Da schied sie sanft hinüber;
 Er aber zog zur Stund'
 Das Klinglein sich vom Finger
 Und steckt's in ihren Mund.

Ob er geweinet habe,
 Als solches ist geschehn? —
 Ich selber floß in Tränen,
 Ich hab' es nicht gesehn.
 Es gräbt der Totengräber
 Ein Grab und noch ein Grab;
 Er kommt an ihre Seite,
 Der ihr das Ringlein gab.

Der Sohn der Witwe.

(Litauisch.)

Her zogen die Schwäne mit Kriegsgefang:
 Zu Roß, zu Roß! es dröhnend erklang.

Es reiten aus allen Höfen umher
 Die jüngern Söhne zum Kriegesheer.

5 Es ist mit uns gar schlimm bestellt,
 Und keiner bleibt, wenn einer sich stellt.

Du ziehst, mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Sohn,
 Du ziehst in den Krieg, das wissen wir schon.

Wir Frauen bedienen den Kriegesknecht;
 10 Den Helmbusch steckt die Braut dir zurecht,

Den Rappen führt die Schwester dir vor,
 Dir öjjuet die Mutter des Hofes Tor.

Wann kehrt du, mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Kind,
 Wann kehrt du zurück? das sag' uns geschwind! —

15 Sind Luft und Wasser und Land erst frei,
 Dann säum' ich nicht länger, dann eil' ich herbei. —

Und Luft und Wasser und Land sind frei;
 Was säumt er noch länger, und eilt nicht herbei?

Wir Frauen, wir wollen entgegen ihm gehn,
 20 Wir wollen vom Hügel entgegen ihm sehn.

Dort harren die Frauen und lauschen zu Tal
 Die Straße entlang im Sonnenstrahl.

Und auf und nieder die Sonne steigt;
 Kein Reitermann dem Blicke sich zeigt.

- 25 Jetzt hebt sich Staub, jetzt kommt im Lauf
Ein Rappe daher — kein Reiter sitzt drauf.
Sie fangen ihn ein, sie fragen ihn aus:
Wie kommst du, mein Rappe, doch ledig nach Haus?
Bist, schlechter Gaul, dem Herrn du entflohn?
30 Wo blieb mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Sohn?
Sie haben erschossen ihn in der Schlacht,
Auf grüner Heide sein Bett ihm gemacht.
Mich ließen sie laufen in alle Welt,
Ich habe die Botschaft trauernd bestellt.
35 Es zogen drei Schwäne mit Klagegesang,
Ein Grab zu suchen, die Heide entlang.
Sie ließen sich nieder, wie sie es erfahn,
Zu Füßen, zu Haupte, zur Seite ein Schwan.
Zu Haupte die Schwester, zu Füßen die Braut,
40 Zur Seite die Mutter, hoch ergraut:
O wehe, weh Verwaisten uns drein!
Wer stimmt in unsre Klage mit ein?
Darauf die Sonne, sich neigend, begann:
Ich stimme mit ein, so gut ich kann.
45 Neun Tage traur' ich im Nebelflor
Und komm am zehnten nicht hervor.
Die Trauer der Braut drei Wochen war;
Die Trauer der Schwester, die war drei Jahr';
Die Mutter hat der Trauer gepflegt,
50 Bis müde sie selbst ins Grab sich gelegt.

Saß reiten.

- Es ritt ein Reiter die Straße hinaus,
Die Spur verwehte der Wind.
Ein Mädchen zerpfückt einen Rosenstrauß
Und weint die Augen sich blind.
5 „Du warst mir so rosig und wohlgemut,
Wie bist du geworden so bleich?
Was heimlich im Herzen dir wehe tut,
Mein Kind, vertraue mir gleich.“ —

- 10 „Ich weine ja nicht um heimlichen Schmerz,
 Weiß nicht, wie in Leiden ich steh'.
 Es tut mir, o Mutter, nicht bloß das Herz,
 Es tut mir gar manches noch weh.“ —
- 15 „Herr Doktor, Herr Doktor, die Tochter ist krank,
 O, helft doch dem Kinde mein!“ —
 Wohl mischte der Doktor 'nen bittern Trank,
 Doch konnt's nicht geholfen mehr sein.
- 20 „'nen bittern Trank, den hab' ich still
 Getrunken: — nun ist's vorbei!
 Laß reiten, laß reiten, wer mag und will!
 Man kommt doch dem Winde nicht bei.“

Die Müllerin.

- Die Mühle, die dreht ihre Flügel;
 Der Sturm, der sauset darin;
 Und unter der Linde am Hügel,
 Da weinet die Müllerin:
- 5 Laß sausen den Sturm und brausen,
 Ich habe gebaut auf den Wind;
 Ich habe gebaut auf Schwüre —
 Da war ich ein törichtes Kind.
- 10 Noch hat mich der Wind nicht belogen,
 Der Wind, der blieb mir treu;
 Und bin ich verarmt und betrogen —
 Die Schwüre, die waren nur Spreu.
- 15 Wo ist, der sie geschworen?
 Der Wind nimmt die Klagen nur auf;
 Er hat sich aufs Wandern verloren —
 Es findet der Wind ihn nicht auf.

Der Müllerin Nachbar.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
 Der Wind, der sauset darin;
 Ich wollte, ich wäre der Müller,
 Von wegen der Müllerin.

5 Der Müller ist gestorben;
 Gott schenk' ihm die ewige Ruh'!
 Ich wollte, es holte der Senker
 Den Flegel von Knecht noch dazu.
 Am Sonntag in der Kirche,
 10 Da glaubt' ich, sie schiele nach mir;
 Sie schielte an mir nur vorüber;
 Der Knecht, der stand an der Thür.
 Und als es ging zum Tanze,
 Da kam sie eben mir recht;
 15 Sie grüßte mich freundlich und fragte —
 Und fragte mich gar — nach dem Knecht.
 Der Knecht, der Knecht! — Ich wollte....
 Mir kocht in den Adern das Blut —
 Ich wollte an ihm mich rächen,
 20 Ich wollte, ich hätte den Mut.
 Ich wollte . . . Nun, was weiß ich?
 Ich weiß nicht, wo ich bin. —
 Die Mühle, die dreht ihre Flügel;
 Der Wind, der sauset darin.

Don Quixote.

„Noch ein Abenteuer,
 Welches Ruhm verspricht;
 Siehst du auf dem Hügel
 Dort die Riesen nicht?
 5 Turmhoch, mißgeschaffen,
 Drohend in den Wind,
 Welche anzuschauen
 Fast wie Mühlen sind?“
 „Mit Vergunst, Herr Ritter,
 10 Kann ich da nur sehn
 Mühlen, die im Winde
 Ihre Flügel drehn.“
 „Seien, feiger Knappe,
 Deinem stumpfen Sinn
 Diese Ungeheuer
 15 Mühlen immerhin;

- 20 Hülle sich mit Trugschein
 Zauberhaft der Grauß,
 Findet doch der Ritter
 Sich die Riesen aus.“
 „Mit Vergunst, Herr Ritter,
 Glaub't's mir, auf mein Wort,
 Das sind echte Mühlen
 Auf dem Hügel dort.“
- 25 „Dürft ihr's euch erfrechen,
 Haltet mir nur Stand!
 Strauß mit euresgleichen
 Ist mir Kindertand.
 Einer gegen alle,
 30 Falsche Höllebrut,
 Und die Erde trinkt bald
 Eures Herzens Blut.“
 „Mit Vergunst, Herr Ritter,
 Hört mich doch nur an,
 35 Mühlen sind's, nur Mühlen,
 Wie ich schwören kann.“
- 40 „Süße Dulcinea,
 Blic' auf mich herab!“
 So der wackre Ritter,
 Spornt den Gaul in Trab,
 Treibet auf den ersten,
 Der da seiner harrt —
 Und geschleudert stürzt er
 Auf die Erde hart.
 45 „Lebt Ihr, guter Ritter,
 Oder seid Ihr tot?
 Aber tat's mit Mühlen
 Euch zu raufen Not?“
- 50 Sollte wer mich fragen,
 Wie man vieles fragt,
 Ob es Riesen waren,
 Wie der Herr es sagt,
 Oder bloße Mühlen,
 Wie es meint der Knecht:
 55 Geb' ich unbedenklich
 Unserm Ritter recht.

60

Mit den Herrn es halten,
Bleibt das Klügste noch;
Was von solchen Dingen
Wissen Knechte doch!

Der alte Müller.

Es wüthet der Sturm mit entschlicher Macht,
Die Windmühl' schwankt, das Gebälk erkracht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

5 Der Meister ist nicht, der alte, zur Hand;
Er steht an der Felswand schwindligem Rand.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Da steht er allein, mit dem Winde vertraut,
Und spricht mit den Lüften vernehmlich und laut.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

10 Er schüttelt im Sturme sein weißes Haar,
Und was er da spricht, klingt sonderbar.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind!
Was bringst du mir Neues? verkünd' es geschwind!
15 Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Du hast mich gewiegt, du hast mich genährt,
Du hast mich geliebt, du hast mich gelehrt.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

20 Du hast mir die Worte wohl hinterbracht,
Die Worte der Weisheit, von Toren verlacht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Ihr Toren, ihr Toren, die faßtet ihr nicht,
Die faßte der Wind auf, der gab mir Bericht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

25 Das Wort wird Tat, das Kind wird Mann,
Der Wind wird Sturm, wer zweifelt daran?
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind!
Und was du auch bringest, vollend' es geschwind.
30 Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Das Maß ist voll, die Zeit ist aus;
 Jetzt kommt das Gericht in Zerstörung und Graus
 Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

35 Ein Wirbelwind faßt den Alten zumal
 Und schleudert zerschmetterte ihn tief in das Thal.
 Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Zerschellt ist der Mühle zerbrechlicher Bau,
 Und Wogen von Sand bedecken die Au'.
 Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Vier Lieder von Branger.

1. Die Kartenlegerin.

Schließ die Mutter endlich ein
 Über ihre Hauspostille?
 Nadel, liege du nun stille!
 Nähen, immer nähen, — nein! —
 5 Legen will ich mir die Karten.
 Ei, was hab' ich zu erwarten?
 Ei, was wird das Ende sein?
 Trüget mich die Ahndung nicht,
 Zeigt sich einer, den ich meine. —
 10 Schön! da kommt er ja, der eine,
 Coeurbub' kannte seine Pflicht. —
 Eine reiche Witwe? — wehe!
 Ja, er freit sie, ich vergehe!
 O verruchter Bösewicht!

15 Herzeleid und viel Verdruß, —
 Eine Schul' und enge Mauern, —
 Carreaukönig, der bedauern
 Und zuletzt mich trösten muß. —
 Ein Geschenk auf art'ge Weise —
 20 Er entführt mich — Eine Reife —
 Geld und Lust in Überfluß!

Dieser Carreaukönig da
 Muß ein Fürst sein oder König,
 Und es fehlt daran nur wenig,
 25 Bin ich selber Fürstin ja. —
 Hier ein Feind, der mir zu schaden
 Sich bemüht bei Seiner Gnaden,
 Und ein Blonder steht mir nah.

30 Ein Geheimniß kommt zu Tag,
 Und ich flüchte noch bei Zeiten, —
 Fahret wohl, ihr Herrlichkeiten!
 O, daß war ein harter Schlag!
 Hin ist einer, eine Menge
 35 Wilden um mich ein Gedränge,
 Daß ich kaum sie zählen mag.

Dieser hier in grauem Haar
 Ist ein Junker wohl vom Lande;
 Spröde halt' ich ihn am Bande
 Und ich führ' ihn zum Altar. —
 40 Nach Paris! — Ein lustig Leben!
 Brummt der Mann, so lach' ich eben,
 Bleibt doch alles, wie es war. —

Kommt das grämliche Gesicht,
 Kommt die Alte da mit Reuchen,
 45 Lieb' und Lust mir zu verschenken,
 Eh' die Jugend mir gebriecht? —
 Ach! die Mutter ist's, die aufwacht
 Und den Mund, zu schelten, aufmacht. —
 Mein, die Karten lügen nicht!

2. Die rote Hanne oder das Weib des Wilddiebes.

Den Säugling an der Brust, den zweiten
 Der Knaben auf dem Rücken, führt
 Sie an der Hand den Erstgeborenen,
 Der fast entkleidet, barfuß friert.
 5 Den Vater haben sie gefangen,
 Er küßt im Kerker seinen Mut;
 Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
 Der Wilddieb sitzt in sicherer Hut.

Ich sah sie oft in bessern Tagen,
 10 Schulmeisters liebes Töchterlein;
 Sie spann und sang und las und nähte,
 Ein herzig Kind und schmuck und fein;
 Beim Sonntagstanz im Kreis der Linden,
 Wie war sie froh und wohlgemut!
 15 Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
 Der Wilddieb sitzt in sicherer Hut.

Ein junger, hübscher, reicher Pächter
 Versprach ihr einst ein beßres Glück;
 Ihr rotes Haar, das ward verspottet,
 20 Der reiche Freier trat zurück;
 Es kamen andre, gingen wieder;
 Sie hatte ja kein Heiratsgut.
 Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
 Der Wilddieb sitzt in sicherer Hut.
 25 Ein Taugenichts war schnell entschlossen:
 Ich nehme dich, blond oder rot;
 Drei Büchsen hab' ich, weiß die Schliche,
 Der Förster macht mir keine Not;
 Den Schwarzrock will ich auch bezahlen,
 30 Des Sprüchlein uns zusammenzut.
 Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
 Der Wilddieb sitzt in sicherer Hut.
 Sie sprach nicht nein; mit sanfter Lockung
 Gebot Natur in ihrer Brust,
 35 Und dreimal ward allein im Walde
 Sie Mutter unter bitterer Luft;
 Die Kinder treiben und gedeihen,
 Ein blühend frisch gesundes Blut.
 Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
 40 Der Wilddieb sitzt in sicherer Hut.
 Des treuen Weibes nächt'gen Jammer
 Erhellet noch ein milder Schein;
 Sie lächelst, ihre Kleinen werden
 Schwarzlockig wie der Vater sein;
 45 Sie lächelst; ach! aus ihrem Lächeln
 Schöpft der Gefangne frischen Mut.
 Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
 Der Wilddieb sitzt in sicherer Hut.

3. Der Bettler.

Ich will in dieser Rinne sterben,
 Bin alt und siech genug dazu;
 Sie mögen mich „betrunken“ schelten,
 Mir recht! sie lassen mich in Ruh'.
 5 Die werfen mir noch ein'ge Groschen,
 Die wenden ab ihr Angesicht;
 Ja, eilt nur, eilt zu euren Festen!
 Zum Sterben brauch' ich euch doch nicht.

Vor Alter muß ich also sterben,
 10 Man stirbt vor Hunger nicht zumal;
 Ich hofft' in meinen alten Tagen
 Zuletzt noch auf ein Hospital.
 So viel des Glends gibt's im Volke;
 Man kommt auch nirgend's mehr hinein;
 15 Die Straße war ja meine Wiege,
 Sie mag mein Sterbebett auch sein.

Lehrt mich ein Handwerk, gebt mir Arbeit,
 Mein Brot verdienen will ich ja! —
 Geh betteln! hieß es; Arbeit? Arbeit?
 20 Die ist für alle Welt nicht da.
 Arbeite! schrien mich an, die schmauften,
 Und warfen mir die Knochen zu.
 Ich will den Reichen doch nicht fluchen;
 Ich fand in ihren Scheunen Ruh'.

Ich hätte freilich stehlen können,
 Mir schien zu betteln minder hart;
 Ich habe höchstens mir am Wege
 Ein paar Kartoffeln ausgescharrt;
 Und immer allerorten steckte
 30 Die Polizei mich dennoch ein,
 Mir raubend meine einz'ge Habe —
 Du, Gottes Sonne, bist ja mein!

Was kümmern mich Gesetz und Ordnung,
 35 Gewerb' und bürgerliches Band?
 Was euer König, eure Kammern?
 Sagt, hab' ich denn ein Vaterland?
 Und dennoch, als in euern Mauern
 Der Fremde Herr zu sein gemeint,
 Der Fremde, der mich reichlich speiste,
 40 Ich Narr, wie hab' ich da geweint!

Ihr hättet mich erdrücken sollen,
 Wie ich das Licht der Welt erblickt;
 Ihr hättet mich erziehen sollen,
 Wie sich's für einen Menschen schickt;
 45 Ich wäre nicht der Wurm geworden,
 Den ihr euch abzuwehren sucht;
 Ich hätt' euch brüderlich geholfen
 Und euch im Tode nicht geslucht.

4. Prophezeiung des Nostradamus auf das Jahr MM.

Schreibt Nostradamus, der die Zeit beschwören
 Und aus den Sternen konnte prophezein:
 Im Jahr Zweitausend wird von Jubelchören
 Das glückliche Paris durchtönet sein;
 5 Man wird nur einer Stimme Mißlaut hören,
 Die wird am Fuß des Louvre kläglich schrein:
 Ihr glücklichen Franzosen, wollt des armen,
 Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Aus Rom gekommen, wird ein siecher Greise,
 10 Ein armer Lazarus, den Ruf erheben
 Und einem weiten, dichtgedrängten Kreise
 Von Straßenjungen sich zum Schauspiel geben;
 Drauf gibt ihm ein Senator streng Verweise:
 „Hört, Freund! hier darf von Betteln keiner leben.“ —
 15 „Ihr werdet doch, mein gnäd'ger Herr, des armen,
 Des letzten Königs Frankreichs Euch erbarmen!“

„Bist wirklich du von jener Sippe?“ — „Ja!
 Der ich zu Rom zur Papstzeit noch die Krone
 In meines Anherrn Händen schimmern sah.
 20 Er mußte sie verkaufen; die Spione,
 Die Skribler und die Helfer heischten da
 Den vollen Goldeswert zu ihrem Lohne.
 Ein Stab ist nun mein Zepher. Wollt des armen,
 Des letzten Königs Frankreichs Euch erbarmen!“

Mein Vater starb bejahrt im Schuldenturme;
 25 Er hatte mir ein Handwerk unter sagt;
 Ich bettle. Hart erweist ihr euch dem Wurme,
 Ihr Glückeskinder, sei es Gott geklagt!
 Ich komme her, verschlagen von dem Sturme;
 30 Ihr habt so oft die Meinen weggeagt;
 O, wollt doch, da ihr glücklich seid, des armen,
 Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!“

Wird der Senator bei der Hand ihn fassen
 Und sprechen: „Komm mit mir nach meinem Gute!
 35 Wir hören auf, die Könige zu hassen;
 Die letzten küssen höflich unsre Rute;
 Darfst dem Senat dein Schicksal überlassen.
 Der ich aus altem Königsmörderblute
 Entsprungen bin, ich will indes des armen,
 40 Des letzten Königs Frankreichs mich erbarmen.“

Und Nostradamus schreibt: Dem Fürsten spenden
 Wird der Senat zweitausend Franken jährlich;
 Der Alte wird zum Guten noch sich wenden,
 Als Mair' von Saint Cloud wird er schlicht und ehrlich,
 45 Ein wackerer Bürger, seine Laufbahn enden. —
 Die Chronik macht's der Nachwelt dann erklärlich,
 Wie Frankreich sich im Glücke seines armen
 Und letzten Königs mochte mild erbarmen.

Nach dem Dänischen von Andersen.

1. Märzveilchen.

Der Himmel wölbt sich rein und blau;
 Der Reif stellt Blumen aus zur Schau.
 Am Fenster prangt ein flimmernder Flor;
 Ein Jüngling steht, ihn betrachtend, davor.
 5 Und hinter den Blumen blühet noch gar
 Ein blaues, ein lächelndes Augenpaar.
 Märzveilchen, wie jener noch keine gesehn!
 Der Reif wird angehaucht zergehen.
 Eisblumen fangen zu schmelzen an —
 10 Und Gott sei gnädig dem jungen Mann!

2. Muttertraum.

Die Mutter betet herzlich und schaut
 Entzückt auf den schlummernden Kleinen;
 Er ruht in der Wiege so sanft, so traut;
 Ein Engel muß er ihr scheinen.
 5 Sie küßt ihn und herzt ihn; sie hält sich kaum,
 Vergessen der irdischen Schmerzen;
 Es schweift in der Zukunft ihr Hoffnungsraum;
 So träumen Mütter im Herzen.
 Der Raub' indes mit der Sippschaft fein
 10 Kreischt draußen am Fenster die Weise:
 Dein Engel, dein Engel wird unser sein!
 Der Räuber dient uns zur Speise!

3. Der Soldat.

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang,
 Wie weit noch die Stätte! der Weg wie lang!
 O, wär' er zur Ruh' und alles vorbei!
 Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei!

5 Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
 Nur ihn, dem jetzt man den Tod doch gibt.
 Bei klingendem Spiele wird paradiert;
 Dazu bin auch ich kommandiert.

10 Nun schaut er auf zum letztenmal
 In Gottes Sonne freudigen Strahl; —
 Nun binden sie ihm die Augen zu —
 Dir schenke Gott die ewige Ruh'!

Es haben die Neun wohl angelegt;
 Acht Kugeln haben vorbeigefegt.
 15 Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz —
 Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz.

4. Der Spielmann.

Im Städtchen gibt es des Jubels viel,
 Da halten sie Hochzeit mit Tanz und mit Spiel;
 Den Fröhlichen blinket der Wein so rot,
 Die Braut nur gleicht dem getünchten Tod.

5 Ja, tot für den, den nicht sie vergißt,
 Der doch beim Fest nicht Bräutigam ist;
 Da steht er inmitten der Gäste im Krug
 Und streichet die Geige lustig genug!

10 Er streichet die Geige, sein Haar ergraut;
 Es springen die Saiten gellend und laut;
 Er drückt sie ans Herz und achtet es nicht,
 Ob auch sie in tausend Stücken zerbricht.

Es ist gar grausig, wenn einer so stirbt,
 Wann jung sein Herz um Freude noch wirbt;
 15 Ich mag und will nicht länger es sehn;
 Das möchte den Kopf mir schwindelnd verdrehn. —

Wer heißt euch mit Fingern zeigen auf mich?
 O Gott! bewahr' uns gnädiglich,
 20 Daß keinen der Wahnsinn übermannt!
 Bin selber ein armer Musikant.

Der Müllergefell.

(Frei nach dem Dänifchen des Anderfen.)

Ich hab' in diefer Mühle gedienet schon als Kind;
Die Tage meiner Jugend mir hier entfchwunden find.
Wie war des Müllers Tochter fo herzlich und fo traut!
Wie hat man zu den Augen ihr in das Herz gefchaut!

5 Sie feste fich vertraulich am Abend oft zu mir;
Wir fprachen viel zufammen, und alles fagt' ich ihr;
Sie theilte meinen Kummer und theilte meine Luft —
Das eine nur verfchwieg ich, die Lieb' in meiner Bruft.

Das hätte fie gefehen, wenn selber fie geliebt.

10 Ist's denn das Wort, das arme, das die Verftänd'gung gibt?
Ich fprach zu meinem Herzen: Laß fahren und fei ftill!
Für dich, du armer Bursche, fich's doch nicht fchicken will.

Und wie ich ftill mich härmte, da fprach fie liebereich:
„Wie haft du dich verändert, wie bift du worden bleich!
15 Mußt wieder fröhlich werden! mir ift um dich fo bang!“
So kam's, daß ich aus Liebe die Liebe felbft bezwang.

Sie kam mir nachgefprungen einft bei der Felfenwand;
Ihr Auge ftrahlte heller; fie faßte meine Hand:
„Nun mußt du Glück mir wünfchen, du grüßeft eine Braut,
20 Und du, du bift der erfte, dem ich mein Glück vertraut.“

Wie ich die Hand ihr küßte, verbarg ich mein Geficht;
Es flossen meine Tränen, und reden konnt' ich nicht;
Es ward mir, als verchlänge vor mir zur felb'gen Stund'
Mein Denken und mein Hoffen der Erde tieffter Grund.

25 Am Abend war Verlobung, wobei ich selber war;
Ich faß am Ehrenplaze vor dem beglückten Paar;
Man ließ die Gläfer klingen und stimmte Lieder an;
Ich mußte fröhlich fcheinen, da fie mich alle fah.

Es ging am andern Morgen mir in dem Kopf herum;
30 Inmitten ihrer Freude war ich verwirrt und ftumm.
Was fehlte mir? Nur eines! Es war fo wunderfam;
Sie liebten ja mich alle, fie felbft, ihr Bräutigam.

Sie trugen mich auf Händen und wußten nicht mein Weh
Wie fie einander liebten und kof'ten, daß ich's feh',
35 Kam mir die Luft, zu wandern weit in die Welt hinein.
Ich schnürte gleich mein Bündel; gefchieden muß' es fein.

Ich hat: „Laßt jetzt mich sehen die Welt und ihre Lust!“

Ich meinte nur: vergessen die Welt in meiner Brust.

Sie sah mich an und sagte: „O Gott! was fällt dir ein?

40 Wir lieben dich so herzlich; wo kannst du besser sein?“

Da stürzten meine Tränen. Diesmal war's guter Brauch

Man weint ja, wenn man scheidet: sie sagt' es selber auch.

Sie haben mich geleitet, als ich mich fortgemacht, —

Sie haben krank zum Sterben mich wieder heimgebracht.

45 Sie pflegen in der Mühle mich gar mit Zärtlichkeit,

Sie kommt mit ihrem Liebsten zu mir zu aller Zeit.

Im Juli wird die Hochzeit; sie aber wollen's so:

Ich soll mit ihnen ziehen und werden wieder froh.

Ich höre stumm dem Brausen des Wasserrades zu

50 Und denke: Tief da unten, da sänd' ich erst die Ruh'!

Dann wär' ich ohne Schmerzen und ledig aller Pein!

Das wollen ja die beiden: ich soll zufrieden sein.

Roland ein Roßkamm.

(Orlando furioso 30. 5.)

Herr Roland ein seltsamer Roßkamm,

Als feil er die Stute bot.

Ausnehmend schön war die Stute,

Sie aber war leider tot.

5 „Sieh her, die vortreffliche Stute,

Du kaufst sie, das sag' ich dir!

Mein Ohm, der mächtige Kaiser,

Besitzt kein schöneres Tier.

Betrachte den Hals und die Hüften,

10 Den zierlichen Gliederbau!

Kein Fehler an ihr zu rügen,

Und forschtest du noch so genau.

Ist leider sie tot, was verschlägt das?

Ein Unglück ist es doch nur,

15 Kein Fehler; es lieget das Totsein

In solcher Stuten Natur.

Sieh her, die un'adlige Stute,

Du kaufst sie, das sag' ich dir!

Mein Ohm, der mächtige Kaiser,

20 Besitzt kein schöneres Tier.“ —

Ist musterhaft auch geschrieben
 Und regelrecht das Gedicht,
 Wir kaufen die tote Stute,
 Wir lesen die Verse doch nicht.

Hans Jürgen und sein Kind.

„Hans Jürgen, läßt du das Trinken nicht sein
 Und läßt nicht vom leidigen Branntwein,
 Du wirst zur Verzweiflung mich bringen;
 Im Weiher dort ist's bald geschehn,
 5 Da wirst du dein Kind mich ertränken sehn,
 Mich selbst hinunterspringen.“ —

„Ach, Frau, sei mir darum nicht gram,
 Weiß selber kaum, wie gestern es kam,
 Der goldene Löw' ist schuldig;
 10 Ich kam an der Schenke vorüber und sann;
 Das Tier mich anzuglozen begann;
 Der Löw', er gleißte so guldig.

Ich ging hinein, das war nicht gut;
 Ich trank, hinaus zu gehn, mir Mut,
 15 Kam unter dem Tische zu liegen;
 Wenn abermals es dem Teufel gelang,
 Sei, liebes Herz, darum nicht bang!
 Er soll nicht wieder mich kriegen.

Die Augen zu! Ein Wort, ein Mann!
 20 Ich bringe dir heut, was ich alles gewann.
 Und eine trockene Kehle.“

So ging er zu seinem Meister hin;
 Es lag ihm schwer in seinem Sinn,
 Es quält' ihn in seiner Seele.

Und als es Feierabend war,
 Und heim er kam, da fühlt' er gar
 Den leidigen Durst ihn beißen.
 Die Augen zu! Er kam mit Glück
 Der Klippe vorbei, da schaut' er zurück;
 30 Er sah den Löwen so gleißen.

„Jedweder Tugend ihren Lohn!
 Verdient, wahrhaftig, hab' ich ihn schon;
 Ein Schluck darauf wird schmecken!“

85 Und käumelnd gelangt' er und spät nach Haus;
Die Frau saß da, sah finster aus;
Er mußte vor ihr erschrecken.

Sie prüft' ihn mit den Augen stumm;
Es ging ihm seltsam im Kopf herum,
Gedenkend der eigenen Schwüre.
40 Sie aber schritt zu der Wiege hin
Und nahm das Kind, das gelegen darin,
Und eilte hinaus zur Türe.

Er ist da nüchtern geworden fast;
Ein kaltes Entsetzen hat ihn erfaßt: —
45 „Dahin, dahin gekommen! —
Sans Fürgen, rette, rette dein Kind!
Zum Weiher, zum Weiher! geschwind, geschwind!
Sie hat den Weg genommen.“ —

Er eilt ihr nach im vollen Lauf;
50 Ein Plätschern schallt vom Weiher herauf, —
Nur noch die Mutter zu sehen: —
Zurück! das Kind, ich hol' es hervor; —
Noch halten's die schwimmenden Tücher empor;
Zurück! genug ist geschehen. —

Er schreit es und springt in das Wasser hinein; —
Das Wasser, das mochte so tief nicht sein,
Die Beute leicht zu erhalten.
Er trägt das Wickelkind im Arm
Und drückt's an die Brust so innig und warm
60 Und steigt aus dem Bade, dem kalten. —

„An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!
Doch mußt du mich nicht so krasen.“
Ein gutes, schönes Kind, allein
65 Es kraset doch ganz ungemein:
„Was hast denn du für Tazen?“

Und wie er's näher untersucht,
Erkennt er den schwarzen Kater und flucht,
Den Kater, ihm zum Poffen. —
70 „Ach Frau, ach Frau, wo bist denn du?“ —
Die sitzt zu Hause, die Türe ist zu;
Die Türe bleibt verschlossen. —

„Ach Frau, das ist ein frostiger Spaß!
Es ist so kalt, ich bin so naß.“ —

75 Die Türe bleibt verschlossen;
Und wie er pocht und flucht und lärmt
Und fleht und winselt und sich härmt,
Die Türe bleibt verschlossen.

80 Die Nachbarnleute, die Gäste zuhauf
Vom goldenen Löwen paßten wohl auf,
Das kann leicht einer sich denken;
Die haben wacker ihn ausgelacht
Und haben ein Lied auf ihn gemacht
Und singen's in allen Schenken:

85 „Hans Fürgen, rette, rette dein Kind!
Zum Weiher, zum Weiher! geschwind, geschwind!
Doch lasse dich ja nicht fragen!
Und schmeckt, Hans Fürgen, der Branttewein,
Komm her zu dem goldenen Löwen herein;
90 Wir singen ein Lied dir zum Blasen.“

Böser Markt.

Einer kam vom Königsmahle
In den Park sich zu bewegen;
Aus dem Busch mit einem Male
Trat ein anderer ihm entgegen;
5 Zwischen Rock und Kamisole
Griff der schnell, und die Pistole
Setzt er jenem auf die Brust.

„Leise, leise! muß ich bitten;
Was wir hier für Handel treiben,
10 Mag vom unberufenen Dritten
Füglich unbelauschet bleiben.
Wollt Ihr Uhren nebst Gehenken
Wohl verkaufen? nicht verschenken;
Nehmt drei Bagen Ihr dafür?“ —

15 „Mit Vergnügen!“ — „Nimmer richtig
Ist die Dorfuhz noch gegangen;
Tut der Küster auch so wichtig,

20 Weiß er's doch nicht anzufangen;
 Jeder weiß in unsern Tagen,
 Was die Glocke hat geschlagen;
 Gottlob! nun erfahr' ich's auch.

25 Sagt mir ferner, könnt Ihr wissen,
 Was da blinkt an Euren Fingern?
 Meine Hausfrau, sollt Ihr wissen,
 Ist gar arg nach solchen Dingen;
 Solche Ringe, solche Sterne,
 Wie Ihr da habt, kauf' ich gerne;
 Nehmt drei Bagen Ihr dafür?" —

30 „Mit Vergnügen!“ — „Habt Ihr künftig
 Mehr zu handeln, laßt mich holen;
 Edel seid Ihr und vernünftig,
 Und ich lob' Euch unverhohlen.
 Gleich mich dankbar Euch zu zeigen,
 Laß ich jede Rücksicht schweigen
 35 Und verkauf' Euch, was Ihr wollt.

Seht den Ring da, den ich habe;
 Nur von Messing, schlecht, unscheinbar,
 Aber meiner Liebsten Gabe!
 40 Ach, sie starb und ließ mich einsam!
 Nicht um einen Goldeshaufen ...!
 Aber Ihr, wollt Ihr ihn kaufen,
 Gebt mir zehn Dukaten nur.“ —

45 „Mit Vergnügen!“ — „Ei! was seh' ich?!
 Schöner Beutel, goldgeschwollen,
 Du gefällst mir, das gesteh' ich;
 Die Pistole für den vollen!
 Sie ist von dem besten Meister,
 Ruchenreuter, glaub' ich, heißt er,
 Nehmt sie für den Beutel hin!“ —

50 „Mit Vergnügen! Nun, Geselle,
 Ist die Reih' an mich gekommen!
 Her den Beutel auf der Stelle!
 Her, was du mir abgenommen!
 Gib mir das Geraubte wieder,
 55 Gleich! ich schieße sonst dich nieder,
 Wie man einen Hund erschießt!“ —

„Schießt nur, schießt nur! Wahrlich, Schaden
 Wärt Ihr fähig anzurichten,
 Wäre nur das Ding geladen.
 60 Ihr gefällt mir so mit nichten.
 Unfein dürft' ich wohl Euch schelten:
 Abgeschlossene Händel gelten,
 Merkt es Euch und — gute Nacht!“

 Ihn verlachend unumwunden,
 65 Langgebeint, mit leichten Säzen,
 War er in dem Busch verschwunden
 Mit den eingetauschten Schätzen.
 Jener, mit dem Ruchenreuter
 In der Hand, sah nicht gescheiter
 70 Aus, als augenblicks zuvor.

Der rechte Barbier.

Und soll ich nach Philisterart
 Mir Kinn und Wange puzen,
 So will ich meinen langen Bart
 Den letzten Tag noch nutzen.
 5 Ja, ärgerlich, wie ich nun bin,
 Vor meinem Groll, vor meinem Kinn
 Soll mancher noch erzittern!

 „Holla! Herr Wirt, mein Pferd! macht fort!
 Ihm wird der Hafer frommen.
 10 Habt Ihr Barbierer hier im Ort?
 Laßt gleich den rechten kommen.
 Waldbaus, waldein, verfluchtes Land!
 Ich ritt die Kreuz und Quer und fand
 Doch nirgends noch den rechten.

 15 „Tritt her, Bartzpuzer, aufgeschaut!
 Du sollst den Bart mir krazen;
 Doch kizlig sehr ist meine Haut,
 Ich biete hundert Bazen;
 Nur, machst du nicht die Sache gut,
 20 Und fließt ein einz'ges Tröpflein Blut, —
 Führt dir mein Dolch ins Herze.“

Das spitze, kalte Eisen sah
 Man auf dem Tische blicken,
 Und dem verwünschten Ding gar nah
 25 Auf seinem Schemel sitzen
 Den grim'm'gen, schwarzbehaarten Mann
 Im schwarzen, kurzen Wams, woran
 Noch schwärz're Troddeln hingen.

Dem Meister wird's zu grausig fast;
 30 Er will die Messer wehen;
 Er sieht den Dolch; er sieht den Gast;
 Es packt ihn das Entsetzen;
 Er zittert wie das Espenlaub,
 Er macht sich plötzlich aus dem Staub
 35 Und sendet den Gefellen.

„Einhundert Bagen mein Gebot,
 Falls du die Kunst besitzest;
 Doch, merk' es dir, dich stech' ich tot,
 40 So du die Haut mir ritzest.“
 Und der Gefell: „Den Teufel auch!
 Das ist des Landes nicht der Brauch.“
 Er läuft und schickt den Jungen.

„Bist du der Rechte, kleiner Molch?
 45 Frisch auf! fang an zu schaben;
 Hier ist das Geld, hier ist der Dolch,
 Das beides ist zu haben!
 Und schneidest, ritzest du mich bloß,
 So geb' ich dir den Gnadenstoß;
 Du wärest nicht der erste.“

Der Junge denkt der Bagen, drückt
 50 Nicht lang und ruft verwegen:
 „Nur still gefessen! nicht gemückt!
 Gott geb' Euch seinen Segen!“
 Er seigt ihn ein ganz unverdunkt,
 55 Er weßt, er stuzt, er kratzt, er pußt:
 „Gottlob! nun seid Ihr fertig.“

„Nimm, kleiner Knirps, dein Geld nur hin;
 Du bist ein wahrer Teufel!
 60 Kein andrer mochte den Gewinn,
 Du hegstest keinen Zweifel;

Es kam das Zittern dich nicht an,
Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
So stach ich dich doch nieder."

65 „Ei! guter Herr, so stand es nicht,
Ich hielt Euch an der Kehle;
Verzucket Ihr nur das Gesicht
Und ging der Schnitt mir fehle,
So ließ ich Euch dazu nicht Zeit;
70 Entschlossen war ich und bereit,
Die Keh! Euch abzuschneiden." —

„So, so! ein ganz verwünschter Spaß!"

Dem Herrn ward's unbehäglich;
Er wurd' auf einmal leichenblaß
Und zitterte nachträglich:

75 „So, so! das hatt' ich nicht bedacht,
Doch hat es Gott noch gut gemacht;
Ich will's mir aber merken."

Hans im Glücke.

„Willst zurück zu deiner Mutter?
Hans, du bist ein braver Sohn;
Hast gedient mir treu und redlich;
Wie die Dienste, so der Lohn.
5 Gebe dir zu deinem Sold
Diesen Klumpen da von Gold;
Bist du mit dem Lohn zufrieden,
Hans im Glücke?"

10 „Ja, zufrieden! und die Mutter,
Ja, die gute Mutter soll
Mich beloben und sich freuen;
Alle Hände bring' ich voll.
Alles, alles trifft mir ein,
15 Muß ein Sonntagskind wohl sein
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!"

Und er ziehet seine Straße
Küstig, frisch und frohgesinnt;
Doch es sticht ihn bald die Sonne,
20 Die zu steigen schon beginnt,

Und der Klumpen Gold ist schwer,
Drückt die Schulter gar zu sehr.
Du erliegest unterm Golde,
Hans im Glücke!

25 Kommt ein Reiter ihm entgegen; —
„Schimmel! ei, du muntres Tier!
Aber schleppen muß ich, schleppen
Den verwünschten Klumpen hier;
So ein Reiter hat es gut,
30 Weiß nicht, wie das Schleppen tut;
Hätt' ich diesen Schimmel, wär' ich
Hans im Glücke.“ —

„Bümmel, sage mir, was ist es,
Was du da zu schleppen hast?“ —
35 „Nichts als Gold, mein werter Ritter!“ —
„Gold?“ — „und mich erdrückt die Last“ —
„Nimm dafür den Schimmel!“ — „Topp! —
Und so reit' ich, hop, hop, hop!
Trabe, Schimmel! trabe, Schimmel!
40 Hans im Glücke.“

„Hop, hop, hop! der dumme Teufel
Schwigt nun unter meinem Schatz;
Hop, hop! Hop, hop! sachte, Schimmel!
Pfei dich!“ — Plaus! ein Seitensatz,
45 Und er lieget da zum Spott,
Danket aber seinem Gott,
Daß er nicht den Hals gebrochen,
Hans im Glücke.

Kommt ein Bauer, treibt gemächlich
Vor sich hin ein magres Kind;
50 „Halt den Schimmel! halt den Schimmel!“
Schreit ihn an das Glückeskind.
„Ja! es lief sehr glücklich ab;
Aber hart ist doch der Trab,
55 Und ich will nicht wieder reiten,
Hans im Glücke!“

Eine Kuh gibt Milch und Butter;
Der Besitzer hat's nicht schlecht. —
60 „Wollt Ihr mit den Tieren tauschen?
Mir ist schon der Schimmel recht.“ —

„Mit den Tieren tauschen?! Topp!
 Trabe, Bauer, hop, hop, hop!“
 Selig, überselig preist sich
 Hans im Glücke.

65 „Erst den Dienst und dann die Bürde,
 Wieder nun den Schimmel los!
 Immer besser! immer besser!
 Nein, mein Glück ist allzu groß! —
 Und im heißen Sonnenschein
 70 Findet bald der Durst sich ein:
 Hast ja deine Kuh zu melken,
 Hans im Glücke.“ —

Melken also; er versucht es,
 Nicht gedeiht es ganz und gar,
 75 Weil er melken nicht gelernt hat,
 Und die Kuh ein Ochse war;
 Und er stößt und wehret sich:
 „Prr! prr! ruhig! denkst du mich?
 Wilde Bestie, totzuschlagen?
 80 Hans im Glücke.“ —

Und des Weges zog ein Metzger,
 Der ein Schwein zur Metzsig trieb:
 „Esel, bleibe von dem Ochsen,
 85 Hast du deine Knochen lieb!“
 „Von dem Ochsen?!“ — „Tritt zurück!“
 „Ist's ein Ochse? welch ein Glück!
 Ich erfahr' es noch beizeiten,
 Hans im Glücke.“

„Aber ach! die Milch? die Butter?
 90 Nun! der wird zu schlachten sein.
 Aber Schweinefleisch ist besser,
 Und ich lobe mir das Schwein;
 Schweinebraten, Rippenspeer,
 Speck und Schinken, ja, noch mehr,
 95 Frische Wurst und Metzelsuppe!
 Hans im Glücke!“ —

„Dieses alles kannst du haben,
 Gib dafür den Ochsen hin;
 „Willst du tauschen?“ — „Herzlich gerne!
 100 Ja, der Handel ist Gewinn.“

Auf! mein Schweinchen, trabe du
 Lustig unserm Dorfe zu!
 Ja, die Mutter wird mich loben,
 Hans im Glücke!“ —

105 Und es hat ein loser Bube
 Bei dem Handel ihn belauscht,
 Hätte gern auf gute Weise
 Sich von ihm das Schwein ertauscht,
 Kommt daher mit einer Gans,
 110 Schaut das Schwein an, dann den Hans:
 „Hast du selbst das Schwein gestohlen,
 Hans im Glücke?“ —

„Schwein gestohlen?!“ — „Wie denn anders
 Ja, das ist gestohl'nes Gut.
 115 Sei du mir im nächsten Dorfe
 Vor dem Schulzen auf der Hut!
 Auf der Inquisitenbank,
 Dort im Amtshaus . . .“ — „Gott sei Dank!
 Das erfahr' ich noch beizeiten,
 120 Hans im Glücke!“ —

„Nun! dir wäre schon zu helfen,
 Mach' ich doch mir nichts daraus;
 Gib das Schwein und nimm den Vogel
 Ich gehöre hier zu Haus,
 125 Weiß die Schliche durch den Wald;
 Man ertappt mich nicht so bald.“ —
 „Ei! schon wieder außer Sorgen,
 Hans im Glücke!“

Treuen wird sich doch die Mutter;
 Eine Gans ist gar kein Hund,
 Und nach gutem Gänsebraten
 Wässert lange mir der Mund;
 Und das edle Gänsefett
 Und die Daunen für das Bett!
 135 Ei! wie wirst darauf du schlafen,
 Hans im Glücke!

Nicht das Beste zu vergessen:
 Auch der Federtiele viel!
 Nichts ist mächtiger auf Erden
 140 Als ein solcher Gänsekiel,

Wenn der Kantor Wahres spricht;
 Aber schreiben kannst du nicht;
 Hättest schreiben du gelernt,
 Hans im Glück!“ —

145 Und ein lust'ger Scherenschleifer
 Kam daher die Straß' entlang,
 Machte Halt mit seinem Karren,
 Rieb die Hände sich und sang:
 „Geld im Sack und nimmer Not;
 150 Meine Kunst ist sichres Brot.“ —
 „Könnst' ich diese Kunst, so wär' ich
 Hans im Glück!“ —

„Perl, wo hast du diese Gans her?“
 „Hab' getauscht sie für mein Schwein.“ —
 155 „Und dein Schwein?“ — „Für meinen Döfjen.“ —
 „Diesen?“ — „Für den Schimmel mein.“
 „Und den Schimmel?“ — „Für mein Gold.“ —
 „Gold?“ — „Ja, meiner Dienste Sold.“ —
 „Blij! du hast dich stets gebessert,
 160 Hans im Glück!“ —

Aber eins mußt du bedenken!
 Eine Gans ist bald verzehrt;
 Mußt auf eine Kunst dich legen,
 Die ein sichres Brot gewährt.“ —
 165 „Meister! Ja, das mein' ich auch;
 Lehrt mich Scherenschleifer-Brauch!
 Bin ich Scherenschleifer, bin ich
 Hans im Glück!“ —

„Willst dafür die Gans mir geben?“ —
 170 „Ja, es lohnet wohl der Kauf.“ —
 Zwei der Steine, die da lagen,
 Hebt der Schalk vom Boden auf,
 Wohlgerundet, glatt und rein,
 Nicht zu groß und nicht zu klein:
 175 „Wirst ein tücht'ger Scherenschleifer,
 Hans im Glück!“ —

Her die Gans, und nimm die Steine,
 Trage sie im Arme, so!
 Auf dem Klopft du, auf dem schleiffst du,
 180 Und das ist das A und O!

Geld im Sack und nimmer Not;
 Deine Kunst ist sichres Brot;
 Alles andre wird sich finden,
 Hans im Glücke!" —

185 Und er nimmt mit Hans und Karren
 Schnell den nächsten Seitensteg;
 Hans mit seinen Steinen ziehet
 Jubilierend seinen Weg:
 „Alles, alles trifft mir ein,
 190 Muß ein Sonntagskind wohl sein
 Und auf Glückeshaut geboren,
 Hans im Glücke." —

Aber späte war's geworden,
 Fern das Dorf, und Essenszeit,
 195 Nichts gegessen, nichts getrunken,
 Hunger, Durst und Müdigkeit;
 Und die Steine waren schwer,
 Drückten, wie das Gold, auch sehr:
 „Holte die der Teufel, wär' ich
 200 Hans im Glücke!" —

Dort am Brunnen will er trinken,
 Setzt wie ein bedächt'ger Mann
 Auf den Rand die Steine nieder,
 Schaut sich um und stößt daran;
 205 „Plump!" sie liegen in dem Grund,
 Und er lacht den Bauch sich rund:
 „Auch der Wunsch ist eingetroffen,
 Hans im Glücke!

Zu der Mutter!" ruft er freudig,
 210 „Zu der Mutter, leicht zu Fuß!
 Sollst mich loben! sollst dich freuen!
 Bringe Glückesübersfluß;
 Alles, alles trifft mir ein,
 Muß ein Sonntagskind wohl sein
 215 Und auf Glückeshaut geboren,
 Hans im Glücke!" —

Das Urteil des Schemjaka.

(Russisches Volksmärchen.)

„Hilf, Bruder, lieber Bruder mein,
 Hilf, Reicher du, dem Armen!
 Wirst gegen mich doch menschlich sein,
 Wirst meiner dich erbarmen;
 5 Leih mir den Gaul auf einen Tag,
 Daß ich zu Holze fahren mag;
 Gar grausam ist der Winter!“

„Dich lehrt das Roß, das du verlangst,
 Die Zunge zu bewegen;
 10 Wann erst du an zu betteln faugst,
 Wird's nicht so bald sich legen.
 So nimm es hin und schier dich fort
 Und sieh dich vor! denn auf mein Wort:
 Heut ist's zum letzten Male!“

„Hilf, Bruder, lieber Bruder mein,
 Hilf, Reicher du, dem Armen!
 Wirst gegen mich doch menschlich sein,
 Wirst meiner dich erbarmen;
 15 Du gibst das Kummer noch daran,
 20 Daß ich zu Holze fahren kann;
 Du leihst mir noch das Kummer?“

„Wirst mich in einem Atemzug
 Um Haus und Hof noch bitten;
 Du hast das Roß, das ist genug,
 25 Hier, Punktum! abgeschnitten.
 Was zauderst du? So schier dich fort,
 Du kriegst es nicht, nein! auf mein Wort,
 Ich leihe dir kein Kummer!“

„Und gab er nicht das Kummer her,
 30 Wird nur der Gaul es büßen,
 Wird mit dem Schwanze weit und schwer
 Den Schlitten ziehen müssen.
 Noch diese Scheiter obenauf, —
 Nun ist's gepackt; lauf, Schimmel, lauf!
 35 Heut gilt's zum letzten Male.“

Und wie er kam in seinem Stolz,
 Nichts ahnend von Gefahren,
 Mit einem tücht'gen Fuder Holz
 Den Hof hinangefahren,

40 Erlitt er Schiffbruch schon am Ziel; —
 Es stolperte der Gaul und fiel
 Und riß sich, ach! den Schwanz aus.

„Hier, Bruder, lieber Bruder, schau!
 Hier hast den Gaul du wieder;
 45 Nimm's, Bruderherz, nicht zu genau,
 Er hat gesunde Glieder;
 Er ist noch gut, er ist noch ganz;
 Es fehlt ihm nichts als nur der Schwanz
 Der Schwanz — ist ausgerissen.“

50 „Und hast du mir mein gutes Pferd
 Verstümmelt und geschändet,
 Und zahlst du mir nicht gleich den Wert,
 So weiß ich, wie das endet:
 Schemjáka spricht, der Richter, schon
 55 Mit dir aus einem andern Ton;
 Du folgst mir vor den Richter!“

Dem Armen, der die Sach' ermißt,
 Behaget schlecht das Wandern;
 Weil's aber doch nicht anders ist,
 60 So folgt er still dem andern.
 Sie kamen, wo zur rechten Hand
 Am Weg die weiße Schenke stand;
 Zeit war es, einzufehren.

Gleich ward der grüne Brantwein
 65 Dem Reichen aufgetragen;
 Mit trank der Wirt, das muß so sein;
 Dem Armen knurrt der Magen;
 Er steigt auf die Ofenbank,
 Verschlafen will er Speis' und Trank;
 70 Er hat's nicht zu bezahlen.

Der Hunger ist ein scharfer Gast,
 Der Schlaf hat seine Launen;
 Er findet oben keine Rast,
 Er hört sie unten raunen;
 75 Er dreht sich hin, er dreht sich her
 Und stürzt am Ende plump und schwer
 Herunter auf die Wiege.

„Mein Kind! mein Kind! es ift erftickt!
 Der hat den Mord begangen!
 80 Du haft's erwürgt, du haft's erdrückt,
 Du wirft vom Galgen hangen!
 Schemjáka fpricht, der Richter, fchon
 Mit dir auß einem andern Ton;
 Du folgft mir vor den Richter!“

85 Zum Richter wallten nun die drei,
 Sich um ihr Recht zu balgen;
 Dem Armen ward nicht wohl dabei,
 Er träumte Rad und Galgen;
 90 Drum auf der Brücke, die nun kam,
 Er plötzlich einen Anlauf nahm,
 Er fprang, dem Tod entgegen.

Just unterhalb der Brücke fuhr
 Ein Greis in feinem Schlitten;
 95 Im Fall erdrückt er diefen nur
 Und hatte nichts gelitten. —
 „Ein Mord! ein Mord! du haft's vollbracht,
 Haft mir den Vater umgebracht!
 Du folgft mir vor den Richter!“

100 Zum Richter wallten nun die vier,
 Der Arme gar mit Grimme:
 „Was hilft mein Sterben=wollen mir?
 Das Schlimmste jagt das Schlimme.
 Zwei Tote zu dem Pferdefchweif!
 105 Und bin zum Galgen ich fchon reif,
 So will ich Rache haben.

Den Stein da will ich in mein Tuch
 Gewickelt bei mir tragen,
 Und lautet wider mich fein Spruch,
 110 Ich fchwör', ihn zu erfchlagen;
 Nicht hab' ich Geld, nicht hab' ich Gut,
 Und foll ich geben Blut um Blut,
 Will Blut um Blut ich nehmen.“

Auf hohem Richterftuhle fitz
 Schemjáka da, der Weiße;
 115 Die Kläger treten ein erhitzt
 Und ftellen fich zum Kreife;

Der Arme, zorn'gen Herzens, stellt
Sich hinter sie, und fertig hält
Er schon den Stein zum Wurf.

120 Der reiche Bruder war nicht faul,
Die Klage zu erheben:
„Der Schwanz, der Schwanz fehlt meinem Gaul,
Den soll er wiedergeben!“
Dicht hinter ihm der Arme stand,
125 Hielt hoch den Stein in seiner Hand
Und drohte schon dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's von ferne,
Er meinte: Hundert Rubel sind
130 Es wohl, die nehm' ich gerne.
„Und Rechtsens folgt daraus der Schluß;
Daß er den Gaul behalten muß,
Bis wieder ihm der Schwanz wächst!“

Der Schenkwirt trat zum andern vor,
135 Die Klage zu erheben:
„Das Kind, das Kind, das ich verlor,
Er soll's mir wiedergeben!“
Dicht hinter ihm der Arme stand,
Hielt hoch den Stein in seiner Hand
140 Und drohte noch dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's von ferne:
„Aha! noch hundert Rubel sind
Zu haben, herzlich gerne!
145 So nehm' er denn zu sich dein Weib
Und zeuge dir aus ihrem Leib
Ein Kind, das dich entschädigt!“

Buleht begann des Greises Sohn,
Um Mord ihn anzuklagen:
150 „Gib diesem Mörder seinen Lohn!
Mein Vater liegt erschlagen.“
Dicht hinter ihm der Arme stand,
Hielt hoch den Stein in seiner Hand
Und drohte daß dem Richter.

155

Gerechtigkeit war immer blind;
 Schemjaka sah's vom weiten:
 Ei, Gottessegel! wieder sind
 Hier hundert zu erbeuten. —
 „So sollt ihr zu der Brücke gehn,
 Er unten und du oben stehn;
 160 Dann springst du und erschlägst ihn!“

165

Und früh erschien am andern Tag
 Der Arme vor dem Reichen:
 „Gib her den Gaul! Schemjaka mag
 Ich Salomon vergleichen.
 Gewiß, ich bring' ihn dir zurück,
 Sobald ihm nur zu gutem Glück
 Hinwiederum der Schwanz wächst.“ —

170

„Ich hab's bedacht, es war nicht klug,
 Um einen Roßschweif zanken;
 Der Gaul ist so mir gut genug,
 Ich will für Befres danken.
 Laß Freund' uns sein! Ich schenke dir
 Die Ziege mit dem Zicklein hier
 175 Und noch zehn Rubel Silber.“

180

Dem Schenkwirt macht' er den Besuch:
 „Ich will dein Weib mir holen,
 Du weißt Schemjakas Richterspruch,
 Und was er mir befohlen;
 Ich will zur Sühne meiner Schuld
 Die Straf' erleiden in Geduld
 Und gleich zum Werke schreiten.“ —

185

„Bemüh' dich nicht! Es tut nicht not;
 Viel Kinder, viele Sorgen;
 Und ist mein armes Kindlein tot,
 Ich will kein fremdes borgen.
 Als Friedenspfand nimm diese Kuh,
 Das Kalb, die Stute noch dazu
 Und hundert Rubel Silber!“

190

Er kam zu dem verwaisten Sohn:
 „Ich bin bereit zum Tode,
 Du kennst Schemjakas Urteil schon,

195 Ich steh' dir zu Gebote.
Was zauderst du? Der Weg ist lang;
Der kleine Sprung, der mir gelang,
Er wird dir schon gelingen." —

200 „Der weite Gang unnötig ist,
Gefällt mir auch mit nichten;
Ich bin versöhnlich als ein Christ,
Wir wollen's gütlich schlichten;
Und weil die Sache dich verdroß,
So schenk' ich dir ein gutes Roß,
Dazu dreihundert Rubel.“

205 Und wie sein Vieh er überschaut
Und läßt die Münze klingen,
Tritt ein Schemjâkas Diener traut,
Ein seltsam Wort zu bringen:
„Gib her, was du gezeiget hast,
Der weißen Rollen Silberlast,
210 Gib her dreihundert Rubel!“ —

„Dreihundert Rubel, sagst du? Nein,
Wer hat die zu verschenken?
Gezeiget hab' ich ihm den Stein,
Den nimm zum Angedenken!
215 Mißfiel sein Spruch mir, sag's ihm nur,
Geschworen hatt' ich einen Schwur,
Mit dem ihn zu erschlagen.“ —

220 „Den Stein, o Herr, den schickt er nur
Und läßt dabei dir sagen:
Mißfiel dein Spruch ihm, galt sein Schwur,
Mit dem dich zu erschlagen.“
Da hat gehustet, sich geschneuzt
Schemjâka, und zuletzt bekreuzt:
„Gottlob! das lief noch gut ab.“

Ein Lied von der Weibertreue.

S'il est un conte usé, commun et rebattu,
C'est celui qu'en ces vers j'accommode à ma guise

La Fontaine.

Sie haben zwei Tote zur Ruhe gebracht;
Der Hauptmann fiel in rühmlicher Schlacht,

Mit Ehren ward er beigelegt;
 Und der, den jüngst er wacker gelehzt,
 5 Der Räuber hängt am Galgen.

Da hält die Wacht als Schildbergast
 Ein junger Landsknecht, verdrießlich fast;
 Die Nacht ist kalt, er flucht und friert,
 10 Und wird ihm geraubt, der den Galgen ziert,
 So muß für ihn er hängen.

Im Grabgewölb' bei des Hauptmanns Leib
 Verweilt verzweiflungsvoll sein Weib;
 Sie hat geschworen in bitterer Not,
 15 Für ihn zu sterben den Hungertod,
 Die Amme zur Gesellschaft.

Die Amme spricht: „Gebierterin!
 Ich habe geschworen nach Eurem Sinn;
 Beklagt und lobt den sel'gen Herrn!
 20 Da stimm' ich mit ein von Herzen gern;
 Doch plagt mich sehr der Hunger.

Er war, so alt er war, gar gut,
 Nicht eifersüchtig, von sanftem Mut.
 Ach, edle Frau, Ihr findet zwar
 25 Den zweiten nicht, wie der erste war;
 Doch plagt mich sehr der Hunger.

Euch war's, es ist mir wohl bewußt,
 Ein harter Schlag, ein großer Verlust;
 Doch seid Ihr noch schön, doch seid Ihr noch jung
 30 Und könntet noch haben der Freude genug;
 Es plagt mich sehr der Hunger.“

Die Amme so; und stumm beharrt
 Die edle Frau, im Schmerz erstarret;
 Erlöschen scheint der Augen Licht;
 35 Sie klaget nicht, sie weinet nicht;
 Es plagt sie sehr der Hunger.

Und draußen bläst der Wind gar scharf;
 Der Landsknecht läuft, so weit er darf,
 Indem er sich zu erwärmen sucht;
 40 Und wie er läuft, und wie er flucht,
 So sieht ein Licht er schimmern.

Von wännen mag der Schimmer sein?
 Er schleicht hinzu, er tritt hinein:
 „Gegrüßet mir, ihr edle Frau;
 Wie muß ich hier im Grabe schaun
 45 So hoher Schönheit Schimmer!“

So staunend er; und stumm beharrt
 Die edle Frau, im Schmerz erstarrt;
 Erloschen scheint der Augen Licht;
 Sie klaget nicht, sie weinet nicht;
 50 Es plagt sie sehr der Hunger.

Die Amme drauf: „Das seht Ihr ja,
 Wir trauern um den Toten da;
 Wir haben geschworen in bitterer Not,
 Für ihn zu sterben den Hungertod;
 55 Es plagt mich sehr der Hunger.“

Drauf er: „Das ist nicht wohlgetan
 Und hilft zu nichts dem toten Mann.
 So schön! so jung! ihr seid nicht klug,
 Es hat die Welt der Freude genug;
 60 Entsetzlich nagt der Hunger!“

Ich sage nur, ihr Frauen sollt
 Mich essen sehn, dann tun, was ihr wollt.
 Hier hab' ich Brot, hier hab' ich Wurst,
 Hier eine Flasche für den Durst;
 65 Es plagt auch mich der Hunger.“

Und wie er tut, was er gesagt,
 Und ihm so wohl das Essen behagt,
 Da sinkt der Alten ganz der Mut:
 „Ach! edle Frau, das schmeckt so gut!
 70 Und ach, mich plagt der Hunger!“

Drauf er: „So eßt, ich habe für zwei
 Genug, und habe genug für drei;
 Ich esse sonst allein für vier;
 So eßt und trinkt getrost mit mir!
 75 Das hilft schon für den Hunger.“

Die Amme versucht auf gutes Glück
 Ein Stückchen erst und dann ein Stück:
 Sie sieht der Herrin ins Angesicht;
 Sie klaget nicht, sie weinet nicht;
 80 Es plagt sie sehr der Hunger.

„Ach, edle Frau, das schmeckt so gut!
Ihr wißt schon, wie der Hunger tut;
Was hat davon Euer Herr Gemahl?
Es sei genug für dieses Mal!

85 Entseßlich nagt der Hunger.“

Er tritt zu ihr: „Versucht es nur!“
Sie aber spricht: „Mein Schwur! mein Schwur!“
Und stößt ihn dennoch nicht zurück;
Sie nimmt ein Stückchen und dann ein Stück;

90 Das hilft denn für den Hunger.

Er fällt vor ihr auf seine Knie:
„Ich sah ein schöneres Weib noch nie,
Nur sollt Ihr hinfort mir klüger sein!
Nun muß ich gehen. Gedenket mein!

95 Ich komme morgen wieder.

Nichts da von Lebensüberdruß!“
Er spricht's und raubt ihr einen Kuß
Und stürzt hinaus, er ist schon fort;
Die Alte ruft: „So halt' auch Wort,
Du lieber, lieber Landsknecht!“

100

Und ferner spricht sie zu der Frau:
„Bedenk' ich, Herrin, die Sache genau,
Er hat es gar nicht schlecht gemacht
Und uns auf guten Weg gebracht,
Der liebe, liebe Landsknecht!“

105

Sie sagt nicht nein, sie sagt nicht ja;
Sie steht betroffen, errötend da,
Gibt ihren Tränen freien Lauf
Und seufzet leis er atmend auf:
„Du lieber, lieber Landsknecht!“

110

Der Landsknecht aber verwundert sich sehr;
Er steht vor dem Galgen, und der steht leer.
„Blitz Hagel! das war mein Henkerschmauß!
Den Platz da füll' ich morgen noch aus,
Ich armer, armer Landsknecht!“

115

Er läuft zurück: „Nun schafft auch Rat!
Sonst muß ich hangen, ich kam zu spät.“
Sie fragen ihn aus; wie er alles gesagt,
Da weint die edle Frau und klagt:

120

„Du armer, lieber Landsknecht!“

Die Alte spricht: „Geduld! Geduld!
 Ich wasch' ihn rein von aller Schuld;
 Er hat uns errettet, das wißt Ihr doch?
 Verstehst mich, Frau! Was zaudern wir noch?
 125 Du lieber, lieber Landsknecht!

Man hat ihm seinen Toten geraubt;
 Wir haben auch einen; wenn Ihr es erlaubt,
 Gebt ihm den unsern, gebt Euren Schatz!
 Der füllt, wie einer, seinen Platz.
 130 Du lieber, lieber Landsknecht!

Und wer betrachtet's scharf genug,
 Daß er entdecke den Betrug?
 Frisch angefaßt und schnell ans Werk,
 Daß keiner dort den Mangel merk!
 135 Du lieber, lieber Landsknecht!“

Wie er die Hand an den Toten legt,
 Da ruft der Landsknecht tief bewegt:
 „Mein Hauptmann! was? Du bist es fürwahr!
 Nun bring' ich dich an den Galgen gar!
 140 Du lieber, guter Hauptmann!“

Die Frau versteht: „Was zauderst du?
 Geschwind! sonst kommen noch Leute dazu;
 Geschwind! ich helfe, was ich kann;
 Geschwind! geschwind! du lieber Mann!
 145 Du lieber, lieber Landsknecht!“

Und er darauf: „Es geht nicht an;
 Dem Räuber fehlt ein Vorderzahn.“
 Da nimmt sie selber einen Stein
 Und schlägt den Zahn dem Toten ein:
 150 Du lieber, lieber Landsknecht!

So schleifen hinaus ihn alle drei
 Und hängen ihn an den Galgen frei;
 Und streift nun der Wind die Heide entlang,
 So geben die Knochen gar guten Klang
 155 Zum Lied von der Weibertreue.

San Vito.

„Fünf Jahre zur See! Das sechste Jahr
Sieht heim mich kehren, so arm ich war.
Ich bin — ich bin ein geschlagener Mann,
Dem nichts auf der Welt gelingen kann,
5 Dem nicht will helfen San Vito!

Da bin ich, Frau, und reise nicht mehr.
Wie aber gehst du so schmuck einher?
Was hast du für schöne Kleider an?“ —
10 „'s ist Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.“

„Und ausgebaut da unser Haus!
Wie sieht's so räumlich und blank jetzt aus!
Wer half uns dazu? das sage mir an!“ —
15 „'s ist Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.“

„Und drinnen wie glanzig alles und rein!
Das prächtige Bett, der Spiegel, der Schrein!
Woher uns das alles? das sage mir an!“ —
20 „'s ist Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.“

„Ein lustig Büble, das daherspringt,
An dich sich klammert und dich umschlingt!
Wer ist das Kind? das sage mir an!“ —
25 „Auch Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.“

„Mord Element, zu viel ist zu viel!
Laß solchen Segen mir aus dem Spiel!
San Vito her, San Vito hin!
Ich bin — Gott besser's! — ich bin . . . ich bin . . .
30 Hole der Hund San Vito!“

Better Anselmo.

1.

Noch war zu Toledo in hohem Flor
Die heimliche Kunst, die sonst sich verlor;
Ein weiser Meister war dort bekannt,
Uglano, der Magier und Nekromant.

5 Wie abends er einst vor dem Stundenglas
 In seinem Museum sinnend saß,
 Trat ein zu ihm demütig fast
 Sein Better Anselmo, ein seltener Gast. —

10 „Herr Better Anselmo, wie hat man das Glück?
 Was führt Euch endlich zu uns zurück?
 Ihr wart ja sonst auf der rechten Bahn;
 Was gingen Euch da die Verwandten an?“ —

15 „Seid grausam nicht und ungerecht,
 Herr Better, versteht mich endlich recht!
 Mich hielt von Toledo's leuchtendem Stern,
 Von Don Uglano nur Ehrfurcht fern.

20 O, wüßtet Ihr, wie der Busen mir schwoll,
 Wann Euer Lob mir entgegen erscholl!
 Wie stolz und jubelnd ich eingestimmt:
 ‚Der ist uns allen zum Muster bestimmt!‘

 Der eine rief, der andere schrie:
 ‚So einen sah die Welt noch nie,
 Der, zaubermächtig und weise zugleich,
 Beherrscht der Geister nächtliches Reich!

25 Er ist das Gold der Wissenschaft
 Und ist das Erz und ist die Kraft,
 So mannlich fest, so kindlich mild,
 So aller Tugend vollendetes Bild!‘

30 Doch hat Euch einer zu tadeln gewußt,
 Den alle so preisen zu meiner Lust;
 Und dieser Tadel, daß Ihr es wißt,
 Ist eben der Wurm, der das Herz mir frißt.

35 Er sprach: ‚Wie kommt es, wer macht mir das klar,
 Daß Euer Löw' und Lamm und Aar
 Den Wiedermann, der sein Better doch ist,
 Den guten Anselmo so schmäählich vergißt?‘ —

40 „Was sagtet denn Ihr, wenn ich bitten darf,
 Zu solchem Tadel, so spiß und scharf?“
 „Ich machte die Lehre mir gerne zunuß“;
 „Ihr nahmt mich, Better, doch wacker in Schutz?“ —

„Vermocht ich es denn, der ich da stand
Dem hämischen Kläger bequem zur Hand,
Um so mich zu legen ad acta gleich,
Berlumpt, verhungert, hager und bleich?

45 Ich frag' Euch: O, blickt doch auf mich herab!
Sah je ein Bettler als Leiche im Grab
Erbärmlicher aus? O, tilgt doch die Schmach!
Sie trifft Euch zumeist, wie der Neider sprach.

50 Mir eine Pfründe, ein Bischofsstab!
Das macht nur bald mit dem Teufel ab!
Und ihm und Euch mit Haut und Haar
Verschreib' ich mich auf immerdar.“ —

55 „Herr Better, Herr Better! Ei, ei! mit Vergunst!
Von Gott allein ist meine Kunst,
Versteht mich recht, von Gott allein!
Hab' mit dem Teufel nichts gemein.“ —

60 „Von Gott, versteht sich! sagt' ich es nicht?
Es ist der Hunger, der aus mir spricht.
Mit Gott, Herr Better, verheißt mir zu Brot
Und rechnet auf mich auf Leben und Tod!“ —

„Ihr wolltet dankbar, erkenntlich sodann
Bergelten, was Gutes ich Euch getan,
Wann einen Gönner und Schutzpatron
Ich einmal suchte für meinen Sohn?“ —

65 „Ja, dankbar, ja! mit unendlicher Lust!
Die Dankbarkeit ist die Tugend just,
Die einz'ge vielleicht, deren unverblümt
Mit Fug und Recht mein Herz sich rühmt.

70 Man hat von mir Euch Böses gesagt,
Mich manches Lasters angeklagt,
Mich angeschwärzt zu aller Stund',
Oft, leider! vielleicht nicht ohne Grund.

75 Ich weiß, Herr Better, ich habe gefehlt,
Das Gute versäumt, das Böse gewählt,
Gewatet in Sünden bis an die Knie;
Undankbar aber, das war ich nie.

O Dankbarkeit, du süße Pflicht,
 Du Himmelslust, du Himmelslicht!
 Wie hab' ich dich mir eingepägt,
 80 Wie hab' ich stets dich heilig gehegt!

Und Euer vortrefflicher, teurer Sohn —
 Wie lieb' ich den lieben Vetter doch schon!
 O welch ein Glück ist Dankbarkeit!
 O, wär' ich doch erst, Herr Vetter, so weit!" —

85 „Gemach, gemach! das liegt noch fern,
 Und nicht das Nächste versäum' ich gern.
 Da kommt Frau Martha, die eben fragt,
 Was mir zum Abendessen behagt.

So hört, Frau Martha, seid eben gefaßt —
 90 Nicht wahr, Herr Vetter? — auf einen Gast!
 Ihr habt zwei Hühner; das zweite Huhn
 Steckt erst an den Spieß, wenn ich's heiße tun!

Jetzt aber nehmt die Flasche dort
 Und dort den Humpen von seinem Ort,
 95 Und schenkt mir langsam den edlen Wein
 Von hoch, recht perlend und schäumend ein!

Ihr, Vetter, indes kommt näher zu mir
 In diesen Kreis auf dem Estrich hier!
 Da, nehmt das Stundenglas in die Hand
 100 Und schaut nur scharf auf den rinnenden Sand!

Es ist nur so ein Experiment.
 Ihr wißt den Anfang, ich weiß das End'.
 Sie hocus pocus, bracadabra!
 Wir sind noch hier und wähen uns da!" —

105 Er hatte die Worte murmelnd gebraucht
 Und heimlich zugleich ihn angehaucht;
 Anselmo stand, die Augen verdreht
 Und starr, wie ein hölzerner Heiliger steht.

2.

Die Boten sind gekommen, Anselmo, du bist
 Bischof geworden zu dieser Frist;
 Vernimmst du's? Bischof! Erschrickt dir vor Lust
 Das schlagende Herz in der schwellenden Brust?

5 Wirf ab die schlechten Lumpen geschwind,
Die grau und zerschlißet vor Alter sind;
Leg' an das seidene Purpurgewand;
Zum Segen lerne falten die Hand!

10 Das Kreuz auf die Brust, das blinkende Ding!
An deinen Finger den Siegelring!
Leg' an, Anselmo, den vollen Ornat,
Und zeige dich uns als stolzer Prälat!

15 Und wie im Palast er heimisch war,
Umglückerten rings ihn die Wände so klar;
Er legte sich, strahlend vom Widerschein,
Ins Fenster und sah in die Straße hinein.

20 Da hätt' er gerne die Leute gefragt:
„Ihr Lumpenvolk da unten, sagt,
Wie nehm' ich denn hier oben mich aus?
Steht trefflich mir nicht das prächtige Haus?“

 Doch ward es ihm bald zu öd' und zu weit;
Ihm graute schier in der Einsamkeit;
Da kam ihm eine Nichte nach,
Von welcher man schon zu Toledo sprach.

25 Hoffärtig war und launisch das Kind,
Wie solche Nichten zuzeiten es sind;
Die trug nun auch ein seidenes Kleid
Und brauchte Perlen und andres Geschmeid'.

30 Das Regiment, wie sich's gebührt,
Ward bald allein von ihr geführt,
Und Regen kam und Sonnenschein
In Haus und Kirche von ihr allein.

35 Wie wetterwendisch sie's immer trieb,
Er ärgerte sich und hatte sie lieb;
Und also kam es, bei Ärger und Spaß,
Daß ganz er Wetter Oglando vergaß.

40 Wie einst beim Wespenn er fröhlich war,
Bedünkte es ihn fast sonderbar;
Die Tür ging auf, und herein gewallt
Erschien Oglando vergeßne Gestalt.

„Gott grüß' Euch, Herr Vetter! Ich bin erfreut,
Euch wohl zu finden; mit nichten gereut
Es mich, was immer ich für Euch getan;
Sofern Ihr seid ein zufriedener Mann.

45 Doch seht: die Welt ist kugelrund;
Der Supplikant, der bin ich zur Stund';
Entsinnt Euch, ich sprach Euch von meinem Sohn,
Versorgt mir ihn jetzt, das sei mein Lohn!

50 Die kleine Pfründe, die eben vakant
Geworden ist, wie wohl Euch bekannt,
Und die Ihr erst vergeben sollt,
Die wäre so recht, was für ihn ich gewollt.“ —

55 „Die Pfründe“, versetzte hastig die Maid,
Ist schon vergeben, tut mir leid;
Mein Bruder bekommt sie; Ihr seht selbst ein,
Das nächste Recht war doch wohl sein.

60 Und nächstens, — künftig, — einst vielleicht
Wird Eurem Sohn das Seine gereicht;
Geht's heut nicht an, ist's unsre Schuld?
Der Vetter muß warten; Geduld! Geduld!“ —

 „Muß warten!“ erhub in demselben Ton
Der würdige Bischof seinen Sermon,
„Ihr Bruder ... mein Nefse wir ändern es nicht
Die Sache verhält sich so, wie sie spricht.

65 Ein Bistum ist kein Königreich!
Ich werde geplagt dem Besten gleich,
Von Schranken und aber Schranken beengt,
Von Supplikanten und Bettlern bedrängt.

70 Sie haben den Vorteil, ich habe die Dual;
Ich kann nicht helfen allen zumal,
Nicht jeden fördern nach seinem Begehr; —
Ein Kardinal, der könnte schon mehr.

75 Ja, Vetter, hättet Ihr mich gemacht
Zum Kardinal, und entspräche die Macht
Dem redlichen Willen des Herzens nur,
So wollt' ich Euch helfen, bei meinem Schwur!“

Darauf mit großer Seelenruh'
 Der Vetter Uglano: „Da drückt Euch der Schuh?
 Der rote Hut, der rote Hut!
 80 Nicht wahr, das ist, was not Euch tut?“ —

Darauf erglühend im Angesicht
 Der geistliche Herr: „Ich leugn' es nicht;
 Und wenn Ihr den mir noch verschafft,
 So wahr mir helfe des Zaubers Kraft!“

85 Ihm fiel der Wundertäter ins Wort:
 „Genug, kein Schwur ist hier am Ort;
 Ich lasse mich den Versuch nicht reun,
 Euch mag der rote Hut noch erfreun!“

90 Er hub die Hand bedrohlich fast,
 zog Kreis auf Kreis in die Luft mit Hast:
 „Sic hocus pocus Schiboleth!
 Es wird erst Tag, wann die Nacht vergeht!“ —

95 Ihm schaute zu und atmete kaum
 Der geistliche Herr wie im Fiebertraum;
 Das Wort war gesprochen, das Werk vollbracht;
 Er rieb sich die Augen; es war noch Nacht.

3.

Da kam vom heiligen Vater der Brief,
 Der unsern Prälaten nach Rom berief;
 Zum Fürsten der Kirche, zum Kardinal
 Erhebt ihn des Dreimalgekrönten Wahl.

5 Der alten Günstlinge junger Genöß,
 Erschien er am Hof, wo bald ihn umfloß
 Der trüglichen Sonne blendendes Licht,
 Das dort auf schwankendem Boden sich bricht.

10 Selbstfüchtig schritt, ehrgeizig hinan
 Er unverdrossen die schwindlige Bahn
 Und hatte, bei üppiger Lust und Pracht,
 Mitnichten noch an Uglano gedacht.

15 Einst saß er am offenen Fenster allein
 In der scheidenden Sonne verlöschendem Schein
 Und starrte, befallen mit finsterem Mut,
 Hinaus in die blutig dämmernde Glut.

Da regte Geräusch sich im Säulengang;
 Hin warf er den Blick; noch schimmerte lang
 Ein farbiges Spiel dem Geblendeten vor;
 20 Uglano erschien, als der Schein sich verlor;

Und wie er ihn scharf in das Auge gefaßt,
 Ward eines ihm klar, er erzitterte fast:
 Die Sonne sinkt, dein Stern geht auf!
 Der lenkt für dich des Geschickes Lauf.

Wie kühn er den Wurf schnell überschaut,
 25 Trat hastig er vor und grüßt' ihn vertraut
 Und sprach, als ein welterfahrener Mann,
 Geflügelten Wortes zuerst ihn an:

„Du kommst, mich zu mahnen an deinen Sohn,
 30 Mich anzuspornen, das merk' ich schon;
 Doch solches, mein Alter, ist nicht am Ort;
 Vergaß ich denn je ein gegebenes Wort?

Und was ich bin, dir schuld' ich es nur,
 Dein bin ich, deine Kreatur;
 35 Ich sag' es laut, ich bekenn' es frei; —
 Du zweifelst, ob ich erkenntlich sei?

Du hast mich erzogen und meiner gepflegt,
 Hast, guter Vetter, mich liebgehegt,
 Du halfest dem Liebling nach deiner Macht;
 40 Doch eines hast nicht recht du bedacht.

Du hättest gern recht hoch mich gestellt,
 Zu wirken, zu schaffen in Kirche und Welt;
 Ein Kardinal! das Wort schallt recht; —
 Sein Sinn ist: der Knechte niedrigster Knecht.

45 Mein guter Vetter! O, wüßtest du doch,
 Wie gespannt du mich hast in ein schmähhches Joch!
 Der Neid umlagert die Pfade der Günst;
 Es gilt, sich zu drehn und zu wenden, für Kunst.

Dich lockt die Larve, du trauest ihr wohl?
 50 So schlag' an das Herz, da klingt es hohl;
 Von Ränken und aber Ränken umgarnt;
 Der stellt dir ein Bein, der vor Schlingen dich warnt.

Die Schuld, die heimlich im Finstern schleicht,
 Die hat das Ziel am ersten erreicht;
 55 Verworfene Dirnen, um Sünde und Geld,
 Und Schwächer beherrschen die christliche Welt.

Du wähest annoch, gutherziger Mann,
 Daß deinen Sohn ich befördern kann?
 Ich bin, ob sündenhaft, zu rein,
 60 Um irgend in Rom vermögend zu sein.

In meinem Bistum vermocht' ich's einmal,
 Zu schalten, zu walten nach Einsicht und Wahl;
 Das schlechteste Dorf ist ein kleines Reich;
 In Rom ist der zweite dem letzten gleich.

Der heilige Vater ist schwach und alt, —
 Der müden Hand entfällt die Gewalt, —
 Er ist sehr krank, — er leidet viel, —
 65 Er sehnt sich selbst nach dem letzten Ziel.

Er könnte sterben, der alte Mann,
 70 Er könnte! mein lieber Vetter, und dann
 Ich meine nicht . . . versteh' mich nur:
 Er könnte, es liegt im Lauf der Natur.

Sieh krampfhaft deine Knie mich umfahn!
 Verbeßre, vollende, was du getan;
 75 Zieh mich empor aus dem Sündenpfuhl
 Und bahne den Weg mir zum heiligen Stuhl!

Dann bricht mir an der gehoffte Tag,
 Wo alles ich dir zu vergelten vermag;
 Dein Sohn . . . Gebiete, Vetter! Du bist
 80 Mein einziger Gott, mein Heiland, mein Christ.“

Gelassen darauf Ugiano: „Genug!
 Zu viel gesprochen in einem Zug!
 Was aber dahinter verborgen und nicht,
 Wir fördern es, mein' ich, sogleich an das Licht.

Der Kardinal ist Euch zu gering;
 85 Es dünkt Euch Papst sein ein anderes Ding;
 Wir wollen sehn, wir wollen sehn;
 Euch mag nach Eurem Glauben geschehn!“

90 Er hub die Hand bedrohlich fast,
 zog Kreis auf Kreis in die Luft mit Hast:
 „Sic hocus pocus Schiboleth!
 Es wird erst Tag, wann die Nacht vergeht!“

95 Ihm schaute zu und atmete kaum
 Der Kardinal, wie im Fiebertraum;
 Das Wort war gesprochen, das Werk vollbracht
 Er rieb sich die Augen; es war noch Nacht.

4.

Und bald sprang auf ein verschlossenes Thor;
 Der Papst Anselmo trat hervor
 Und ward geweiht in St. Petri Dom;
 Ihm jauchzte entgegen das heilige Rom.

5 Darauf von den hohen Stufen herab
 Er urbi et orbi den Segen gab
 Und sah vor seiner Heiligkeit
 Sich beugen die sämtliche Christenheit.

10 Dann eilten herbei von nah und fern
 Die Abgesandten der Fürsten und Herrn,
 Den Fuß in Demut zu küssen bestellt
 Dem dreimalgekrönten Beherrscher der Welt.

15 Drauf saß er geruhig im Vatikan,
 Der niedern Sorgen abgetan,
 Und nicht war an Lust und Freuden karg
 Der enge Raum, der ihn verbarg.

20 Der Tisch war gut, die Pfühle weich,
 Der Kämmerling dem geübtesten gleich;
 Ein Kardinal ging ihm zur Hand,
 Der Lesen und Schreiben trefflich verstand.

Und was das lästige Volk betrifft,
 Das nicht zufrieden noch mit der Schrift,
 Redselig uns oft viel Kummer macht, —
 Da hielten die Pförtner schon gute Wacht.

25 Die Sonne stieg am Morgen auf,
 Beschloß am Abend ihren Lauf;
 Es wurde Tag, es wurde Nacht,
 Und alles ging, wie hergebracht.

30 Der Frühling kam mild, der Sommer warm,
Der Herbst kam reich, der Winter arm;
Es wurde Tag und wurde Nacht,
Und alles ging, wie hergebracht.

Da wiegte der heilige Vater sein Haupt
Und sprach: „Ich hätte nimmer geglaubt,
35 Bevor ich selber die Macht erreicht,
Es sei die Welt zu regieren so leicht.“

Und wie im Traum ein Bild uns erscheint,
Das längst wir tot und verschollen gemeint,
40 Trat einst ein Vergessener mahnend vor ihn,
Der schier ihm unheimlich, gespenstisch erschien:

„Ich bin's, Herr Vetter! Erkennt Ihr mich nicht?
Es ist Uglano, der mit Euch spricht;
Ich ließ Euch Zeit, ich hatte Geduld;
Nun komm' ich, einzufordern die Schuld.“

45 Errötend, erblassend in einem Nu,
Sprang auf der Papst und schrie ihm zu:
„Hinweg aus meinem Angesicht!
Hinweg! entfleuch! ich kenne dich nicht.“

Uglano blieb geruhig und trat
50 Zwei Schritte noch vor, dann lächelnd tat
Er auf den Mund mit leisem Hohn
Und sprach in schaurig flüsterndem Ton:

„O Dankbarkeit, du süße Pflicht,
55 Du Himmelsluft, du Himmelslicht!
Wie hat sich dieser dich eingepägt!
Wie hat er stets dich heilig gehegt!

Ich zog dich, Wurm, aus deinem Staub
Und mästete dich mit der Kirche Raub;
60 Du stiegest und stiegest im schwindelnden Flug
Auf meinen Flügeln, nichts galt dir genug.

Ich machte, nach deiner gierigen Wahl,
Zum Bischof dich, zum Kardinal,
Und machte dich gar am Ende zum Papst; —
Wo blieb das Wort, das du mir gabst?“

65 Der heilige Vater hub an zu schrein:
 „Wer ließ mir den groben Gesellen herein?
 Trabanten und Wachen herbei! wir sind
 Gefährdet; ergreift den Alten geschwind!“

70 Da keiner erschien, fuhr Yglano fort:
 „Erfülle mir, Papst, dein gegebenes Wort!
 Zum andern, zum dritten fodr' ich dich auf,
 Ich, welcher noch lenkt des Geschickes Lauf.“

75 Und laut und lauter inzwischen erscholl
 Die Stimme des Papstes, er schrie wie toll:
 „Berruchter! Zauberer! Kezer! dein Lohn,
 Der Scheiterhaufen, erwartet dich schon!“

80 Yglano darauf: „Herr Wetter! Ihr wißt
 Aus Erfahrung jezt, was des Brauches ist:
 Ein jeder für sich; — was frommte mir nun,
 Das Allergeringste für Euch zu tun?“

Dann trat er vor ihn und gab ihm zugleich
 Mit fliegender Hand einen Backenstreich.
 Anselmo starnte erwachend empor;
 Ihm schallten die letzten Worte im Ohr.

85 Er sah sich um; im Bücherfaal
 Yglanos stand er, wie dazumal;
 Berlumpt, das Stundenglas in der Hand,
 Und unvermindert rann der Sand.

90 Dort stand Frau Martha und schenkte den Wein
 Mit erhobener Hand in den Humpen ein;
 Und wie er gefüllt bis zum Rande war,
 So reichte sie ihn dem Hausherrn dar.

95 Yglano nahm den Humpen und trank
 Und setzte ihn weg und sagte: „Schön Dank!“
 Erbat sich sodann das Stundenglas
 Und stellte es hin zu dem Tintensaß

100 Und sprach: „Wir haben uns bedacht,
 Frau Martha; ein einziges Huhn zur Nacht! —
 Es tut, Herr Wetter, mir herzlich leid,
 Daß Ihr zu fasten gesonnen seid.“

So lebt denn wohl! — Frau Martha, das Licht!
 Daß nicht der Wetter den Hals noch bricht!
 Ihr leuchtet ihm hübfch die Treppe hinab
 Und fchließt die Haustür hinter ihm ab!“

Der neue Ahasverus.

5 Hegft im Herzen du die Stunden
 Unfrer Kindheit noch, die Träume,
 All mein Lieben, all mein Hoffen?
 Siehft du wandeln uns verbunden
 10 Durch des Paradieses Räume,
 Und die Zukunft vor uns offen,
 Sternbeglänzt und ungemessen,
 Wie des Äthers reines Blau?
 Nein, Sie haben das vergessen,
 Gnäd'ge Frau!

15 Ja, vergessen! und es follen
 Die franzöfifch wohlgeftellten
 Worte für Erinnerung gelten!
 Mitleid also und Erbarmen
 Schenken gnädig Sie dem Armen,
 Dessen Tränen Sie entrollen
 Sehen, ohne nur zu wiffen,
 Welch ein Dämon ihn betört.
 20 O, du haft mein Herz zerriffen
 Unerhört!

25 Hab' in altem Buch gelesen
 Eine wunderfame Sage,
 Wer der ew'ge Jud' gewesen.
 Nicht kann Ahasverus fterben,
 Sterben nicht, noch Ruh' erwerben,
 Bis der Herr am jüngften Tage
 Ruft die Toten aus dem Grabe,
 Und auch er vernimmt das Wort;
 Und er wankt am Wanderftabe
 50 Fort und fort.

Fürder durch der Erde Weiten
 Raftlos, müden Fußes wankt er,
 Läßt die Weltgefchicke fluten.
 Menschenalter ihm Minuten,

35 Und Minuten Menschenalter,
 Stehen still vor ihm die Zeiten;
 Bleibt in ihm sein Herz, das alte,
 Drin der alte Schmerz gebannt,
 Lastend über ihm die kalte
 40 Schicksalsband.

Aber stets nach hundert Jahren
 Treibt's nach Salem ihn zu wandern,
 Von der Heimat zu erfahren.
 Römer, Sarazenen, Franken
 45 Wechselten, verdrängt von andern;
 Tempel und Altäre sanken;
 Mauern und Paläste brachen;
 Flüsse wandten ihren Lauf;
 Neue Götter, neue Sprachen
 50 Stiegen auf.

Düster sinnt der Fremdgewordne
 Über unbekanntem Trümmern,
 Daß im Geist er's wieder ordne;
 Und er fragt, und fragt vergebens,
 55 Keiner will um ihn sich kümmern;
 Auf dem Grabe seines Lebens
 Steht versteinet der Sohn der Schmerzen.
 Über ihn hin braust der Sturm,
 Und in seinem alten Herzen
 60 Nagt der Wurm.

Ich bin Ahasverus, sag' ich,
 Sieh darauf mich an verwundert,
 Salem du, wovor mir grauet!
 Irrens müd', das Haar ergrauet,
 65 Wan' ich heim nach aber hundert
 Jahren, und vergebens frag' ich,
 Ruf' ich — in den öden Mauern
 Beck' ich keinen Widerhall; —
 Sieh Versteineten mich betrauern
 70 Salems Fall.

Der Schatz.

Fernher aus geheimem Schreine
 Winkt ein Schatz so wunderbar;
 Weiß allein nur, wen er meine,
 Und den Ort, wo er bewahrt.
 5 Und wir streben, und wir meinen,
 Streben, meinen immerdar,
 Schweißen durch des Lebens Weite
 Und verachten die Gefahr;
 Wir begehren nur das eine,
 3 Wir begehren immerdar;
 Immerdar auch will's erscheinen,
 Ach, verschwinden immerdar!

Herein!

Χαίρετε, τέκνα Διός, καὶ ἐμὴν τιμήσατ' ἀοιδήν.

(Melodie des Chors: „Bekränzt mit Laub“ 2c.)

Tragiker.

Gestalten hab' ich, wie der Geist es mir gebot,
 Nach meinem Bilde aus dem Schattenreich hervor
 Gerufen, Leben ihnen eingehaucht, und so,
 5 Selbständig und einander widerstrebend, sie
 Sich selber überlassen und dem Waltenden.
 Sie stürmten unaufhaltsam dem verderblichen,
 Zermalmend sie ereilenden Geschehe zu.
 Ich trete, kaum aufatmend, tief erschüttert noch,
 Vor euch: „Gewährt Aufnahme mir in euren Kreis!“

Chor.

10 Herein, herein! Du erster unsrer Fürsten,
 Das hast du gut gemacht! ::
 Du sollst uns nicht beim frohen Mahle dürsten!
 Den Humpen ihm gebracht! ::

Komiker.

15 Gestalten aus dem Schattenreich hervor
 Zu rufen, Leben ihnen einzuhauchen,
 Versteh' ich auch, ich hab es auch getan;

Nur hab' ich sie gesehen närrisch sich,
 Wie eben andre Menschen tun, gebärden;
 Und doch — es dünkt mich, muß ich frei gestehn,
 20 Wir haben nicht verschiedene Gestalten,
 Verschieden wohl dieselben nur geschaut;
 Denn alle Menschen sind einander gleich.
 Ihr hört, ich bin ein Liberaler, wollt
 Mich drum aus eurem Bunde nicht verbannen!

Chor.

25 Herein, herein! Du köstlicher Gefelle,
 Das hast du gut gemacht! ;:
 Dir fließe gleich des Weines reichste Quelle!
 Den Humpen ihm gebracht! ;:

Mimiker.

30 Ich zeigte Wesen euren Blicken, die
 Des Dichters innres Auge nur geschaut,
 Und machte seines Hirnes Träume wahr;
 Den er gedacht, der war ich. Räumet mir
 Den nächsten Sitz zu seiner Linken ein!

Chor.

35 Herein, herein! Du bist der Sohn vom Hause,
 Das hast du gut gemacht! ;:
 Er dürft nicht bei unserm frohen Schmause!
 Den Humpen ihm gebracht! ;:

Übersetzer.

40 Ihr staunet ob dem königlichen Gast,
 Der stolz erscheint inmitten eurem Räte,
 Ein Heim'scher doch, und doch ein Fremder fast.
 Ich bin's, und bin ein andrer euch genaht;
 Nicht Zeppter und nicht Krone rühm' ich mein,
 Doch führ' ich Kron' und Zeppter in der Tat.
 Forscht nicht und schafft mir Platz in euren Reihn!

Chor.

45 Herein, herein! mit fremder Herrscherkrone,
 Das hast du gut gemacht! ;:
 Dir fließe Wein, gereift in glühnder Zone!
 Den Humpen ihm gebracht! ;:

Lyriker.

Gewiegt in ihren weichen Armen,
 50 Gelehnt das Haupt an ihrer Brust,
 Da fühl' ich wohllich mich erwarmen,
 Da ward Gesang aus süßer Lust.
 Es klang wohl gut in dieser Stunde;
 Doch, was es war, ich weiß es nicht:
 55 Mein Lohn — ein Kuß von ihrem Munde
 Und ihres Auges strahlend Licht.
 Ich singe gerne, trinke gerne
 Und liebe wohl, geliebt zu sein:
 Mit eurem Lorbeer bleibt mir ferne,
 60 Von euren Weinen schenkt mir ein!

Chor.

Herein, herein! Du Lieblingskind der Musen,
 Das hast du recht gemacht! ;,;
 Dir wärme Wein den liedervollen Busen!
 Den Humpen ihm gebracht! ;,;

Maler.

65 Ob ich ein Dichter sei? Seht diese Tafel,
 Wo Farben Leben werden, und der Geist
 Hervor aus schönen Formen strahlt! Ich bin
 Ein Glied von eurer Kette. Laßt mich ein!

Chor.

70 Herein, herein! Du Dichtersfürst der Farben,
 Das hast du gut gemacht! ;,;
 Du darfst uns nicht beim frohen Mahle darben;
 Den Humpen ihm gebracht! ;,;

Musiker.

75 Rauschend auf Cherubs=
 Schwingen getragen,
 Verträum' ich mein Leben
 In Harmonien.
 Aber es senkt sich
 Der Flug hernieder,
 Und in der Halle,
 80 Der festlich erhellten,

Seh' ich der Stühle
 Viele bereitet,
 Und der goldene Nektar blinkt.
 Empfängt mich gastlich,
 85 Söhne der Musen,
 Reicht mir die Schale,
 Trinkt mir die funkelnde zu!

Chor.

Herein, herein! Beherrscher du der Töne,
 Das hast du gut gemacht! :,:
 90 Ihm fließe Wein, daß er sich her gewöhne!
 Den Humpen ihm gebracht! :,:

Leser.

Ich habe meine Pflichten treu erfüllt,
 Genügt, wie ich gesollt; einheimisch dann
 95 Im schönen Dichterlande, hab' ich Ohr
 Und Herz dem Zauber eurer Schöpfungen
 Geliehn, und nicht den oft verschuldeten,
 Den schweren Vorwurf über mich geladen,
 Daß ich, was besser ungeschrieben wär'
 100 Geblieben, doch geschrieben hätte; — nein,
 Ich trete kühn in diesen Kreis, es sind
 Die Hände mir von Tinte rein geblieben.

Chor.

Herein, herein! Du seltenster der Gäste,
 Das hast du gut gemacht! :,:
 105 Er dürste nicht bei unserm frohen Feste!
 Den Humpen ihm gebracht! :,:

Niederstreit.

Die Säng' er saßen in dem Saal,
 Gelehnt auf ihre Harfen,
 Nach dem Genossen ihrer Wahl
 Sie rings die Blicke warfen:
 5 Die Jünger streben hohen Drangs;
 Wer ist ein Meister des Gesangs?
 Wem reichen wir die Palme?

Der Jünger.

Der Palmen nicht begehrend, naht'
 Ich euch, ehrwürd'gen Meistern.
 10 Verteilet sie nach weisem Rat
 Den sangbegabten Geistern!
 Mir schläft das Lied in tiefster Brust
 Und träumt, sich selber unbewußt,
 Und kann sich nicht gestalten.
 15 Mich laßt, wo ihr begeistert singt,
 Bei mächt'ger Harfen Rauschen,
 Nach dem, was mir im Busen ringt,
 In euren Liedern lauschen.
 Es schwellen wogend Lust und Schmerz;
 20 Ich bin ganz Ohr, ich bin ganz Herz,
 Und meine Tränen rollen.

Der Sänger.

Das deutsche Lied, der deutsche Laut
 Sind frei, so wie Gedanken;
 25 Ihr Jünger, die ihr euch vertraut,
 Wir öffnen euch die Schranken.
 Verhalle, was nur leerer Schall!
 Und wecke späten Widerhall,
 Wem es ein Gott gegeben!
 30 Du aber komm, seltsamer Gast,
 Du sitzest bei uns nieder
 Und übst die Gabe, die du hast,
 Du Widerhall der Lieder;
 Die Palme, die des Sieges Pfand,
 Wir legen sie in deine Hand,
 35 Dem Würd'gen sie zu reichen.

Die Löwenbraut.

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid',
 Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
 Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
 Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.
 5 Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
 Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
 Die Jungfrau, zart und wonnereich,
 Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich;

10 „Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
 Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
 Und hatten uns lieb und hatten uns gern;
 Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
 Dein mähnenumvogtes, königlich Haupt;
 15 Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
 Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O, wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
 Mein starkes, getreues, mein redliches Tier!
 Ich aber muß folgen, sie taten's mir an,
 20 Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei;
 Ich wurde gefreiet; es ist nun vorbei; —
 Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
 Und nicht vor Tränen die Blicke mehr hell.

25 Verstehst du mich ganz? schaußt grimmig dazu;
 Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du!
 Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
 So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!“

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
 30 Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
 Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
 Erfasst Entsetzen die hangende Braut.

Er stellt an die Tür sich des Zwingers zur Wacht,
 Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
 35 Sie, flehend, gebietend und drohend, begehrt
 Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei.
 Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei!
 Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!“
 40 Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Mut.

Die Unselige wagt's, sich der Türe zu nahn,
 Da fällt er, verwandelt, die Herrin an;
 Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
 Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

- 45 Und wie er vergossen das teure Blut,
 Er legt sich zur Leiche mit finsternem Mut;
 Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
 Bis tödlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

Der Bettler und sein Hund.

„Drei Taler erlegen für meinen Hund!
 So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
 Was denken die Herrn von der Polizei?
 Was soll nun wieder die Schinderei?

- 5 Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
 Der keinen Groschen verdienen kann;
 Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
 Ich lebe ja nur von Hunger und Not.

- 10 Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
 Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
 Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
 Allein mich fand, zu mir sich gefellt?

- 15 Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
 Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
 Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
 Getrost gehungert und nicht geknurret?

- 20 Es geht zur Meige mit uns zwein;
 Es muß, mein Tier, geschieden sein!
 Du bist, wie ich, nun alt und krank;
 Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank!

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
 Dir geht's wie manchem Erdensohn.
 Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht;
 Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

- 25 Das ist der Strick, das ist der Stein,
 Das ist das Wasser, — es muß ja sein.
 Komm her, du Rötter, und sieh mich nicht an,
 Noch nur ein Fußstoß, so ist es getan!“

30 Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
 Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt;
 Da zog er die Schlinge sogleich zurück
 Und warf sie schnell um sein eigen Genick.

Und tat einen Fluch, gar schauerhaft,
 Und raffte zusammen die letzte Kraft
 35 Und stürzt' in die Flut sich, die tönend stieg,
 Im Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
 Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh',
 Wohl zog er sie winselnd und zerrend her;
 40 Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verscharret in stiller Stund',
 Es folgt' ihm winselnd nur der Hund;
 Der hat, wo den Leib die Erde deckt,
 Sich hingestreckt und ist da verreckt.

Der Invalide im Irrenhaus.

Leipzig, Leipzig! arger Boden,
 Schmach für Unbill schafftest du.
 Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
 Trankst mein rotes Blut, wozu?

5 Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
 Was ein Tor nicht alles glaubt,
 Und von schwerem Säbelsstreich
 Ward gespalten mir das Haupt.

10 Und ich lag, und abwärts wälzte
 Unheilshwanger sich die Schlacht;
 Über mich und über Leichen
 Sant die kalte, finstre Nacht.

Aufgewacht zu grausen Schmerzen,
 Brennt die Wunde mehr und mehr;
 15 Und ich liege hier gebunden,
 Grimm'ge Wächter um mich her.

Schrei' ich wütend noch nach Freiheit,
 Nach dem bluterkauften Glück,
 Peitscht der Wächter mit der Peitsche
 20 Mich in schänd'ge Ruh' zurück.

Des Gesellen Heimkehr.

„Wer klopft so stark? wer begehrt ins Haus?
Ich schließe nicht auf, mein Eherr ist aus.“

„Und sag' ich dir an, der klopft, ist dein Sohn,
O Mutter, o Mutter! so öffnest du schon.“

5 „Was kehrtest du heim, mein Sohn, so geschwind,
Bevor noch die Jahre verstrichen sind?“

„Ich kehrte heim — ich war wohl betört —
Hast, Mutter, du nie vom Heimweh gehört?“

10 „Mein Mann, befürcht' ich, vernimmt's nicht gern; —
O weh, daß ich freite den anderen Herrn!“

„O weh, daß dem zweiten du hin dich warfst
Und nicht mit dem Sohne dich freuen mehr darfst!“

„Mein Sohn, o schone der Mutter dein
Und laß das Gerücht nur Gottes sein!“

15 „O meine Mutter! — doch mache mir kund,
Wo weilt die Christel zu dieser Stund?“

„Mein Mann ist streng, unfreundlich fast;
Er trieb aus dem Haus den ihm lästigen Gast.“

20 „Des Sohnes Braut aus dem Hause gejagt! —
So auch den Sohn, sei Gott es geklagt!

Das Heimweh trieb; ich kam geeilt;
Die Heimat hat gar bald mich geheilt.

Und falls Frau Mutter mich länger nicht hält,
Möcht' weiter ich ziehn in die weite Welt.

25 Wohin — wen kummert's? — auf gutes Glück,
Und käme vielleicht so bald nicht zurück.

Wde! du gibst deinen Segen mir doch —
Und Gott, vielleicht, erbarmet sich noch!“

30 So schied er und wandte zu gehen sich um;
Die Mutter verharrte zitternd und stumm.

Und wie hinab er die Straße gewallt,
Am Thor, vor der Wache, da macht er Halt.

Stand Christel dort im Soldatenschwarm
Und hing verbüht dem einen im Arm.

35 Wie aber sie erst den Gesellen erschaut,
Verbüht' sie ihr Antlitz und weinte laut.

Da haben umher die Soldaten der Wacht
Mit lärmendem Jubel sie ausgelacht.

40 Er hat nicht gelacht, er hat nicht geweint;
Er starrte sie an und war wie versteint.

Er raffte sich endlich, endlich auf
Und stürzte hinaus mit schnellerem Lauf.

Wohin? wen kümmert's? man weiß es nicht,
Erzählt sich zur Kurzweil nur manche Geschichte'.

45 Er war hienieden so ganz verarmt;
Hat Gott vielleicht sich feiner erbarmt?

Sein Nam', als eines Verschollenen, hat
Zu dreimal gestanden im Wochenblatt.

Die Sonne bringt es an den Tag.

Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas;
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein;
Es war im heitern Sonnenschein. —

5 Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand,
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:

10 „Du bringst es doch nicht an den Tag.“

„Wer nicht? was nicht?“ die Frau fragt gleich;
„Was stierst du so an? was wirfst du so bleich?“
Und er darauf: „Sei still, nur still!

15 Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.“

Die Frau nur dringender forschet und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,

Mit süßem und mit bitterm Wort;
 Sie fragt und plagt ihn fort und fort:

20 „Was bringt die Sonne nicht an den Tag?“

„Nein, nimmermehr!“ — „Du sagst es mir noch.“ —
 „Ich sag' es nicht.“ — „Du sagst es mir doch.“ —
 Da ward zuletzt er müd und schwach
 Und gab der Ungefügigen nach. —

25 Die Sonne bringt es an den Tag.

„Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
 Da traf es mich einst gar sonderbar;
 Ich hatt' nicht Geld, nicht Kanzen, noch Schuh',
 War hungrig und durstig und zornig dazu. —

30 Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
 Ringsher war's still und menschenleer:
 Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not!
 Den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!

35 Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: „Bergieße nicht mein Blut,
 Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
 Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
 Er war ein alter, schwacher Mann —

40 Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

So rücklings lag er blutend da;
 Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
 Noch hob er zuckend die Hand empor,
 Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:

45 „Die Sonne bringt es an den Tag!“

Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
 Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
 Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
 Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —

50 Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Dann zog ich weit und weiter hinaus,
 Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus. —
 Du weißt nun meine Heimlichkeit,
 So halte den Mund und sei gescheit!

55 Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Wann aber sie so flimmernd scheint,
 Ich merk' es wohl, was sie da meint,
 Wie sie sich müht und sich erboht. —
 Du, schau' nicht hin und sei getrost!

60 Sie bringt es doch nicht an den Tag.“

So hatte die Sonn' eine Zunge nun; ·
 Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn. —
 „Gevatterin, um Jesus Christ!

65 Laßt Euch nicht merken, was Ihr nun wißt!“ —
 Nun bringt's die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
 Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
 Wen flechten sie außs Rad zur Stund' ?
 Was hat er getan? wie ward es kund' ?

70 Die Sonne bracht' es an den Tag.

Das Auge.

Dir ist der alte Müller bekannt,
 Bolei, der wackre, wird er genannt,
 Bettlägerig ins zwanzigste Jahr,
 Der Geist noch kräftig, heiter und klar.

5 Ihn rührte der Schlag in der Schreckensnacht,
 Wo vom Stall herüber, vom Sturme gesacht,
 Der ungeheure Brand das Schloß
 Ergriff und über das Dorf sich ergoß.

10 Wo's galt zu retten, war er dabei,
 Der erste, der kühnste, der wackre Bolei;
 Er meint', und sprang in die Glut hinein,
 Der Stallknecht möchte zu retten noch sein.

15 Den Friß begrub der Lodernde Graus;
 Selbst kam er mit brennenden Kleidern heraus;
 Und wie darauf er ins Wasser sprang,
 Ward er gelähmt auf sein Leben lang.

20 Sein Aug' ist wunderbarlich hell,
 Den Kindern und Keinen ein freundiger Quell;
 Doch nimmer den scharfen Lichtblick erträgt,
 Wer selbst im Busen Nächtliches hegt.

Bolei war jüngst im Haus allein;
 Es trat ein fremdes Weib zu ihm ein;
 Ein Fäßlein Branntwein trug sie daher,
 Den bot sie feil und rühmte ihn sehr.

25 „Es steht nach Branntwein nicht mein Sinn;
 Geh du mit Gott nur wieder hin!“
 Sie ließ sich nicht abweisen und trat
 Zubringlich näher und trogte und bat.

Er sah sie an verwundert schier:
 30 „Geh du mit Gott! was suchst du hier?“
 Sie machte frech der Worte noch viel,
 Bis scharf sein Blick ihr ins Auge fiel.

Dem wollte sie nicht noch weichen sogleich
 Und wurde doch stumm und wurde doch bleich;
 35 Da schrie sie auf: „Was siehst du mich an?
 Was willst du? was hab' ich Böses getan?“

Er aber lag auf dem Lager dort,
 Sah bloß sie an und sprach kein Wort;
 Und zitternd stand sie gefesselt und schien
 40 Unmächtig, sich dem Blick zu entziehen.

„Was willst du von mir, Entsetzlicher, sprich!
 Laß ab von mir! was peinigst du mich?
 Ich bin nicht schuldig; was hältst du Gericht?
 Wend' ab dein Auge, halte mich nicht!“

45 Er aber lag auf dem Lager dort,
 Sah scharf sie an und sprach kein Wort.
 Und heftiger immer erzitterte sie
 Und rang, sich loszureißen, und schrie:

„Wend' ab dein Auge! was hast du erdacht?
 50 Was hältst du mich fest? wer gibt dir die Macht?
 Was dringt dein Blick mit dem blutigen Schein
 Des lodernden Brandes so auf mich ein?!

Wer redet vom Brande? was geht der mich an?
 Wie darfst du sagen: ‚ich hab' es getan?!‘
 55 Ich sage: ‚Nein! was keiner weiß,
 Das macht mich nicht bang und macht mich nicht heiß.“

- Er aber lag auf dem Lager dort,
 Sah schärfer sie an und sprach kein Wort.
 Sie rang, wie ihrer selbst nicht bewußt,
 60 Da erscholl ein Schrei aus zerrissener Brust:
 „Du weißt es schon, daß ich es war!
 Nun ja! nun ja! es ist doch wahr!
 Der böse Feind hat mich versucht,
 Die Liebe, was weiß ich? die Eifersucht!
 65 Das weißt du: Friß, der die Eh' mir versprach,
 Ging jetzt der Anne Marie doch nach;
 Ich hatt's ihm gesagt, und — als er schlief —
 Das Messer war scharf, der Schnitt war tief. —
 Er zappelte noch und röchelte bang;
 70 Das Blut, das rann die Dielen entlang;
 Er hatte des Blutes entsetzlich viel!
 Es trieb der Böse damit sein Spiel.
 Ja, wenn die Flamme das Blut nur leckt
 Mit roter Zunge, so wird es verdeckt.
 75 Und unten im Stalle war willig das Stroh,
 Auf einmal flackert' es lichterloh!“
 Sie sprach's und stöhnte und raffte sich auf
 Und war verschwunden in schnellem Lauf.
 Er sah ihr nach erschrocken fast,
 80 Bis er zum Beten sich stille gefaßt.

Des Basken Etchehons Klage.

(Gazette des tribunaux.)

- Gendarmen, ausgesendet,
 Zu fahen den Etchehon,
 Ihr sucht ihn vergeblich zu Barcus;
 Er ist zu den Bergen entflohn.
 5 Die Pyrenäen verbergen
 Ihn gastlich in ihrem Schoß;
 Da teilt er, in bitterem Glend,
 Des flüchtigen Wildes Loß.
 Es staunen La Soules Hirten
 10 Zu Eguiton ihn an
 Und reichen das Brot des Mitleids
 Dem blutigen Sängersmann.

15 „Ihr staunt, mitleidige Hirten,
Wie blutig die Hand mir sei? —
Zehn Jahre hab' ich geschmachtet
In Ketten und Sklaverei.

Ich hab' ein Weib mir gefreiet
In meiner Jugend Kraft;
20 Sie hat mich umstricket in Liebe,
Mir Gift in das Haus nur geschafft.

Fünf Jahre lag ich in Ketten,
War kaum noch meiner bewußt;
In Eifersucht zehn Jahre,
Die reißt erst scharf in die Brust.

25 Ich trug wohl, Eguiapal,
Um dich der Ketten Last; —
Was trieb dich, mein Weib zu verführen,
Der selbst du ein Weib doch hast?

30 Du wußtest Ränke zu schmieden,
Du spanntest um mich den Verdacht;
Derweil in Sünde du schwelgest,
Werkam ich in Kerker Nacht.

35 Ich lag in Ketten, im Kerker,
Auf Stroh, in Elend und Not,
Erweichte mit meinen Tränen
Mein hartes, mein trockenes Brot.

Du, übermüt'ger Gefelle,
Warst Herr in dem Hause mein
40 Und schliefe auf meinen Pfühlen
Und trankest von meinem Wein.

Und als den Tag der Freiheit
Ich endlich, endlich geschaut,
Da dünkte reif uns die Rache,
Da hat es vor mir dir gegraut.

45 Ja, zittre, tückischer Wube!
Ich lade verhängnisvoll
Ins Feuerrohr die Kugel,
Die nieder dich strecken soll.

50 So harrt' ich zu Nacht bei der Brücke
 Von Barcus auf dich, mein Ziel;
 Es trieben die Geister der Hölle
 Mit mir ihr graufiges Spiel.
 Ich sah dich; du kamst gegangen;
 Ich zielte sicher und gut;
 55 Ein Druck — und — Etchegohen
 Lag röchelnd in seinem Blut.
 Mein Etchegohen, der liebend
 Mich stets zu erfreuen gestrebt! —
 Das ist das Blut, ihr Hirten,
 60 Das mir an den Händen klebt.
 Und nicht vergebens schreit es
 Um Rache zum Himmel empor;
 Du bist mir, Equipal,
 Der Schuldige, siehe dich vor!
 65 Du mochtest frevelnd dich rühmen,
 Wie trefflich dir alles gelang;
 Durch dich ein gleiches Verderben
 Die Besten von Barcus umschlang.
 Bin müde, nur Lieder zu dichten
 70 Zu müßigem Zeitvertreib,
 Nur Tränen der Wut zu weinen,
 Gleich einem gekränkten Weib.
 Es zieht mit Gewalt mich hinunter,
 Hinunter ins heimische Thal;
 75 Ob ich, ob du sollst dienen
 Den Geiern des Himmels zum Mahl?“

Das Mädchen zu Cadix.

„Willst, ein Schlechter unter Schlechten,
 Um die Spanierin du buhlen?
 Wirrend zu der Laute singst du,
 Und der Franke hält die Runde.
 5 Geht, ich kenn' euch, Taubenherzen!
 Geht, ich kenn' euch, Andalusier!
 Euch die Spindel, uns die Waffen,
 Besser ständ's mit Spaniens Ruhme!

10 Regen sich in ihrer Scheide
Eure Messer ungeduldig,
Durstend nach dem Blut der Fremden,
Sprecht ihr zu dem Eisen: „Ruhig!“

15 O, der übermüt'gen Fremden!
Über euch sei ihre Rute,
Über euch, ihr feigen Knechte,
Würdig solcher Nebenbuhler!“ —

20 „Herrin, Worte schweren Inhalts
Sprichst du aus mit leichter Zunge;
Stehst du mit den fremden Henkern
Scherzend gegen mich im Bunde?“ —

„Dünken dich, mein zarter Knabe,
Schon des Mädchens Worte furchtbar? —
Sieh den Franken! — willst du Schutz nicht
Unter meinem Mantel suchen?“ —

25 „Unverhohlen, was begehrt du?
Eh' ich solche Schmach erdulde,
Will ich jede Tat begehen,
Gehen selber dann zugrunde!“ —

30 „Dieser kommt im Glanz der Waffen
Und vertrauet seiner Jugend;
Bist ein Spanier du, beweis' es, —
Nieder mit dem stolzen Buben!“ —

35 Aber röchelnd lag der fremde
Krieger schon in seinem Blute;
Schergen holten ein den Täter,
Brachten ihn daher gebunden.

40 Und das Mädchen sang frohlockend:
„Diesmal ist es mir gelungen!
Eines Toren werd' ich ledig,
Und der Franke zahlt die Buße.“

Diese Worte hört der Spanier,
Winket schweigsam seiner Buhlen,
Zieheth schweigsam dann vorüber,
Finstern Sinnes, kocken Mutes. —

45 „Nicht ihr, Franken, gebt den Tod mir,
Nicht um Sühne muß ich bluten,
Weil ich Spaniens Boden schmückte
Mit dem ihm verfallnen Purpur.

50 Mein, ich trag' in meinem Herzen
Schweigsam schon die Todeswunde;
Meine Herrin hat gerichtet,
Meine Stunde hat gerufen!“ —

55 Also sang er vor der Fronte,
Als die Augen ihm verbunden;
Auf den Wink des Führers sank er,
In dem Herzen sieben Kugeln.

Nächtliche Fahrt.

„In Purpur pranget der Abend,
Der Landwind hebet schon an;
Zur Luftfahrt ladet der Fischer
Dich, Mädchen, in seinen Rahn.“ —

5 „Noch heißer begehrt' ich selbender
Mit dir zu fahren als du.
Gib voll das Segel dem Winde!
Es kommt zu steuern mir zu.“ —

10 „Du steuerst zu kühn, o Mädchen,
Hinaus in das offene Meer;
Du trauest dem leichten Fahrzeug
Bei hohen Wellen zu sehr.“ —

15 „Mißtrauen sollt' ich dem Fahrzeug?
Ich habe dazu nicht Grund,
Die einst ich deiner Treue
Getrauet in böser Stund'.“ —

20 „Unsinnsige, wende das Ruder!
Du bringest uns beide in Not;
Schon treiben der Wind und die Wellen
Ihr Spiel mit dem schwachen Boot.“ —

„Laß treiben den Wind und die Wellen
Mit diesen Brettern ihr Spiel!
Hintweg mit Rudern und Segel!
Hintweg! ich bin am Ziel.

25 Wie du mich einst, so hab' ich
 Dich heut zu verderben berückt;
 Mach' Frieden mit dem Himmel;
 Denn siehe, der Dolch ist gezückt!
 30 Du zitterst, verworfner Betrüger,
 Vor dieses Messers Schein?
 Verratene Treue schneidet
 Noch schärfer ins Herz hinein.
 Und manche betrogene Buhle
 Härt stille zu Tode sich;
 35 Ich weiß nur, mich rächend, zu sterben.
 Weh über dich und mich!“ —
 Der Jüngling rang die Hände,
 Der eigenen Schuld bewußt;
 Sie stieß den Dolch in das Herz ihm,
 40 Und dann in die eigene Brust.
 Es trieb ein Braß an das Ufer
 Bei wiederkehrender Flut;
 Es lagen darauf zwei Leichen,
 Gebadet in ihrem Blut.

Die Sterbende.

Geläute schallt vom Turm herab;
 Es ruft der Tod, es gähnt ein Grab.
 Ihr sünd'gen Menschen, zum Gebet!
 Ein gleiches Loß bevor euch steht.
 5 Im Sterben liegt ein schönes Weib,
 Sie weint um ihren jungen Leib,
 Sie weint um ihre sünd'ge Lust,
 Sie ringt die Hände, sie schlägt ihre Brust.
 Es harret des Ausgangs ihr Gemahl,
 10 Blickt starr und kalt auf ihre Qual;
 Sie windet sich in dieser Stund'
 Zu seinen Füßen, sie öffnet den Mund:
 „Vergib mir, Gott, in deiner Huld!
 Vergib, Gemahl, mir meine Schuld!
 15 Ich klag' es an in bitterer Neu';
 Weh mir! ich brach geschworne Treu.“ —

„Vertrauen ist Vertrauen wert!
 Und machst du mir kund, wie du mich entehrt,
 So mach' ich dir kund in deiner Not:
 20 ,Du stirbst am Gift, das ich dir bot.“ —

Die Giftmischerin.

Dies hier der Bloß, und dorten klast die Gruft.
 Laßt einmal noch mich atmen diese Luft.
 Und meine Leichenrede selber halten.

Was schauet ihr mich an so grausenvoll?

5 Ich führte Krieg, wie jeder tut und soll,
 Gen feindliche Gewalten.

Ich tat nur eben, was ihr alle tut,
 Nur besser; drum, begehret ihr mein Blut,
 So tut ihr gut.

10 Es sinnt Gewalt und List nur dies Geschlecht;
 Was will, was soll, was heißet denn das Recht?
 Hast du die Macht, du hast das Recht auf Erden.

Selbstsüchtig schuf der Stärke das Gesetz,
 Ein Schlächterbeil zugleich und Fangeneß

15 Für Schwächere zu werden.
 Der Herrschaft Zauber aber ist das Geld:
 Ich weiß mir Befreß nichts auf dieser Welt
 Als Gift und Geld.

20 Ich habe mich aus tiefer Schmach entrafft,
 Vor Kindermärchen Ruhe mir geschafft,
 Die Schrecken vor Gespenstern überwunden.
 Das Gift erschleicht im Dunkeln Geld und Macht

Ich hab' es zum Genossen mir erdacht
 Und hab' es gut befunden.

25 Hinunter stieß ich in das Schattenreich
 Mann, Brüder, Vater, und ich ward zugleich
 Gehrt und reich.

Drei Kinder waren annoch mir zur Last,
 Drei Kinder meines Leibes; mir verhaßt,
 30 Erschwerten sie mein Ziel mir zu erreichen.

Ich habe sie vergiftet, sie gesehn,
 Zu mir um Hilfe rufend, untergehn,
 Bald stumme, kalte Leichen.

35 Ich hielt die Leichen lang auf meinem Schoß
 Und schien mir, sie betrachtend tränenlos,
 Erst stark und groß.

Nun fröhnt' ich sicher heimlichem Genuß;
 Mein Gift verwahrte mich vor Überdruß
 Und ließ die Zeugen nach der Tat verschwinden.

40 Daß Lust am Gift, am Morden ich gewann,
 Wer, was ich tat, erwägt und fassen kann,

Der wird's begreiflich finden.

Ich teilte Gift wie milde Spenden aus
 Und weilte lüstern Auges, wo im Haus

45 Der Tod hielt Schmaus.

Ich habe mich zu sicher nur geglaubt
 Und büß' es billig mit dem eignen Haupt,
 Daß ich der Vorsicht einmal mich begeben.

50 Den Fehl, den einen Fehl beren' ich nur
 Und gäbe, zu vertilgen dessen Spur,

Wie viele eurer Leben!

Du, schlachte mich nun ab, es muß ja sein!

Ich blicke starr und fest vom Rabenstein

Sns Nichts hinein.

Der Tod des Räubers.

(Nach de la Vigne.)

Dem Söldner zahlt den ausgerufen Preis! —

Der sonst um Romas Mauern weit im Kreis

Gemordet und geraubt, liegt überwunden;

Der Schreckliche verspricht aus tiefen Wunden

5 Sein Blut so heiß.

Die Seinen haben ihn hinabgetragen

In ihre Höhle, wo beim Fackelschein

Um den Gefallnen sie gekauert klagen;

Der Alte liegt besinnungslos, allein

10 Die Pulse schlagen.

Der späht, indem den Brand er näher schiebt,

Ob er kein Lebenszeichen von sich gibt,

Der spricht, indem er geht, das Grab zu graben,

Und seine Tränen er verschluckt: „Wie haben

15 Wir ihn geliebt!

Die um das Sterbebett des Papstes weilen,

Sie haben nicht für ihn die Herzlichkeit.

Wie wußt' er zu der Blünderung zu eilen!

Wie stark im Kampf, und welche Ehrlichkeit

20 Sodann beim Teilen!

Er war ein echter Christ vom alten Schlag;
 Er hielt die Fasten, wie nur einer mag;
 Die heil'ge Kirche nebst den Heil'gen ehrt' er,
 Und Raub und Mord und jedes Werk verwehrt' er
 25 Am Feiertag.

Da hatte nicht ein Christenkind zu beben;
 Der Kezer durfte nur, wie sich's gebührt,
 Der Engländer uns zu schaffen geben. —
 Beweiset euch, wenn's so zu sterben führt,
 30 Noch fromm zu leben!

Nun regt er sich; erwartet sein Gebot!“ —
 Er streckt die Hand aus, breit und blutig rot,
 Sie suchet seine Flinte noch zu fassen;
 Nicht will er von der alten Waffe lassen,
 35 Nicht in den Tod.

Sie war so manche Jahre sein getreuer,
 Sein einziger Beschützer und Genöß;
 Er freut sich ihrer, die er hält so teuer,
 Versucht mit starrem Finger noch das Schloß —
 40 Da gibt sie Feuer.

„Schon gut, du kennst mich noch; — indessen rafft
 Der Söldner mich inmitten meiner Kraft;
 Ich kann nicht selber meine Rache nehmen;
 Du mußt dich einer stärkern Hand bequemen,
 45 Die Rache schafft.

Durch dich getroffen, muß der Wicht erstarren,
 Den schuldest du mir noch, versage nicht!
 Sie werden in die Erde mich verscharren;
 Drei Tage geb' ich Zeit; tu deine Pflicht!
 50 Ich werde harren.“

Des Weges zog ein Mönch von ungefähr;
 Mit Geld und milden Gaben hatten schwer
 Die Gläub'gen ihn beladen; dieses bracht' er
 Dem Kloster zu, des Geldes nur gedacht' er; —
 55 So zog er her.

Ein Räuber hieß, ehrfürchtig die Gebärde,
 Das Haupt entblößt, ihn folgen zu dem Platz;
 Er kam unweigerlich, den Blick zur Erde,
 Mit leisem Schritt, daß klingend nicht sein Schatz
 60 Verraten werde.

Und brünstig betet' er zu Gott empor;
 Da klang dies Wort unheimlich in sein Ohr:
 „Ihr sollt mich beichten hören, mich entbinden,
 So lieb Euch Euer Kopf ist, meiner Sünden.
 65 Confiteor:

Es lastet mancher Mord auf meiner Seele,
 Darauf war einmal mein Gewerb' gestellt.“
 Demütig sprach mit angstgeschnürter Kehle
 Der Mönch: „Wer ist, mein Sohn, in dieser Welt
 70 Ganz frei von Fehle?“

Erbaulich kreuzigte, wer um ihn stund,
 Bei jedem Mord sich traurend, den sein Mund
 Berichtete; und ferner sprach der Alte:
 „Wie sich's mit meinem Nachlaß noch verhalte,
 75 Ich mach' es kund.

Im Namen Gottes und der Jungfrau sollen
 Gehören meinem Weib Geschmeid' und Tand!
 Dir mein Gewehr, um Rache mir zu zollen!
 Euch, Herr, mein Geld! — die Seel' in Gottes Hand!
 80 Mög' er sie wollen!“

Der Mönch empfing im Schrecken seinen Lohn
 Und gab dem Sünder Absolution;
 Dann trat das schöne Weib herein, mit stieren,
 Mit stolzen Augen, in den Armen ihren
 85 Unmünd'gen Sohn.

„Tot“, rief sie, „tot! doch hat er nicht die Seinen
 Verlassen, und kein Feiger liegt er da!“
 „Nein!“ schrie er zornig auf, „wer dürft' es meinen?“
 Das Kind indessen weinte, weil es sah
 90 Die Mutter weinen.

Sie warf sich neben den geliebten Mann,
 Nahm in den Schoß sein Haupt und weinte dann.
 Ihm klapperten vor Schmerz die Zähne heftig;
 Bezwingen wollt' er sich noch willenskräftig;
 95 Es ging nicht an.

„Wir werden länger nicht vereinigt bleiben;
 Leb' wohl, du gutes Kind! es wird nun wahr:
 Der scheidet, will auch uns vonsammen treiben.“
 Er lächelte, — sein Lächeln aber war
 100 Nicht zu beschreiben.

„Und weißt du noch den Kuß, der uns verband,
 Den ersten, als im Wald ich einst dich fand,
 Dich widerstrebend fest umschlungen hatte,
 Und liebesstark dein Bräutigam, dein Gatte
 105 Dich überwand?
 So laß mit einem letzten Kuß uns scheiden!
 Nicht wonnetrunken, taumelnd, unbewußt,
 Nein, schmerzenreich besiegelt er uns beiden,
 Wie jener erste dort die erste Lust,
 110 Die letzten Leiden.

Es will nicht taugen, daß du einsam bist;
 Nimm einen wackern Mann nach kurzer Frist,
 Und beide liebet meinen armen Knaben!
 Laßt, wie ich selbst, ihn Gott vor Augen haben
 115 Als guter Christ!
 Wann dreizehn Jahr' er alt ist, so erschein' er
 Zum Abendmahl; dann sprich zu ihm das Wort
 Dein Vater, der dich schaut, war kühn wie keiner;
 Sieh hier sein Grab, die offne Straße dort, —
 120 Und denke seiner!“

Er sprach's; dann ging's zu sterben; in der Wut
 Der Schmerzen wälzt' er stöhnend sich im Blut,
 Das Antlitz bleich, von Angstschweiß überslossen.
 Noch rief er: „Ave!“ — „Amen!“ die Genossen
 125 Mit trübem Mut.
 Dann sank sein müdes Haupt zurück. Hienieden
 Gehört die Ehr' ihm: „Feuert in die Luft
 Noch dreimal die Musketen! schaffet Frieden
 Vor Kinderschrei um dieses Mannes Grust!
 130 Er ist verschieden.“

Der Graf und der Leibeigene.

1.

Laß, Graf, die Jagd und wende dein Roß!
 Es wird, bevor du erreichst dein Schloß,
 Wo kreißend die Gräfin begehrend dein,
 Der Erbe vielleicht dir geboren sein.

5 Wie sprengt er daher mit freudigem Mut!
Wie trieft der Kappe von Schweiß und von Blut!
Die Burg erreicht er mit letzter Kraft, —
Verwirrung herrscht in der Dienerschaft.

Es dringt in das Frauengemach der Graf;
10 Die Wöchnerin liegt in ruhigem Schlaf,
Die Frauen entfernt, die Fenster verhängt,
Die Wiege dicht an das Bette gedrängt.

Er deckt die Wieg' auf, atmend kaum; —
Zwei Knaben faßt der enge Raum;
15 Zu Haupt liegt einer, der andre am Fuß;
Wie schwelgt nun sein Herz in Überfluß!

Er hebt den einen, den andern mit Lust
Aus enger Wiege an seine Brust;
Er legt sie beisammen, und wieder hervor
20 Sie hebend, hält er die beiden empor.

„Wie bin ich so reich, wie war ich so arm!
Nun wieg' ich der Sprößlinge zwei im Arm;
Nun grünt mein Stamm in Üppigkeit;
Nun soll er mir ragen in Herrlichkeit!“

25 Da kommt die Wehemutter herein;
Sie ahnet schon, was geschehen mag sein;
Sie hört und sieht ihn erschrocken an:
„Was hast du, Graf, was hast du getan?

Entbunden ward mit der Herrin zugleich
30 Die Schaffnerin. — Was wirfst du so bleich? —
Sie hat, die hier sich geschäftig verlegt,
Der Kinder eins in die Welt gesetzt.

Zu Häupten lag, der dir gehört.
Der andre zu Füßen, wie sich's gehört.
35 Wer ist dein Blut, wer dein Geschlecht?
Leibeigen wer und niedrer Knecht?“

Da ruft er entsetzt: „Was hab' ich getan?
Mein Sohn, mein Sohn! wer zeigt mir ihn an?“
Erwachend ruft die Gräfin: „Mein Kind!
40 O, gebt mein eigenes Kind mir geschwind!“

Vergebliche Klage! Kein Zeuge spricht;
 Zu kennen sind die Kinder nicht;
 Verloren ist der Irrung Spur;
 Die Zeichen schweigen, es schweigt die Natur.

2.

„Bald legt sich der Alte zur letzten Ruh',
 Und fällt sein brechendes Aug' erst zu, —
 Auf welcher Seite sei das Recht, —
 So bin ich der Herr, so bist du der Knecht.“ —

5 „Du, Doppelgänger, bist mir fast,
 So wie ich dir, in der Seele verhaßt;
 Und schläft er . . . ich frage nach keinem Recht,
 So bin ich der Herr, so bist du der Knecht.“ —

10 „Ich bin der Graf, wer widersagt
 Dem hochgeborenen Herrn? Wer wagt
 Verblendet gegen mich den Raub?
 Vor mir, Leibeigener, in den Staub!“ —

15 „Ich bin der Graf und dulde hier
 Dein blasses Bild nicht neben mir;
 Ich werfe dich in den tiefsten Turm;
 Zu meinen Füßen kneuch, du Wurm!“ —

20 „Wenn schmähen deine Zunge darf,
 Ist doch dein Schwert viel minder scharf,
 Sonst müßte bald entschieden sein
 Wohl zwischen uns das Mein und Dein.“ —

25 „Was warten wir, daß sein Auge bricht?
 Ich fälle dich gleich, du Bösewicht!“ —
 „Was warten wir? das sprachst du gut;
 Gleich dünge mein Land dein schwarzes Blut!“

30 Bernahmst du, Graf, der Waffen Klang
 Vom Hag herüber die Halle entlang?
 Was trägt dein schwankender Fuß dich dahin?
 Ach! Unheil ahnet dein finsterner Sinn.

Und über zwei Leichen auf blutigem Grund,
 Da ringt er, verwaist, die Hände wund
 Und weint die alten Augen blind
 Und schüttelt sein grauses Haar in dem Wind.

Der Waldmann.

Der Wandrer eilt das Tal hinauf,
 Er steigert fast den Schritt zum Lauf;
 Der Pfad ist steil, die Nacht bricht ein,
 Die Sonne sinkt in blut'gem Schein,
 Die Nebel ziehn um den Drachenstein.

Und wie er bald das Dorf erreicht,
 Ein seltsam Bild vorüberschleicht,
 Gespenstisch fast, unheimlicher Gast. —
 Drückt ihn annoch des Lebens Last?
 Gewährt das Grab ihm keine Rast?

„Ihr friedlichen Leute, was zaget ihr
 Und kreuziget euch und zittert schier?“ —
 „Ob mir das Haar zu Berge steigt,
 Ich sag's dir an, wenn alles schweigt:
 Es hat der Waldmann sich gezeigt.“

„Der Waldmann?“ — „Ja. Du wirfst nicht bleich,
 Du bist hier fremd, ich dacht' es gleich;
 Ich bin ein achtzigjäh'rger Mann
 Und war ein Kind, als sich's entspann;
 Ich bin's, der Kunde geben kann.

Die Drachenburg stand dazumal
 Stolz funkelnd noch im Sonnenstrahl;
 Da lebte der Graf in Herrlichkeit,
 Bei ihm, bewundert weit und breit,
 Das junge Fräulein Adelheid.

Der Schreiber Waldmann, höflicher Art,
 Trübsinnig, blaß und hochgelahrt,
 Erfreute sich der Gunst des Herrn;
 Er sah das Fräulein nur zu gern,
 Und der Versucher blieb nicht fern.

Zu reden wie er, kein andrer verstund;
 Er webte fein mit falschem Mund
 Das Netz, womit er sie umschlang;
 Er sprach von Lieb', er sprach von Rang,
 Von freier Wahl und hartem Zwang,
 Von Gott und Christo nebenbei
 Und Sündenhaftes allerlei;
 So hat er sie bestürmt, geplagt,
 Gequält, umgarnt, sei's Gott geklagt!
 Bis sie ihm Liebe zugesagt.

Spät ward's dem Vater hinterbracht;
 Sein Zorn, sein Mitleid sind erwacht;
 Sein Kind Erbarmen bei ihm fand;
 Der falsche Schreiber ward verbannt
 45 Bei Leibesstrafe von Burg und Land.

Schön Adelheid in Tränen zerfloß;
 Der Waldmann aber irrt' um das Schloß;
 Er kannt' nicht Ruh', er wußt' nicht Rat,
 Er wütete, brütete früh und spat
 50 Und sann auf schauerliche Tat.

Er sandt' ihr heimlich einen Brief,
 Wovor es kalt sie überlief:
 „Zusammen sterben!“ hieß es darin;
 „Getrennt zu leben, bringt keinen Gewinn;
 55 Nach einem Dolchstoß steht mein Sinn.

Du schleichst zu Nacht aus des Schlosses Raum
 Und stellst dich ein beim Kästenbaum!
 Bestellt das Brautbett findest du,
 Das Bett zur langen, langen Ruh';
 60 Am Morgen deckt dein Vater uns zu.'

Und wie in schwerem Fiebertraum
 Zog's sie zu Nacht nach dem Kästenbaum.
 Ob da sie selbst den Tod begehrt,
 Ob widerstrebt, ob sich gewehrt,
 65 Die Nacht verbirgt's, kein Mensch es erfährt.

Der Tag, wie er in Osten ergraut,
 Hat erst das blut'ge Werk geschaut;
 Er hat in der Geliebten Brust,
 Die Liebe nur atmet und süße Lust,
 70 Den Dolchstoß sicher zu führen gewußt.

Wie aber sie sank in seinen Arm,
 Ihr Blut verspritzte so rot und warm,
 Da merkt' er erst, wie das Sterben tut,
 Da ward er feig', da sank sein Mut,
 75 Da dünkt' es ihn zu leben gut.

Er hat die Leiche hingestreckt
 Und ist entflohn und hat sich versteckt.
 Es ward das Schreckniß offenbar,

80 Wie kaum die Arme verbliehen war;
Der Vater zerraupte sein greises Haar.

Er hat dem Mörder grausig geflucht:
Dem Tod zu entkommen, der drohend ihn sucht;
Er hat das Grab der Tochter bestellt,
Er hat sich bald zu derselben gesellt;
85 Sein Stamm verdorrt, die Burg zerfällt.

Der Waldmann dort bei den Gräbern haust,
Beim Kästenbaum, wann der Sturm erbraust,
Gespenstisch fast, unheimlicher Gast. —
Drückt ihn annoch des Lebens Last?
90 Gewährt das Grab ihm keine Rast?

Man weiß es nicht; doch wann er steigt
Hinab zu Thal, im Dorfe sich zeigt,
So folgt ihm Unheil auf dem Fuß;
Verderben bringt sein ferner Gruß,
95 Und wen er anhaucht, sterben muß.“

Vergeltung.

Wie der Mai du anzuschauen,
Wonnereiche, Zarte, Feine,
Mit des Haares Gold, der blauen,
Klaren Augen Himmelsreine;
5 Mit den Lippen von Korallen,
Mit der Gabe zu gefallen,
Holdest, süßes Mägdelein! —
Mußt, unseligste von allen,
Du des Henkers Tochter sein?!

10 Und der Vater kam nach Hause
Düstern, fast verstorben Mutes;
Ihn verfolgt das Bild, das grause,
Des am Tag vergohnen Blutes: —
„Haben, die den Stab gebrochen,
15 Nach den Rechten auch gesprochen,
Schreit um Rache doch dies Blut.
Jene Rechte sind bestochen,
Sind der Unterdrücker Gut.

20 Ja, die Mächt'gen, die Beglückten,
 Ja, die Götter dieser Erden!
 Ihnen muß der Unterdrückten
 Sühnend Blut geopfert werden.
 Rein von Blut sind ihre Hände;
 25 Das Gesetz verlangt die Spende,
 Wie der Richter selber spricht;
 Ich Verworfenner bring's zu Ende,
 Ob das Herz darob mir bricht.

30 Recht und Freiheit! rufen wollte
 Dieser noch, da scholl der dumpfe
 Trommelschlag, — ein Wink, — es rollte
 Schnell sein Haupt, getrennt vom Kumpfe.
 Morgen werden Mütter weinen;
 Morgen folgen zwei dem einen,
 Und gebrandmarkt werden drei! —
 35 Möchte noch der Tag mir scheinen,
 Wo Vergeltung Lösung sei! —

40 Wühlt in seines Herzens Wunden
 So der Alte trüb' und trüber,
 Und die nächtlich hangen Stunden
 Ziehen träg' an ihm vorüber;
 Ewig scheint die Nacht zu dauern;
 Wahngelbilde sieht er lauern,
 Wo sein Auge starrend ruht,
 Sieht an den geweißten Mauern
 45 Rieseln der Gerechten Blut.

50 Und er hofft die düstern Sorgen,
 Sich beschäft'gend, abzustreifen;
 Im voraus zum andern Morgen
 Will er Beil und Messer schleifen,
 Will am Herde sich bemühen,
 Noch die Stempel auszuglühn,
 Die er morgen brauchen soll; —
 Blutrot sieht er Funken sprühen
 Um das Eisen schreckenvoll.

55 Blut und Blut! die grausen Bilder
 Stürmen auf ihn ein und hadern;
 Es empöret wild und wilder
 Sich das Blut in seinen Adern;
 Frieden hofft er nur zu finden,

60 Sich der Angst nur zu entwinden
In der reinen Unschuld Näh': —
„Dieser Spuk, er wird verschwinden,
Wann ich meine Tochter seh'.

Nahen will ich ihr, mich halten
65 Ihr zu Häupten, nur sie schauen,
Zum Gebet die Hände falten
Und auf meinen Gott vertrauen.“ —
Wie er sagte, also tat er;
Sorglich, leisen Schrittes naht' er,
70 Nicht zu stören ihre Ruh'. —
Was, verzweiflungsvoller Vater,
Suchst dein scharfes Messer du?

Ach, du siehst, weh dir Armen!
Siehst den Wüstling, siehst den Grafen,
75 Siehst der Tochter in den Armen
Den Verführer eingeschlafen.
Im Begriff, den Stoß zu führen,
Wirfst du andres noch erküren;
Ja, du wirfst das Messer weit; —
80 „Zeit war's, jene Blut zu schüren,
Und der Stempel liegt bereit. —

Wirfst nicht, Schandbub, mit dem Leben
Nur die Freveltat mir büßen;
Werde meinen Fluch dir geben,
85 Und du wirfst dich krümmen müssen!
Trage du auf deiner bleichen
Stirne dieses Rainszeichen,
Eingebrannt von meiner Hand!
Magst so ungefährdet schleichen,
90 Mann der Sünde, durch das Land!“

Zischend brennt sich ein das Eisen;
Schreiend fährt er aus dem Schläfe
Und erblickt den grimmen Greisen
Mit dem Werkzeug seiner Strafe. —
95 „Reuch von hinnen! Dein Erwachen
Möge den noch glaubend machen,
Der Vergeltung nicht geglaubt;
Gott ist mächtig in dem Schwachen!“
Spricht's und wiegt sein graues Haupt.

Der König im Norden.¹⁾

Es war ein König im Norden,
 Gar stolz, gewaltig und reich;
 Ihm gleich ist keiner geworden,
 Und nie wird einer ihm gleich.

5 Und als es galt zu sterben,
 Er saß am öden Meer;
 Es schlichen herbei seine Erben,
 Der Wolf, die Gule, der Bär.

10 Da sprach er zum zottigen Bären:
 „Dir lass' ich Forst und Wald;
 Kein Jagdherr wird dich stören
 Im lustigen Aufenthalt.“

15 Und weiter sprach er zur Gule:
 „Ich lasse sonder Zahl
 Dir Burgen und Städte, verteile
 Sie deinen Töchtern zumal!“

20 Und sprach zum Wolfe desgleichen:
 „Dir lass' ich ein stilles Feld,
 Mit Leichen und aber Leichen,
 So weit ich geherrscht, bestellt.“

Und wie er solches gesprochen,
 So streckt' er sich aus zur Ruh'; —
 Ein Sturm ist angebrochen,
 Der deckte mit Schloßen ihn zu.

 Laß ruhn die Toten.

Es ragt ein altes Gemäuer
 Hervor aus Waldesnacht;
 Wohl standen Klöster und Burgen
 Einst dort in herrlicher Pracht.

6 Es liegen im kühlen Grunde
 Behauene Steine gereiht;
 Dort schlummern die Frommen, die Starken,
 Die Mächt'gen der alten Zeit.

¹⁾ Ich schmückte mich mit fremden Federn. Dieses Gedicht ist eigentlich von Julius Curtius; ich habe es nur beim Abschreiben unbedeutend in den Worten verändert.

Was kommst du bei nächtlicher Weile
 10 Durchwühlen das alte Gestein?
 Und förderst herauf aus den Gräbern —
 Nur Staub und Totengebein!
 Unmächtiger Sohn der Stunde!
 Das ist der Zeiten Lauf.
 15 Laß ruhn, laß ruhn die Toten,
 Du weckst sie mit Klagen nicht auf!

Ungewitter.

Auf hohen Burgeszinnen
 Der alte König stand
 Und überschaute düster
 Das düster umwölkte Land.
 5 Es zog das Ungewitter
 Mit Sturmesgewalt herauf;
 Er stützte seine Rechte
 Auf seines Schwertes Knauf,
 Die Linke, der entsunken
 10 Das goldene Zepter schon,
 Hielt noch auf der finstern Stirne
 Die schwere, goldene Kron'.
 Da zog ihn seine Buhle
 Leis' an des Mantels Saum:
 15 „Du hast mich einst geliebet,
 Du liebst mich wohl noch kaum?“ —
 „Was Lieb' und Lust und Minne?
 Laß ab, du süße Gestalt!
 Das Ungewitter ziehet
 20 Herauf mit Sturmesgewalt.
 Ich bin auf Burgeszinnen
 Nicht König mit Schwert und Kron',
 Ich bin der empörten Zeiten
 Unmächtiger, bangender Sohn.
 25 Was Lieb' und Lust und Minne?
 Laß ab, du süße Gestalt!
 Das Ungewitter ziehet
 Herauf mit Sturmesgewalt.“

Der alte Sänger.

Sang der sonderbare Greise
Auf den Märkten, Straßen, Gassen
Gellend, zürnend seine Weise:

5 „Bin, der in die Wüste schreit.
Langsam, langsam und gelassen!
Nichts unzeitig! nichts gewaltsam!
Unablässig, unaufhaltsam,
Ungewaltig naht die Zeit.

10 Lorenwerk, ihr wilden Knaben,
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Last ihm abzustreifen,
Wann er erst mit Blüten prangt!
Lat ihn seine Früchte reifen
15 Und den Wind die Aste schütteln!
Selber bringt er euch die Gaben,
Die ihr ungestüm verlangt.“

Und die aufgeregte Menge
Zischt und schmäht den alten Sänger:
20 „Lohnt ihm seine Schmachgefange!
Tragt ihm seine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgestoen von den Reinen,
Treff' ihn allerorten Schmach!“

25 Sang der sonderbare Greise
In den königlichen Hallen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Vorwärts! vorwärts! nimmer lässig!
30 Nimmer zaghaft! kühn vor allen!
Unaufhaltsam, unablässig,
Ungewaltig drängt die Zeit.

35 Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache dir, dich stark zu zeigen,
Strom- und Windeskraft zu eigen!
Wider beide gähnt dein Grab.

Steure kühn in grader Richtung!
 Klippen dort? die Furt nur finde!
 Umzulenken heißt Vernichtung,
 40 Treibst als Brack du doch hinab.“

Einen sah man da erschrocken
 Bald erröten, bald erblaffen:
 „Wer hat ihn hereingelassen,
 Dessen Stimme zu uns drang?
 45 Wahnsinn spricht aus diesem Alten;
 Soll er uns das Volk verlocken?
 Sorgt, den Thoren festzuhalten,
 Laßt verstummen den Gesang!“

Sang der sonderbare Greise
 Immer noch im finstern Turme
 Ruhig, heiter seine Weise:
 „Bin, der in die Wüste schreit.
 Schreien muß' ich es dem Sturme;
 50 Der Propheten Lohn erhalt' ich!
 Unablässig, allgewaltig,
 55 Unaufhaltsam naht die Zeit.“

Deutsche Volksfagen.

„Die Sage will ihr Recht. Ich schreit' ihr nach.“
 Fouqué an Fichte. (Selb d. N. II.)

1. Das Riesenspielzeug.

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
 Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
 Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüßt und leer;
 Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

5 Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
 Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,
 Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
 Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
 10 Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
 Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
 Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

- Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
- 15 Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.
- „Ei! artig Spielbing!“ ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus.“
Sie kniet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,
- 20 Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt,
Und eilt mit freud'gen Sprüngen — man weiß, wie Kinder sind —
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei Vater, lieber Vater, ein Spielbing wunderschön!
So allerliebsteß sah ich noch nie auf unsern Höhn.“
- 25 Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei!“
- Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
30 Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.
- Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? das ist kein Spielzeug nicht!
- 35 Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin!
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!
Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es spricht der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
- 40 Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!“
- Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Die versunkene Burg.

Es ragt, umkrönt von Türmen, empor aus dunklem Forst
Ein steiler, luft'ger Felsen, das ist der Raubherrn Horst,
Und wie aus blauen Lüften der Nar auf seinen Fang,
So schießen sie auf Beute von dort das Tal entlang.

5 Drei Brüder sind's, auf Straßen zu Roß in blankem Stahl,
In Hermelin und Purpur daheim im Rittersaal,
In Blut und Lust und Sünden, in Stolz und Üppigkeit,
So schwelgen sie und prassen, gefürchtet weit und breit.

Und ihre freche Buhle weiß nicht, wie Hunger tut;
10 Sie prunkt in Gold und Seide und tritt aus Frevelmut
Die heil'ge Gottesgabe verächtlich in den Kot,
Sie geht einher auf Schuhen von feinem Weizenbrot.

Der Wächter hat gerufen: „Auf, Ritter, auf! zu Roß!
Von Reifigen erscheinet ein staubumwölfter Troß;
15 Das sind die fremden Kaufherrn, das ist der reiche Zug,
Die führen wenig Eisen, doch rotes Gold genug.“

„Vergeßt nicht eure Buhle,“ ruft ihnen nach die Maid,
„Schafft Gold und Edelsteine, schafft funkelndes Geschmeid',
Versorgt mit Singevögeln auß neu' den Rosenhag,
20 Daß sich an ihrem Zwitschern mein Ohr erfreuen mag!“

Und bald mit Jubel ziehen sie wieder burghinan,
Vor ihnen die Gefangnen, gebunden Mann für Mann. —
„Wir bringen dir die Vögel, die du begehret hast,
Im Rosenhag zu zwitschern, und Goldes manche Last.“

25 Der Rosenhag: tief öffnet und eng sich eine Gruft,
Das Burgverließ, es steigt empor der Leichen Duft;
Tief unten gähnt der Abgrund, ein jäher Fessenspalt;
Kein andrer Ausgang führet aus diesem Aufenthalt.

Da galt es zu verhungern. Der Angstruf, welcher drang
30 Aus diesem Schreckensschlunde, das war der Vogelsang;
Und wenn hinab sich stürzte, am Felsen sich zerstückt
Verzweilungsvoll ein Opfer, das war der Vogelsflug.

Sie stießen nun die Armen hinab in diesen Graus;
Da rief ein Greis, ein Priester, noch händeringend aus:
35 „Weh über euch, ihr Toren! die ihr verblendet seid,
Einst werden solche Werke mehr euch denn uns noch leid!“

Da rief ein Ritter grimmig: „Nun — Blutschuld, Sinnenlust?
Ich bin der eignen Werke vollkommen mir bewußt;
Ich will darüber brüten, bei meinem teuren Eid!
40 Biß zu dem Weltgerichte, sie werden mir nicht leid!“

Da rief der andre höhrend: „Du willst der Rabe sein?
Die Sorg' um meine Werke, so wie die Luft ist mein;
Ich selber will sie tragen, bei meinem teuren Eid!
Bis zu dem jüngsten Tage, sie werden mir nicht leid.“

45 Da rief der dritte lachend: „Sinunter in den Schlund,
Als Nachtigall zu singen, der hier gebellt als Hund!
Ich trage meine Werke, bei meinem teuren Eid!
Bis an den Tag der Tage, sie werden mir nicht leid.“

Wie frevelnd ihren Lippen das schnelle Wort entflohn,
50 Entgegnet aus der Tiefe ein Wehgeschrei dem Hohn,
Und „Amen!“ ruft die Buhle, die höllisch gellend lacht;
Da schallt und rollt der Donner, der Felsen wankt und kracht.

Und jene kreischt verwandelt, es rauscht der Flügelschlag,
Sie schwingt sich in die Lüfte, verfinstert wird der Tag;
55 Die Erde flammensprühend eröffnet ihren Mund,
Und wie die Burg versunken, so ebnet sich der Grund.

Du forschest nach der Stätte, wo einst die stolze stand?
Du fragtest nach den Namen, wie jene sonst benannt? —
Bergebliches Beginnen! Es waltet das Gericht;
60 Vergessen und verschollen! die Sage weiß es nicht.

3. Die Männer im Zobtenberge.

Es wird vom Zobtenberge gar Seltsames erzählt:
Als tausend und fünfhundert und siebenzig man gezählt,
Am Sonntag Quasimodo lustwandelte hinan
Johannes Beer aus Schweidnitz, ein schlichter, frommer Mann.

5 Er war des Berges kundig, und Schlucht und Felsenwand
Und jeder Stein am Stege vollkommen ihm bekannt;
Wo in gedrängtem Kreise die nackten Felsen stehn,
War diesmal eine Höhle, wo keine sonst zu sehn.

Er nahte sich verwundert dem unbekanntem Schlund,
10 Es hauchte kalt und schaurig ihn an aus seinem Grund;
Er wollte zaghaft fliehen, doch bannt' ihn fort und fort
Ein lüsterneß Entsetzen an nicht geheuren Ort.

Er faßte sich ein Herze, er stieg hinein und drang
Durch enge Fessenspalten in einen langen Gang;
15 Ihn lockte tief da unten ein schwacher Dämmererschein,
Den warf in ehrner Pforte ein kleines Fensterlein.

Die Pforte war verschlossen, zu welcher er nun kam;
 Er klopfte, von der Wölbung erdröhnt' es wunderfam;
 Er klopfte noch zum andern, zum drittenmal noch an,
 20 Da ward von Geisterhänden unsichtbar aufgetan.

An rundem Tische saßen in schwarzbehangnem Saal,
 Erhell't von einer Ampel unsicher bleichem Strahl,
 Drei lange, hagre Männer; betrübt und zitternd sahn
 Ein Pergament vor ihnen sie stieren Blickes an.

25 Er, zögernd auf der Schwelle, beschaute sie genau, —
 Die Tracht so altertümlich, das Haar so lang und grau; —
 Er rief mit frommen Gruße: „Vobiscum Christi pax!“
 Sie senkzten leise wimmernd: „Hic nulla, nulla pax!“

Er trat nun von der Schwelle nur wen'ge Schritte vor,
 30 Vom Pergamente blickten die Männer nicht empor;
 Er grüßte sie zum andern: „Vobiscum Christi pax!“
 Sie lallten zähneklappernd: „Hic nulla, nulla pax!“

Er trat nun vor den Tisch hin und grüßte wiederum:
 „Pax Christi sit vobiscum!“ sie aber blieben stumm,
 35 Erzitterten und legten das Pergament ihm dar:
 „Hic liber obedientiæ“ darauf zu lesen war.

Da fragt' er: wer sie wären? — Sie wüßten's selber nicht.
 Er fragte: was sie machten? — Das endliche Gericht
 Erharrten sie mit Schrecken, und jenen jüngsten Tag,
 40 Wo jedem seiner Werke Vergeltung werden mag.

Er fragte: wie sie hätten verbracht die Zeitlichkeit?
 Was ihre Werke waren? Ein Vorhang wallte breit
 Den Männern gegenüber und bildete die Wand;
 Sie bebten, schwiegen, zeigten darauf mit Blick und Hand.

45 Dahin gewendet, hob er den Vorhang schauernd auf:
 Geripp' und Schädel lagen gespeichert da zuhauf;
 Vergebens war's mit Purpur und Hermelin verdeckt,
 Drei Schwerter lagen drüber, die Klängen blutbefleckt.

Drauf er: ob zu den Werken sie sich bekenneten? — „Ja.“
 50 Ob solche gute waren, ob böse? — „Böse, ja.“
 Ob leid sie ihnen wären? Sie senkten das Gesicht,
 Erschraken und verstummten; sie wüßten's selber nicht.

4. Der Birnbaum auf dem Walserfeld.

Es ward von unsern Vätern mit Treuen uns vermacht
 Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht;
 Wir werden unsern Kindern vererben sie auß' neu';
 Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

- 5 Das Walserfeld bei Salzburg bezeichnet ist der Ort,
 Dort steht ein alter Birnbaum, verstümmelt und verdorrt;
 Das ist die rechte Stätte, der Birnbaum ist das Mal,
 Geschlagen und gewürget wird dort zum letztenmal.

- 10 Und ist die Zeit gekommen, und ist das Maß erst voll, —
 Ich sage gleich das Zeichen, woran man's kennen soll —
 So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
 Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walserfeld.

- Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad sein,
 Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein;
 15 Da rinnen rote Ströme die Wiesenrain' entlang,
 Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

- Und wann das Werk vollendet, so deckt die Nacht es zu;
 Die müden Streiter legen auf Leichen sich zur Ruh';
 Und wann der junge Morgen bescheint das Blutgefild,
 20 Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenschild.

Nun sag' ich euch das Zeichen: Ihr wißt den Birnbaum dort,
 Er trauert nun entehret, verstümmelt und verdorrt;
 Schon dreimal abgehauen, schlug dreimal auch zuvor
 Er schon aus seiner Wurzel zum stolzen Baum empor.

- 25 Wann nun sein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
 Und Saft im morschen Holze auß' neu' lebendig rinnt,
 Und wann den grünen Laubschmuck er wieder angetan,
 Das ist das erste Zeichen: es reißt die Zeit heran.

- Und hat er seine Krone erneuet dicht und breit,
 30 So rückt heran bedrohlich die lang verheißne Zeit;
 Und schmückt er sich mit Blüten, so ist das Ende nah;
 Und trägt er reife Früchte, so ist die Stunde da.

- Der heuer ist gegangen zum Baum und ihn befragt,
 Hat wundersame Kunde betroffen ausgesagt;
 35 Ihn wollte schier bedünken, als rege sich der Saft
 Und schwellen schon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

Ob voll das Maß der Sünde? ob reifet ihre Saat
 Der Sichel schon entgegen? ob die Erfüllung naht?
 Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich eins wohl klar:
 40 Es sind die Zeiten heuer gar ernst und sonderbar.

5. Die Weiber von Winzperg.

Der erste Hohenstaufen, der König Konrad, lag
 Mit Heeresmacht vor Winzperg seit manchem langen Tag;
 Der Welfe war geschlagen, noch wehrte sich das Nest,
 Die unverzagten Städter, die hielten es noch fest.

5 Der Hunger kam, der Hunger! das ist ein scharfer Dorn;
 Nun suchten sie die Gnade, nun fanden sie den Zorn.
 „Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen Degen wert,
 Und öffnet ihr die Tore, so trifft euch doch das Schwert.“

Da sind die Weiber kommen: „Und muß es also sein,
 10 Gewährt uns freien Abzug! wir sind vom Blute rein.“
 Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gefühlt,
 Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

„Die Weiber mögen abziehen, und jede habe frei,
 Was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei!
 15 Laßt ziehn mit ihrer Bürde sie ungehindert fort!
 Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort.“

Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut,
 Da hat ein seltnes Schauspiel vom Lager man geschaut:
 Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Thor,
 20 Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Schritt hervor.

Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
 Sie tragen ihre Ehherrn, das ist ihr liebstes Gut.
 „Halt an die argen Weiber!“ ruft drohend mancher Wicht; —
 Der Kanzler spricht bedeutsam: „Das war die Meinung nicht.“

25 Da hat, wie er's vernommen, der fromme Herr gelacht:
 „Und war es nicht die Meinung, sie haben's gut gemacht;
 Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
 Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht.“

So war das Gold der Krone wohl rein und unentweih't.
 30 Die Sage schallt herüber aus halbvergeßner Zeit.
 Im Jahr elfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
 Galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland.

Abdallah.

(Tausend und eine Nacht.)

Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht,
 Es weiden um ihn die Kamele, die achtzig, sein ganzes Gut;
 Er hat mit Kaufmannswaren Bassora glücklich erreicht,
 Bagdad zurückzugewinnen, wird ledig die Reise ihm leicht.

5 Da kommt zur selben Quelle, zu Fuß am Wanderstab',
 Ein Derwisch ihm entgegen den Weg von Bagdad herab.
 Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl
 Und loben den Trunk der Quelle und loben Allah zumal.

Sie haben um ihre Reise teilnehmend einander befragt,
 10 Was jeder verlangt zu wissen, willfährig einander gesagt;
 Sie haben einander erzählt von dem und jenem Ort,
 Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend, und kenne wohl den Platz
 Und könnte dahin dich führen, den unermesslichsten Schatz.
 15 Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
 Wohl achtzig, wohl tausend Kamele, es würde zu merken nicht
 sein.“

Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
 Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz:
 „Mein Bruder, hör', mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
 20 Dir kann der Schatz nicht nützen, du machst mich glücklich und
 reich.

Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kamele mein,
 Nur achtzig Kameleslasten, es wird zu merken nicht sein.
 Und dir, mein Bruder, verheiß' ich, zu deines Dienstes Gold,
 Das beste von allen, das stärkste, mit seiner Last von Gold.“

25 Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab' es anders gemeint,
 Dir vierzig Kamele, mir vierzig, das ist, was billig mir scheint;
 Den Wert der vierzig Tiere empfängst du millionenfach,
 Und hätt' ich geschwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder,
 doch nach!“

„Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin,
 30 Wir teilen gleich die Kamele, wir teilen gleich den Gewinn.“
 Er sprach's, doch taten ihm heimlich die vierzig Lasten leid;
 Dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

Und so erhoben die beiden vom Lager sich ohne Verzug;
 Abdallah treibt die Kamele, der Derwisch leitet den Zug.
 35 Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet, eng und schmal,
 Sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

Schroff, überhangend umschließet die Felswand rings den Raum,
 Noch drang in diese Wildnis des Menschen Fuß wohl kaum.
 Sie halten; bei den Tieren Abdallah sich verweilt,
 40 Der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge verteilt.

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsentwand
 Verdorrtes Gras und Reifig und steckt den Haufen in Brand;
 Er wirkt, so wie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein
 Mit seltsamem Tun und Reden viel kräftige Spezerein.

45 In Wirbeln wällt der Rauch auf, verfinsternnd schier den Tag;
 Die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donner Schlag;
 Die Finsternis entweicht, der Tag bricht neu hervor;
 Es zeigt sich in dem Felsen ein weitgeöffnet Thor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug' sie geschaut,
 50 Aus Edelfestein und Metallen von Geistern der Tiefen erbaut;
 Es tragen goldne Pilaster ein hohes Gewölb' von Kristall,
 Hellfunkelnde Karfunkeln verbreiten Licht überall.

Es lieget zwischen den goldnen Pilastern, unerhört,
 Das Gold hoch aufgespeichert, des Glanz den Menschen betört;
 55 Es wechseln mit den Haufen des Goldes, die Hallen entlang,
 Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der
 Gang.

Abdallah schaut's betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
 Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
 Sie schreiten zum Werke; der Derwisch hat klug sich Demanten
 erwählt,
 60 Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrtum und wechselt die Last und
 tauscht
 Für Edelfestein und Demanten das Gold, des Glanz ihn be-
 rauscht,
 Und was er fortzutragen die Kraft hat, minder ihn freut,
 Als, was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

65 Geladen sind die Kamele, schier über ihre Kraft;
 Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft:
 Der geht den Gang zu Ende und öffnet eine Truh'
 Und nimmt daraus ein Büchschchen und schlägt den Deckel zu.

Es ist von schlichtem Holze und, was darin verwahrt,
 70 Gleich wertlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart;
 Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeid';
 Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

Drauf schreiten hinaus die beiden, und draußen auf dem Plan
 Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt getan;
 75 Der Schatz verschließt sich donnernd; ein jeder übernimmt
 Die Hälfte der Kamele, die ihm das Loos bestimmt.

Sie brechen auf und wallen zum Quell der Wüste vereint,
 Wo sich die Straßen trennen, die jeder zu nehmen meint;
 Dort scheiden sie und geben einander den Bruderfuß;
 80 Abdallah erzeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Doch wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust;
 Des andern vierzig Lasten, sie dünken ihn eigener Verlust;
 Ein Derwisch solche Schätze, die eignen Kamele, — das kränkt,
 Und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah denkt?

85 „Mein Bruder, hör', mein Bruder!“ — so folgt er seiner Spur —
 „Nicht um den eignen Vorteil, ich den!' an deinen nur;
 Du weißt nicht, welche Sorgen, und weißt nicht, welche Last
 Du, Guter, an vierzig Kamelen dir aufgebürdet hast.

Noch kennst du nicht die Tücke, die in den Tieren wohnt;
 90 O glaub' es mir, der Mühen von Jugend auf gewohnt,
 Versuch' ich's wohl mit achtzig, dir wird's mit vierzig zu schwer,
 Du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr.“

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß recht du haben magst:
 Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
 95 Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn!
 Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn.“

Abdallah dankt und scheidet und denkt in seiner Eier:
 Und wenn ich zwanzig begehrte, der Tor, er gäbe sie mir;
 Er kehrt zurück im Laufe, es muß versucht sein;
 100 Er ruft, ihn hört der Derwisch und harret gelassen sein.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o traue meinem Wort:
Du kommst, unfundig der Wartung, mit dreißig Kamelen nicht
fort;

Die widerspenstigen Tiere sind störriger, denn du denkst,
Du machst es dir bequemer, wenn du mir zehen noch schenkst.“

- 105 Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß recht du haben magst;
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn!
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn.“

- Und wie so leicht gewähret, was kaum er sich gedacht,
110 Da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht;
Er hört nicht auf, er fordert, wohl ohne sich zu scheun,
Noch zehen von den zwanzig und von den zehen neun.

- Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt,
Noch dieß ihm abzufordern, des Herzens Gier ihn treibt;
115 Er wirft sich ihm zu Füßen, umfasset seine Knie:
„Du wirfst nicht nein mir sagen, noch sagtest du nein mir nie.“

- „So nimm das Tier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt!
Es ist, daß trauernd du scheidest von deinem Bruder, nicht wert.
Sei fromm und weis' im Reichtum und beuge vor Allah dein
Haupt,
120 Der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt.“

Abdallah dankt und scheidet und denkt in seinem Sinn:
Wie mochte der Tor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?
Da fällt ihm ein das Büchschchen: das ist das rechte Geschmeid',
Wie barg er's wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!

- 125 Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder, auf ein Wort!
Was nimmst du doch das Büchschchen, das schlechte, mit dir noch
fort?
Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?“ —
„So nimm es!“ spricht der Derwisch und legt es in seine Hand.

- Ein freudiges Erschrecken den Bitternden befällt,
130 Wie er auch noch das Büchschchen, das rätselhafte, hält;
Er spricht, kaum dankend, weiter: „So lehre mich nun auch,
Was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?“

Der Derwisch: „Groß ist Allah, die Salbe wunderbar.
 Bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschauest du klar
 135 Die Schätze, die schlummernden alle, die unter der Erde sind;
 Bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf beiden blind.“

Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
 Der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
 „Mein Bruder, hör', mein Bruder! Du machst es besser, traun!
 140 Bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich
 schaun!“

Willfährig tut's der Derwisch; da schaut er unterwärts
 Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende, schimmernde
 Erz;

Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
 Sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

145 Er schaut's und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
 Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
 Er denkt: Würd' auch bestrichen mein rechtes Auge zugleich,
 Vielleicht besäß' ich die Schätze und würd' unermeßlich reich:

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, zum letztenmal mich an!
 150 Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke getan;
 Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre du mir;
 Dann scheiden unsere Wege, und Allah sei mit dir!“

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, nur Wahrheit sprach
 mein Mund,

155 Ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund.
 Ich will, nach allem Guten, das ich dir schon erwies,
 Die strafende Hand nicht werden, die dich ins Elend stieß.“

Nun hält er fest am Glauben und brennt vor Ungeduld,
 Den Meid, die Schuld des Herzens, gibt er dem Derwisch schuld;
 Daß dieser sich so weigert, das ist für ihn der Sporn;
 160 Der Gier in seinem Herzen gesellet sich der Zorn.

Er spricht mit höhnischem Lachen: „Du hältst mich für ein Kind;
 Was sehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich
 blind;

Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke getan,
 Und wisse, daß, falls du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann!“

165 Und wie er noch der Drohung die Tat hinzugesügt,
 Da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt;
 Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug' er bestreicht —
 Die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O Derwisch, arger Derwisch, du doch die Wahrheit sprachst,
 170 Nun heile, kennnisreicher, was selber du verbrachst!“ —
 „Ich habe nichts verbrochen; dir ward, was du gewollt,
 Du stehst in Allahs Händen, der alle Schulden zollt.“

Er fleht und schreit vergebens und wälzet sich im Staub;
 Der Derwisch, abgewendet, bleibt seinen Klagen taub;
 175 Der sammelt die achtzig Kamele und gen Bassora treibt,
 Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.

Die nicht er schaut, die Sonne vollbringet ihren Lauf,
 Sie ging am andern Morgen, am dritten wieder auf;
 Noch lag er da verschmachtend; ein Kaufmann endlich kam,
 180 Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

Der heilige Martin, Bischof von Tours.

(Legende.)

„Diesen Martin“, rief der Satan, —
 „Fürchtet nichts, ihr Höllegeistler,
 Fürchtet nichts und hört den Rat an,
 Den geschmiedet euer Meister! —
 5 Diesen Martin, der, geplaget,
 Angefochten, — unverzaget,
 Unverfährdet, uns zum Hohn,
 Wiederbringt die Kreaturen,
 Die zu unsern Zeichen schwuren,
 10 Dem verhassten Menschensohn,
 Diesen gilt es zu verderben;
 Also will um ihn ich werben,
 Zählt ihn zu den unsern schon!“

Redend hat der Geist der Lüge
 Form und Körper angenommen,
 Und es sind des Heilands Büge,
 Welche seiner Arglist frommen. —
 15 „Fürchtet nichts, o Vielgetreue,
 Fürchtet nichts, wenn euch außs neue

20 Tief verhaßt der Anblick kränkt;
 Fürchtet nichts, ich bin der Alte,
 Der, wie er sein Antlitz falte,
 Alten Großes nur gedenkt!
 Ihm, den sie den Heil'gen schelten;
 25 Will ich für den Juden gelten,
 Bis er seine Seel' uns schenkt."

Und in Purpur prunkt er eitel,
 Gleich den Königen der Erde,
 Die Tiar' auf seiner Scheitel,
 30 Stolz und Hochmut die Gebärde.
 Und die Teufel faßt ein Grauen,
 Wie das Schreckenbild sie schauen,
 Und ein Weheruf erschallt:
 Heulend stürzen sie vonsammen,
 35 Suchen Schutz in ew'gen Flammen
 Vor des Rächers Allgewalt;
 Und mit Angst erfüllt nicht minder
 Auch den argen Trugserfinder
 Die erfrevelte Gestalt.

40 Bischof Martin liegt indessen,
 Lieb' im Herzen, Hoffnung, Glaube,
 Tief in Demut, selbstvergessen,
 Vor dem Kreuzifix im Staube:
 „Der du starbst, uns zu erlösen,
 45 Sieh uns Schwache von dem Bösen,
 Von der Sünde Garn umstellt;
 Straf uns nicht in deinem Zorne,
 Wasch uns rein im Gnadenborne
 Von der Schuld, die auf uns fällt!"
 50 Und es tritt der Geist der Lüge
 Vor ihn hin, er trägt die Züge
 Des Erlösers dieser Welt.

Und in Purpur prunkt er eitel,
 Gleich den Königen der Erde,
 55 Die Tiar' auf seiner Scheitel,
 Stolz und Hochmut die Gebärde:
 „Martin, sieh, ich bin der wahre
 Christus, und ich offenbare
 Dem mich, der zu mir sich neigt;
 60 Und es ist dir anbefohlen,

Anzubeten unverhohlen,
 Der sich deinen Augen zeigt.“
 Martin starrt, die Augen offen,
 Schier entrüstet und betroffen
 65 Den Versucher an und schweigt.

Und der Arge redet wieder:
 „Christus bin ich und befehle:
 Falle betend vor mir nieder
 Und ergib mir deine Seele!“
 70 Er darauf: „Der Allerbarmer
 War hienieden selbst ein Armer;
 Er, die Wahrheit, er, das Licht,
 Er, mein Christus, starb am Holze;
 Aber dich in deinem Stolze,
 75 Dich — entfleuch! — dich kenn' ich nicht.“
 Und es war der Trug zerstoßen;
 Martin, seinen Gott zu loben,
 Liegt im Staube fromm und schlicht.

Abba Glosz Leczeka.

Es schallen gut im Liede der Purpur und das Schwert,
 Doch hüllt sich oft in Lumpen, der auch ist preisenswert;
 Ich führ' euch einen Juden und Bettler heute vor,
 Den Abba Glosz Leczeka; verschließt ihm nicht das Ohr!

5 Er harrte vor der Türe von Moses Mendelssohn
 Gelassen und geduldig vor Sonnenaufgang schon;
 Wie hoch in Himmelsräumen zu steigen sie begann,
 Trat erst aus seiner Wohnung der weitberühmte Mann.

Ihn grüßt der fremde Bettler in polnisch-jüd'scher Tracht,
 10 Sein Gruß den Schriftgelehrten dem andern kenntlich macht;
 Er aber geht vorüber: „An Zeit es mir gebricht!“ —
 Der Fremde weicht zurücke, doch von der Schwelle nicht.

Und Mittag ward's und Abend, und als zur Nacht es ging,
 Die Stadt in ihren Straßen die Schatten schon empfing,
 15 Kam heim zu seinem Herde der weitberühmte Mann;
 Da grüßt' ihn noch der Bettler, wie morgens er getan.

Er sucht in seiner Börse nach einem Silberstück,
Ihm hält der fremde Bettler die milde Hand zurück:

„Das nicht von dir begehrt' ich, nur dein lebend'ges Wort;
20 Mich führt der Durst nach Wahrheit allein an diesen Ort.“ —

„Du scheinst der kleinen Gabe bedürftig mir zu sein.“ —
„Du hältst mich für unwürdig der größern!“ — „Tritt herein!
Suchst redlich du die Wahrheit, die vielen so verhaßt,
So sei dem Gleichgesinnten ein liebgehegter Gast!“

25 Beim wogenden Gespräche, beim häuslich trauten Mahl,
Beim Becher edlen Weines, dem flüss'gen Sonnenstrahl,
Erblickt dem fremden Bettler die Rede wunderbar,
Ein Gläub'ger und ein Denker, wie nie noch einer war.

Er hat des Wortes Fessel gesprengt mit Geisteskraft,
30 Er hängt am Guten, Wahren so recht mit Leidenschaft,
Er sprühet Lichtgedanken so machtvoll vor sich hin,
So eignen Reiz verleiht ihm sein heitrer, froher Sinn.

Und ob des felt'nen Mannes verwundert und erfreut,
Der seine Neigung fesselt und Ehrfurcht ihm gebeut,
35 Fragt Mendelssohn ihn traulich: „Wie haben Schul' und Welt
So seltsam dich erzogen und deinen Geist erhellet?“

Drauf er: „Du lenkst vom Lichte die Blicke niederwärts,
Zu forschen nach dem Menschen und schauen ihm ins Herz;
Ich zeige mich dem Freunde und meinen Weg und Ziel,
40 Und melde, wie die Binde mir von den Augen fiel.

Mein Forschen und mein Trachten, das bin ich selbst und ganz;
Minuten so wie diese sind meines Lebens Glanz;
Ich trage sechzig Jahre noch frisch und wohlgenut,
Noch schmilzt den Schnee des Alters des Herzens innre Gut.

45 Zu Gloss in unsern Schulen bekam ich Unterricht;
Der Talmud und der Talmud! sie wußten andres nicht;
Verhangen und verfinstert das göttliche Gebot,
Das leis' aus tiefstem Herzen sich doch mir mahnend bot!

Wie hab' ich oft mit Schmerzen die stumme Mitternacht
50 Auf ihren toten Büchern verstört herangewacht!
Wie hätt' ich fromm und willig den Lehrern nur geglaubt,
Und wiegte doch verneinend mein sorgenschweres Haupt!

Und nun ich sollte lehren, so wie ich selbst belehrt,
 Da hat sich mir die Rede gar wunderbar verkehrt;
 55 Da schalt aus mir die Stimme auf Säkungen und Trug,
 Dem Blitze zu vergleichen, der aus den Wolken schlug.

Sie haben sich entsetzt, sie haben mich fortan
 Bedrohet und gefährdet und in den Bann getan;
 Ich hatte mich gefunden, ich war, der ich nun bin,
 60 Ich folgte meiner Sendung mit leichtem, freud'gem Sinn.

So wallt' ich, in der Heimat ein Fremder, nun hinfort
 Verstoßen, fluchbeladen, unstät von Ort zu Ort
 Und forschte, sprach und lehrte und trachtete doch nur,
 Das arme Volk zu leiten auf eine bessere Spur.

65 Und dreizehn Bücher hatt' ich verfaßt mit allem Fleiß;
 Die Bücher, sie enthielten das Beste, was ich weiß;
 Zu Wilna, o! da waren fast grausam allzu sehr
 Die Ältesten des Volkes, wie nirgends anders mehr.

Sie haben meine Bücher zerrissen insgesamt
 70 Und haben zu den Flammen sie ungehört verdammt;
 Sie schichteten den Holzstoß beim alten Apfelbaum
 Vor ihrer Synagoge im innern Hofesraum.

Da standen in dem Rauche die Alten blöd' und blind,
 Den schlug auf sie hernieder ein mächt'ger Wirbelwind;
 75 Gereinigt schwang die Flamme sich zu dem höhern Licht;
 Den Geist, das Licht, die Sonne vernichteten sie doch nicht.

Ich selbst, ich sollte sterben, kaum heimlich war der Rat;
 Doch fand sich ein Rabbiner, der um mein Leben bat;
 Ich wurde bloß gezeißelt, und als man frei mich gab,
 80 So griff ich heitern Sinnes zu meinem Wanderstab.

Der freud'ge, rüst'ge Waller zieht über Berg und Thal,
 Ihm scheint, ihn erwärmet der lieben Sonne Strahl;
 Der Schoß der grünen Erde empfängt mit rechter Lust
 Sein müdes Haupt am Abend, er ruht an Mutterbrust.

85 Wer je von seinen Brüdern den Hunger selber litt,
 Teilt ihm vom letzten Brote gern einen Brocken mit;
 Er zieht durch Land und Städte und rühmt sich reich und frei
 Und weiß von keiner Armut und keiner Sklaverei.

Vor Sprach- und Stammbewandten entquillt an jedem Ort
 90 Aus übervollem Herzen ihm das lebend'ge Wort,
 Zu lehren und zu bessern, zu sichten sonder Scheu
 Den Glauben von dem Wahne, den Weizen von der Spreu.

Ist Felsen auch der Boden, die Saat verstreue nur!
 Es träufelt auf den Felsen wie auf die grüne Flur
 95 Des Ewig'n milder Regen. Beharrlichkeit! Geduld!
 Du zahlst deinem Schöpfer so deines Lebens Schuld.

Und herwärts zog mich mächtig und ahnungsvoll mein Herz,
 Von deines Namens Klange gelockt, du reines Erz!
 Du bist, den ich gesucht, du, der, vom Wahne fern,
 100 Zerbricht die hohle Schale und sucht nach ihrem Kern.

Das will auch ich, so reiche mir deine liebe Hand!
 Wir schaffen hier und knüpfen ein gottgefällig Band;
 Das Licht, das ist das Gute; die Finsternis, die Nacht,
 Das ist das Reich der Sünde und ist des Bösen Macht.

105 Dir strömet von den Lippen ein ruhig klarer Born,
 Es leiht gewalt'ge Worte mir oft ein heil'ger Born;
 So laß vor unserm Volke zerreißen uns vereint
 Des Aberglaubens Schleier, bis hell der Tag ihm scheint!

Nicht träge denn, nicht lässig! die Hand ans Werk gelegt!
 110 Versammle du die Jünger; es tagt, die Stunde schlägt!
 Wir hammern an den Felsen, bis hell der Stein erklingt,
 Und an das Licht der Sprudel lebend'gen Wassers springt.“

Darauf mit Rührung lächelnd der Wirt zu seinem Gast:
 „Genügt dir nicht, du Guter, was du erduldet hast?
 115 Soll wiederum sich schichten ein Scheiterhaufen? kann
 Die Geißel nicht dich lehren? Du Lehrbegier'ger Mann!

Du forschest nach der Wahrheit; erkenne doch die Welt,
 Die fester als am Glauben am Aberglauben hält!
 Was je gelebt im Geiste, gehört der Ewigkeit;
 120 Nur ruft es erst ins Leben die allgewalt'ge Zeit.

bleib hie und lerne schweigen, wo sprechen nicht am Ort!
 Du magst im stillen forschen, erwägen Geist und Wort
 Und magst das Korn der Furche der Zeiten anvertraun;
 Vielleicht wird einst dein Enkel die goldnen Saaten schaun.“

125 Drauf er: „Du schweigst, du Kluger, und schweigen soll mein
Mund;

So sprich, wer soll denn reden und tun die Wahrheit kund?

Du helles Licht des Geistes sollst leuchten freundlich mir;

Die Hand darauf! — Wir scheiden! mein Pfad, der trennt
sich hier.“

Er ging; dem Flammengeiste, dem Flammenherzen galt

130 Für Feigheit jede Vorsicht, und freundlich zürnend schalt
Ihn Mendelssohn vergebens; er ging und lehrt' und sprach,
Bis über ihn aufs neue das Ungewitter brach.

Die Ältesten des Volkes, entrüstet, luden ihn

Vor ihre Schranken: „Rede, was machst du in Berlin?“ —

135 „Ich forsch' in dem Gesetze, darüber sprech' ich auch
Mit andern Schriftgelehrten nach hergebrachtem Brauch.“ —

„Du stehst in keinem Dienste? hast kein Gewerbe?“ — „Nein!

Ich kann und will nicht handeln und mag nicht dienstbar sein.“ —

140 „Und wir, nach hies'ger Ordnung, verbieten diese Stadt
Dem ärgerlichen Neurer, der hier gelästert hat.“

Darauf erhob sich Abba und sprach: „Sarthherzigkeit,

Du bist zur Ordnung worden, du herrschest hier zur Zeit!

Und kennt ihr den Propheten Jeremia denn nicht,

Der so aus meinem Munde zu euch, ihr Starren, spricht:

145 „Die Missetat der Tochter von Sion, unerhört!

Verdunkelt Sodoms Sünde, die doch mein Grimm zerstört!

Die Schrift und die Propheten, die les' ich Tag und Nacht

Und hab' auch andre Worte zu eigen mir gemacht!

„Du sollst dich nicht entsetzen und sollst, du Menschenkind,

150 Vor ihnen dich nicht fürchten, die mir abtrünnig sind;

Du wohnst bei scharfen Dornen und Skorpionen dort;

Doch sollst du dich nicht fürchten, verkündest du mein Wort.“

Sie holten ihn am Abend wohl mit der Polizei,

Ihn auf die Post zu bringen; er rief den Freund herbei,

155 Der schafft' ihm einen Dienstschein; geschirmt war er so

Vor seinen Widersachern, sie waren des nicht froh.

Und eine Rechnung reichten zur Zahlung sie ihm dar,

Wo Postgeld nebst der Bütteln Gebühr verzeichnet war;

Er aber sprach und lachte: „Geduldet euch, ihr Herrn!

160 Hier paßt wohl ein Geschichtchen, und ich erzähl' es gern:

Den Unfern wird zu Lemberg ein kummervolles Loß,
Die jungen Herrn, die Schüler sind ganz erbarmungslos;
Den armen Unterdrückten mißhandeln sie und schmä'h'n
Und werfen ihn mit Steinen, wo immer sie ihn sehn.

165 Als einer, den sie schlugen, nah am Verscheiden war,
Vermaß sich die Gemeinde, bedrängt von der Gefahr,
Den Jesuitenobern zu klagen ihre Not;
Die haben unparteiisch erlassen ein Verbot:

170 „Es dürfen nicht die Schüler aus eitlem Zeitvertreib
Die Juden so mißhandeln, daß sie an ihrem Leib
Beschädigt werden möchten; es wird auch untersagt,
Blutrünstig sie zu schlagen, wie eben wird geklagt.

Ein arglos Schimpfen, Werfen, ein Stoß und solcherlei,
Das müssen sie erdulden und steht den Schülern frei,
175 Weil mancher unter diesen ist guter Eltern Kind,
Und Juden doch am Ende nur eben Juden sind.’

Ein Jud’ in diesen Tagen, der her die Straße kam,
Bemerkte, daß ein Schüler ihn recht zum Ziele nahm.
Er bückte sich heizzeiten und wich dem Stein noch aus,
180 Der klirrend flog ins Fenster dem nächsten Bürgerhaus.

Die Scheibe war zerbrochen; der Bürger säumte nicht
Und zog, Ersatz zu fordern, den Juden vor Gericht:
„Denn hättest du gestanden dem Wurf, wie sich’s gebührt,
So wurde von dem Steine mein Fenster nicht berührt.’

185 „Ihr habt den Stein geworfen, ich habe mich gebückt,
So hat der Wurf die Scheibe des Nachbars nur zerstückt;
Ich soll die Scheibe zahlen, das Recht, das eure, spricht’s;
Doch hat das Recht verloren, denn seht! ich habe nichts.“

190 Als jene sich entfernen, verblieben noch die zwei
Im traulichen Gespräche; sie dachten laut und frei;
Begegnen sich die Geister verwandt im Lichtrevier,
Das ist des Lebens Freude, das ist des Lebens Bier.

Und Abba zu dem Freunde: „Bin friedlich ja gesinnt;
Du siehst, daß allerorten sich Spader um mich spinnt;
195 Frei muß ich denken, sprechen und atmen Gottes Luft,
Und wer die drei mir raubet, der legt mich in die Gruft.

Von hinnen will ich ziehen, den Wanderstab zur Hand
 Ein Land der Freiheit suchen, nach Holland, Engelland;
 Der Druck hat hier den Juden Bedrückung auch gelehrt;
 200 Wohl wird er Duldung üben, wo Duldung er erfährt."

Und Mendelssohn dagegen und schüttelte das Haupt:
 „Du liebewerter Schwärmer, der noch an Duldung glaubt,
 Zieh hin, dich bloß zu geben auch dort der Eulenbrut!
 Dein zugewognes Glücksteil, das ist dein froher Mut.“ —

205 „Mein zugewognes Glücksteil, das ist die Liebe mein
 Zu meinem Volk; mein Glaube, zu bessern müß' es sein;
 Mein Hoffen, mitzuwirken dazu mit Gut und Blut;
 Du nennst die drei zusammen, das ist mein froher Mut.“

Und frohen Mutes nahm er den Wanderstab zur Hand
 210 Und zog wohl in die Fremde, nach Holland, Engelland;
 Den blut'gen Welterobrer verfolgt die Sage nur,
 Vom Menschenfreund und Bettler verlieret sich die Spur.

Zurück nach manchen Jahren gleich frohen Mutes kam
 Er nach Berlin gewandert; sein rechter Arm war lahm,
 215 Und blind sein andres Auge, vernarbt sein Angesicht,
 Sein Herz allein das alte, verändert war es nicht.

So trat er freundlich lächelnd vor Moses Mendelssohn:
 „Wie dort es mir ergangen, du Kluger, siehst es schon;
 Sie haben mich geschmähet, mißhandelt und verbannt;
 220 War ihnen Macht gegeben, sie hätten mich verbrannt.“

Und wieder frohen Mutes, da ihn Berlin verstieß,
 Zog er nach seiner Heimat, die Haß ihm nur verhiß;
 Da wallt' er rüst'gen Schrittes, ein Fremder, fort und fort,
 Verstoßen, fluchbeladen, unstät von Ort zu Ort.

225 Einst sucht' er wohl vergebens seit manchem Tag vielleicht,
 Wer ihm von seinem Brote das dürst'ge Stück gereicht;
 Der Schoß der Mutter Erde empfing zur letzten Ruh'
 Sein graues Haupt, ihm fielen die müden Augen zu.

Der neue Diogenes.

Was pressen sich die dichten Massen
 Des Volkes in den engen Raum?
 Es fassen, Amiens, deine Straßen
 Das wogende Gedränge kaum. —

5 Der Kaiser naht, der Herr der Welt;
 Hebt Siegeslieder an zu singen!
 Er hat der Feinde Macht zerschellt,
 Er naht, den Seinen Heil zu bringen! —

10 Der Freudenrausch, der sich ergossen,
 Er läßt den einen unberührt;
 Ein Steinmeß ist's, der unverdrossen
 Den Meißel und den Hammer führt;
 Der läßt den Zug vorübergehn
 Und nicht im Tagewerk sich stören,
 15 Als hab' er Augen nicht, zu sehn,
 Als hab' er Ohren nicht, zu hören.

Vom Roß herab bemerkt von ferne
 Der Kaiser dort den rüst'gen Mann;
 Es reizt ihn, daß er kennen lerne,
 20 Wer so von ihm sich sondern kann.
 Er hat sich ihm genahet, er fragt:
 „Was schaffst du da?“ — „Den Stein behauen!“
 Entgegnet der, und wie er's sagt,
 Er kann ihm scharf ins Antlitz schauen.

25 „Ich sah dich bei den Pyramiden,
 Du schlugst dich gut, du warst Sergeant;
 Wie kam's, daß du den Dienst gemieden,
 Vergessen hier und unbekannt?“
 „Ich habe meine Schuldigkeit
 30 Getan, o Herr, zu allen Stunden
 Und ward nach ausgedienter Zeit
 Von Eid und Kriegespflicht entbunden!“ —

35 „Es tut mir Leid, im Heer zu missen,
 Wer brav sich hielt im Kriegeslauf;
 Laß deinen kühnsten Wunsch mich wissen,
 Des Kaisers Gnade sucht dich auf!“ —
 „Ich brauche nichts; die Hände mein
 Genügen noch, mich zu ernähren;
 Laß mich behauen meinen Stein
 40 Und deiner Gnade nicht begehren!“

Georgis.

(Neugriechisch.)

Georgis, Held Georgis, hast oft die Hände rot
 Gefärbt in Türkenblute, gib einem noch den Tod!
 Wer aber bringt dir Kunde aus fernrer Heimat her?
 Du trägst nun Sklavenbande in unsrer Feinde Heer.

5 Der Türke Ariph schaltet in Aretas ebnem Land,
 Er hat die stolze Botschaft den Rajas rings gesandt:
 „Es sollen eure Töchter erscheinen allzumal,
 Zu meiner Lust zu tanzen vor mir in meinem Saal!“

Und an Georgis' Vater sein Wort ergangen ist:
 10 „Es werde deine Tochter beim Tanze nicht vermißt!“
 Sie kam, und als am Abend er frei die andern sprach,
 Da hatt' er sie erkoren zu seines Bettes Schmach.

Die Jungfrau, stark und tüchtig, von aller Hilfe bloß,
 Entwand sich dem Versucher und rang von ihm sich los;
 15 Im schnellen Lauf entflohen dem prunkenden Gemach,
 Erreichte, fromm und züchtig, sie bald das heim'sche Dach.

Zu ihres Vaters Hause am Morgen Ariph ging;
 Der Greis auf seiner Schwelle den argen Gast empfing;
 Er schickt ihn aus zum Frondienst und bringt ins Innre nun
 20 Die Jungfrau sucht der Wilde, Gewalt ihr anzutun.

Vor ihr in ihrer Kammer in Waffen er erscheint,
 Die Türen sind verschlossen, er nun zu siegen meint;
 Mit mannlichem Erkühnen greift selber sie ihn an;
 Er liegt vor ihr entwaffnet, ein furchtsam feiger Mann.

25 Da schwur er beim Propheten ihr einen teuren Eid,
 Er würde nun und nimmer versuchen eine Maid;
 Da gab sie dem Bezwungnen die Freiheit, aufzustehn,
 Und schenkt' ihm seine Waffen und hieß hinaus ihn gehn.

Er aber zähneknirschend, der tiefen Schmach bewußt,
 30 Nach blut'ger Rache dürstend, stößt schnell in ihre Brust
 Denselben Dolch, den eben ihm ihre Hand gereicht;
 Sie sinkt zu seinen Füßen, verblutet und erbleicht.

Vom Frondienst kommt der Alte zurück in böser Stund',
 Er schaut die teure Leiche und ringt die Hände wund:
 35 „Mein Sohn, mein Sohn Georgis, hast oft die Hände rot
 Gefärbt in Türkenblute, gib einem noch den Tod!“

Und Aripth hört den Jammer und schaut des Greises Schmerz; —
 Es ist ein Schuß gefallen, die Kugel traf ins Herz;
 Der Vater und die Tochter sind blutig nun vereint,
 40 Und keiner ist vorhanden, der über beide weint.

Georgis, Held Georgis, hast oft die Hände rot
 Gefärbt in Türkenblute, gib einem noch den Tod!
 Wer aber bringt dir Kunde aus ferner Heimat her?
 Du trägst nun Sklavenbande in unsrer Feinde Heer.

45 Die Möven bringen Kunde von Aretas heim'schem Strand;
 Er hört die Möven, schüttelt und sprengt sein Sklavenband;
 Ein Landsmann schafft ihm Waffen, ein andrer überfährt;
 Er brütet Tag' und Nächte auf Rache feltner Art.

Was wühlt er stumm und grausig ein neugeschüttet Grab
 50 Und stört die Leiche dessen, der ihm das Leben gab?
 Wohl schneidet aus dem Herzen er Aripth's Blei hervor
 Und ladet vielbedächtig damit sein Feuerrohr.

Der Türke hat vernommen, sein Feind ist heimgekehrt;
 Er schickt ihm eine Botschaft, daß seiner er begehrt.
 55 „Er möge heim mich suchen; ich traur' im öden Haus,
 Ich komme nicht zu Aripth und trete nicht hinaus.“

Wie jener es gehöret, erwacht der alte Groll;
 Er rufet seine Türken und spricht bedeutungsvoll:
 „Mir folgen zehn in Waffen! der Raja spricht mir Hohn, —
 60 Dem Vater und der Tochter gesell' ich noch den Sohn.“

Er schreitet zu Georgis wohl in das Haus hinein;
 Der Held saß überm Tische und trank den kühlen Wein;
 Er greift nach seiner Waffe: „Hab' oft die Hände rot
 Gefärbt in Türkenblute, dir schuld' ich noch den Tod.“

65 Er spricht's und schießt zurücke die Kugel, die er nahm
 Aus seines Vaters Leiche, auf den, von dem sie kam;
 Er zielte nach dem Herzen und trifft, der Schütze, gut; —
 Der Aripth wälzt sich röchelnd in seinem schwarzen Blut.

Georgis, Held Georgis, hast oft die Hände rot
 70 Gefärbt in Türkenblute, gabst Aripth auch den Tod!
 Dein Nachruhm lebt in Liedern in aller Griechen Mund
 Und wird noch unsern Enkeln in spätem Zeiten kund.

Lord Byron's letzte Liebe.

Byron ist erschienen! Der Kamönen
 Und des Ares Zögling strahlt, ein Held,
 Unter Hellas' heldenmüt'gen Söhnen
 Auf dem blutgedüngten Freiheitsfeld.

5 Und ihm schlagen aller Griechen Herzen —
 Eines nicht, nach welchem er doch ringt;
 Und er schafft sich unablässig Schmerzen,
 Wo er selbst das Heil den Völkern bringt.

10 „Wie mein Volk, so will ich dich verehren!“
 Mild, doch ungerührt die Jungfrau spricht:
 „Magst die Krone von Byzanz begehren,
 Meine Liebe nur begehre nicht!“

15 Eilig ward er einst zu ihr entboten,
 Die der Stern ist seiner innern Nacht;
 Stürmend folgt er, ahnungsvoll dem Boten. —
 Welch ein Schreckensbild vor ihm erwacht!

20 Starr lag, regungslos die Schmerzensreiche,
 Um ein Schwert die rechte Hand geballt;
 Langsam richtet sich empor die bleiche,
 Geisterartig herrliche Gestalt.

Sie beginnt: „Du sollst es jetzt erfahren;
 Frühe traf ich schon der Liebe Wahl,
 Gab sein Schwert auch meinem Palikaren,
 Als das Vaterland es mir befaßl.

25 Scheidend sprach ich ernst in ernster Stunde:
 Sieg nur oder Tod, das wissen wir;
 Auf denn! und ein Wort aus treuem Munde:
 Stirbst du unserm Volke, sterb' ich dir.

30 Du nun siehst mich dem Gestorbenen sterben;
 Fallend sandt' er mir zurück sein Schwert;
 Nimm es hin, du Dichterheld! Zum Erben
 Solchen Gutes bist nur du mir wert!“

35 Mit Entsetzen forschet er — und gelassen
 Spricht sie: „Gift!“ — und atmet, merklich kaum,
 Und vollbracht ist's; — seine Arme fassen
 Erst als Leiche seines Lebens Traum.

Byrons Züge seit der Stunde waren,
 Trüb' und nächtlich, wie sein düstres Loz;
 Und er nahm das Schwert des Palikaren
 Bald mit sich hinab in Grabes Schoß.

Sophia Kondulimo und ihre Kinder.

(Ed. Blaquière, Letters from Greece. London, 1828.)

Du sinkst, Missolonghi, und liegst in Trümmern nun,
 Bezeichnend nur den Friedhof, wo deine Helden ruhn;
 Einziehend jauchzt der Moslem, der unserm Glauben flucht,
 Und strauchelt über Leichen, wo er nach Sklaven sucht.

5 Sophia Kondulimo, die nun verwitwet stand, —
 Ihr Gatte war gestorben den Tod fürs Vaterland —
 Drückt ihre beiden Kinder an ihr gebrochenes Herz
 Und mißt die nächste Zukunft mit grenzenlosem Schmerz.

Die blühnde Jungfrau gleicht an hoher Schönheit Ruhm
 10 Der goldnen Aphrodite vom blinden Heidentum;
 Nicht Jüngling noch zu nennen, der Knab' entschüttelt kaum
 Der blondgelockten Stirne den frohen Kindheitstraum.

„Auf, auf! der wüste Lüstling, der Türke stürmt herbei!
 Noch steht ein Thor uns offen! Ob wohl noch Rettung sei?
 15 Nimm, Sohn, des Vaters Waffen, du — gestern noch ein Kind,
 Es spricht die Zeit dich mündig; nun sei, was Männer sind!“

Der Schande gilt's zu wehren, die gräßlich uns bedroht;
 Wir fliehen vor der Schande, wir fürchten nicht den Tod;
 Den letzten Schuß verwahrst du, auf meinen Wink bereit!
 20 Ich werde dir bezeichnen das Ziel und auch die Zeit.“

Es wälzt sich durch die Straßen, bedrängt von der Gefahr,
 Der Witwen und der Waisen verzweiflungsvolle Schar,
 Und flüchtend zu den Bergen, ergießt sie sich durchs Feld
 Und wird in vollem Jammer vom Brand der Stadt erhellet.

25 Berittne Haufen schweifen und stellen auf dem Plan,
 Sich Sklavinnen zu fangen, ein Menschentreiben an. —
 O weinet, meine Augen! ich kann im Glendmeer
 Sophia mit den Ihren nicht unterscheiden mehr.

Dort taucht sie aus der Menge, dort, bei der Bergesschlucht;
 30 O rette deine Kinder, besüßle deine Flucht!
 Es brechen Menschenräuber dort aus dem Hinterhalt,
 Und felbwärts jagen Reiter herbei mit Sturmgewalt.

Zu spät! Die Schmerzreiche ermißt, was kommen muß;
 Der Sohn, des Winks gewärtig, bereitet sich zum Schuß,
 35 Und sie — verhüllt ihr Antlitz und ruft: „Der Türke naht! —
 Dein Ziel — der Schwester Busen!“ — Geschehen ist die Tat.

Stumm liegt zu ihren Füßen die göttergleiche Maid,
 Von deren Herzensblutquell sich gräßlich färbt ihr Kleid.
 „Hinweg, hinweg! Sie ruhet gesichert so vor Schmach;
 40 Hinweg vor dem Entsetzen, wovor das Herz uns brach!“

Sie sind nur wen'ge Schritte noch weiter ab geflohn,
 Da sinkt an ihrer Seite verwundet auch der Sohn;
 Und wie in ihren Armen sie ihn zu bergen glaubt,
 Da blizt ein Türkensäbel hernieder auf ihr Haupt.

45 Sie deckt den zarten Sprößling mit ihrem eignen Leib;
 „Halt an! Und siehest, Unmensch, du nicht, ich bin ein Weib!“
 Der Türke hält, getroffen vom Mutterangstgeschrei,
 Und sparet die Gefangnen für harte Sklaverei.

Woher auf jenem Eiland das freudige Gewühl?
 50 Sie küssen dort den Boden mit frommem Danzgefühl.
 Ja, Eynards Boten eilten zur blutgedüngten Statt;
 Die Griechenklaven sind es, die er erkaufet hat.

Sophia Kondulimo, du Schmerzensmutter, hier?
 Und auch, den du gerettet, der Sohn zur Seite dir?
 55 Bist du zu längerem Jammer hienieden aufgespart,
 Das blut'ge Bild der Tochter in steter Gegenwart?

Noch bringen andre Schiffe der Freigekauften viel,
 Und viel des bittern Glends erreicht der Hoffnung Ziel;
 Der junge Kondulimo, gemischt in ihre Schar,
 60 Teilt Freud' und Leid mit jedem, den Griechenland gear.

„Wer bist du, Licht der Jungfrau? O, wäre nicht geschehn,
 Was selbst doch ich vollbrachte, ich dächte dich zu sehn;
 O Schwester! — ja, du bist es, ja, meine Schwester du!
 Nur führ' ich selbst der Mutter die Neugeborne zu!“

65 Gynard, du Freund der Menschheit, du segensreicher Mann,
Den auch der Dichter preisend nicht höher ehren kann!
Er beugt vor dir sich schweigsam und zollet dir gerührt
Mit Tränen frommer Ehrfurcht den Dank, der dir gebührt.

Chios.

1. Der Dichter.

„Auf! wach' auf! entsetzlich müssen
Fieberträume dich erschrecken,
Krampfhaft stöhnst du — laß mit Küssen
Dich dein treues Weib erwecken!“ —

5 „Dank dir, Weib! verscheuchst die bangen
Träume, hegst mich traut umfassen,
Und noch starrt mein Haar empor;
Noch, wohin die Blicke schweifen,
10 Seh' ich blut'ge Leichen schleifen,
Schwebt der Greuel Bild mir vor.

Dieses Buch¹⁾ — es ist vergebens!
Laß an deiner Brust mich weinen!
Nimmer wird die Lust des Lebens
Wieder lächelnd mir erscheinen.
15 Chios, blühnder Friedenzgarten,
Weh! du unterliegst dem harten,
Dem entmenschten Blutgericht;
Deine neunzigtausend Bürger
Sind erwürgt, es zürnt der Würger,
20 Daß an Opfern es gebriht.

Allah! ruft der Moslem, hauet
Greise nieder, Kinder, Frauen;
Christus! ruft der Raja, schauet
Himmelwärts mit Hochvertrauen;
25 Er begehrt die heil'ge Palme; —
Menschen mähet er wie Halme,
Jauchzet auf ob Allahs Sieg. —
Daß ist zu des Himmels Rache,
Daß ist für die heil'ge Sache
30 Völker- und Vernichtungskrieg!

¹⁾ Pouquevilles Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands, VI. Buch.

Die dem Wüterich zu willen
 Christensklaven hier verladen,
 Schnöden Goldesdurst zu stillen,
 Sich in Blut und Tränen baden,
 35 Die nach Stambul blut'ge Glieder
 Liefern der erschlagenen Brüder, —
 Weh mir! — sind — o Schand' und Spott!
 Wagt mein Mund es auszusprechen? —
 40 Franken sind es, und die Frechen
 Nennen Christum ihren Gott.

Und die Pairs von Frankreich haben
 Eines hohen Rats gepflogen,
 Solcher Schandtats, solchen Knaben
 Recht und Strafe zugewogen.
 45 Du — Willele, sollst mir sagen,
 Der den Rat zu unterschlagen
 Du dich nicht entblödest hast:
 Kennst du noch des Schlafes Mächte?
 Nicht die Träume meiner Nächte
 50 Tauscht' ich gegen deine Raft!“

2. Die Brüder.

„Als von Samos du uns brachtest,
 Logothetes, die Empörung,
 Unglücksel'ger, du bedachtest
 Nicht die drohende Zerstörung,
 5 Nicht Behib und seine Rotte,
 Ali nicht und seine Flotte,
 Nicht der Asiaten Brut;
 Du entfleuchst, — wir sind vernichtet;
 Der gereizte Tiger richtet,
 10 Sättigt sich in unserm Blut.“

Und er schreitet spähend, zagend
 Über Schutt und zwischen Leichen,
 Gold und Edelsteine tragend,
 In die Festung sich zu schleichen.
 15 Ach, er kommt, um zu den Füßen
 Des Behibs den Staub zu küssen,
 Kommt, den Unmensch zu erküßn; —
 Wird dem Glanz der Edelsteine,
 Wird Behib dem Goldescheine
 20 Unerbittlich widerstehn?

„Du und Ali habt's beraten:
 Alle Geiseln müssen sterben,
 Keiner soll von den Primaten
 Unserz Volkes Gnad' erwerben. —
 25 Nicht mit meinem Herrn zu rechten,
 Kam ich her; mit euren Knechten
 Schaltet, wie ihr's rätlich glaubt;
 Nimm hier deines Sklaven Gabe,
 Nimm, Herr, seine ganze Habe,
 30 Nimm sein dargebrachtes Haupt!

Ja, mein Haupt! Der Geiseln einer
 Ist mein Bruder; nicht den Guten
 Straf' am Leben, nimm statt seiner
 35 Mich und laß mich für ihn bluten!
 Er ist Vater vieler Kinder;
 Haupt um Haupt, es zählt nicht minder
 Meines als das teure Haupt.
 Nimm hier deines Sklaven Gabe,
 Nimm, Herr, meine ganze Habe,
 40 Nimm mein dargebrachtes Haupt!“

Und es scheint, daß er sich freue
 An dem Glanze des Metalles:
 „Gilt dir, Raja, Brudertreue
 45 überschwenglich mehr als alles?
 Willst den Tod für ihn erleiden?
 Wohl, ich werde nicht euch scheiden. —
 Schafft zur Stelle, den er meint!“
 Wie sie sich umarmen wollen,
 50 Winkt er; — beider Häupter rollen,
 Und der Tod hat sie vereint.

3. Die Märtyrer.

Welche nicht gewohnte Klänge
 Hallen von den Klüften wieder?
 Jubelruf' und Festgesänge:
 5 „Heil dem Kreuz!“ und Siegeslieder,
 Und der Türke schaut verzaget
 Nach den Bergen hin und fraget,
 Ob der Halbmond unterliegt?
 Ja, die Christusstreiter waren
 Stark in harten Kampfs Gefahren,
 10 Ja, es hat das Kreuz gesiegt.

Neun Tag' ist das Blut geflossen;
 Der Barbaren wilde Horden,
 Die sich rings ins Land ergossen,
 Fangen Menschen ein und morden;
 15 Herdentweise heimgetrieben,
 Wie sie fest im Glauben blieben,
 Sind dem Tode sie geweiht;
 Wen'ge sparet man zu Sklaven;
 Sie zu feilschen, sind im Hafen
 20 Fränk'sche Schiffe schon bereit.

Von den Bergen niederwallen
 Sieht man einen neuen Haufen;
 Diese sind, ach! abgefallen,
 Sich vom Tode loszukaufen;
 25 Türken, welche sie begleiten
 Und voran dem Zuge reiten,
 Triumphieren hoch entzückt;
 Doch sie selbst mit dumpfem Schweigen
 Und mit Schamerröten zeigen,
 30 Wie die Schmach sie niederdrückt.

Wie zum Richtplatz sie gelangen
 Und dem Tod ins Auge schauen,
 Dort, wo ihre Brüder hängen,
 Überwinden sie das Grauen;
 35 Es erfaßt sie, und sie heben
 Vor der Sünde nur, dem Leben,
 Vor der Schande bitterer Not: —
 „Heil dem Kreuze! wir sind Christen,
 Wollen nicht das Leben fristen;
 40 Gebt uns Märtyrern den Tod!“

Und der Pascha winkt im Grimme
 Seinen Schergen, sie zu schlachten;
 Laut erschallt von fester Stimme
 Der Gesang der Christenschlachten;
 45 Blut beginnt den Grund zu färben,
 Und sie singen, und sie sterben,
 Und des Kreuzes Hymne schallt,
 Bis erfüllt des Himmels Wille,
 Schauerlich in Todesstille
 50 Endlich der Gesang verhallt.

4. Die Geretteten.

Vor der Wiege lieget blutig,
 Jung und schön, der Mann erschlagen,
 Hat die schweren Wunden mutig
 Vorn auf seiner Brust getragen;
 5 Auf der Wiege selber lieget,
 Angeklammert, angeschmieget,
 Regungslos das zarte Weib,
 Und den Säugling, welcher weinet
 Und der Brust bedürftig scheint,
 10 Deckt sie starr mit ihrem Leib.

Jourdain, der mit zweien Booten
 Kam, die Küste zu erspähen
 Und den letzten der Chioten
 Rettung bringend heizustehen,
 15 Jourdain sieht das Bild mit Schaudern,
 Sucht die Mutter ohne Zaudern
 Zu erwecken — kalt und tot!
 Bitternd nimmt er in die Arme
 Nun das Kind, es trieft das arme
 20 Von der Mutter Blut so rot.

Schüsse, die er höret, ziehen
 In's Gebirg' ihn; mit Barbaren
 Kämpft ein Grieche; jene fliehen,
 Und befreiet von Gefahren,
 25 Zeigt ihm dieser eine bleiche
 Junge Frau, die auf die Leiche
 Des durchbohrten Säuglings weint;
 Trost will dieser Schmerzenreichen
 Hohergraut ein Priester reichen,
 30 Und er weint mit ihr vereint.

In den Schoß des jungen Weibes
 Legt den Findling Jourdain nieder:
 „Nahm das Kind dir deines Leibes
 Gott, er schenket eins dir wieder;
 35 Kennen sollst du's: Gottesgabe.
 Aber auf! und folgt! ich habe
 Boote dort bereit zur Fahrt.“
 Wie die Gatten folgend danken,
 Redet zu dem edeln Franken
 40 So der Priester, hochbelehrt:

„Zeuch mit Gott, der her dich sandte,
 Und er leuchte deinen Wegen!
 Der in dir zu uns sich wandte,
 Spendet auch durch mich den Segen;
 45 Schau auf diese meine Haare,
 Die gebleichet achtzig Jahre!
 Nicht der Luft gehör' ich an;
 Es geziemt mir hier zu wandeln,
 An den Brüdern so zu handeln,
 50 Wie du, Fremder, hast getan.“

5. Die Leichen.

Da, wo Chios einst gewesen,
 Herrschet Stille sondergleichen;
 Auf der Trümmerstatt verwesen
 5 Zwanzigtausend Christenleichen;
 Andre füllen Strand und Hafsen;
 Keine Raja, keine Sklaven
 Frönen mehr am öden Ort;
 Es beginnt die Pest zu wüthen,
 Und, die Seuche zu verhüten,
 10 Bog der Türke weiter fort.

Ausgespannt die dunkeln Flügel,
 Deckt die Nacht die stummen Trümmer;
 Doch wer geht, wer gräbt am Hügel
 15 Einsam bei der Lampe Schimmer?
 Ach! es ist der Gottesdiener,
 Ist der fromme Kapuziner,
 Der aus Frankreichs Konsulat;
 Armer Greis! ins Grab sie betten
 20 Muß er, die er jüngst von Ketten
 Und vom Schwert errettet hat.

Das Gekreisch, was hat's zu schaffen,
 Angstvoll auf dem Meer erhoben?
 „Zu den Waffen! zu den Waffen!
 25 Allah, sollen wir dich loben?
 Schwarzer Ali, du sollst wachen!“
 Donnerndes Geschüßeskrachen
 Weckt den fernen Widerhall; —
 „Zu den Waffen! Feinde kommen,
 30 Rajas kommen hergeschwommen,
 Wagen einen Überfall!“

Und aus finst'rer Wolfenschi'chte
 Bricht hervor des Mondes Scheibe;
 Schauernd sehn sie bei dem Lichte,
 Daß der Landwind Leichen treibe,
 35 Leichen in gedrängten Scharen,
 Raja-Leichen, die da waren
 Als graues Siegesmal;
 Angespült wie von Gedanken,
 40 Legen sie sich um die Flanken
 Seines Schiffes sonder Zahl.

Bischof Platon dort, der Greise,
 Scheinet starr ihn anzuschauen,
 Und es wird sein Blut zu Eise,
 Es erfasset ihn ein Grauen;
 45 Will sich diesem Graus entziehen,
 Will vor seinen Toten fliehen —
 Schwarzer Ali, nur gemach!
 Sieh, in deines Vieles Gleise
 50 Ziehn sie wunderbarerweise
 Ihrem Mörder drohend nach.

6. Kanaris.

Mondlos ist die Nacht; im Dunkeln
 Sieht man fernher von den Masten
 Als farb'ge Lichter funkeln;
 5 Schwelgend feiert er die Fasten,
 Hat auch für ein Fest zu sorgen:
 Dem Propheten weih't er morgen
 Kinder, die er jüngst geraubt;
 Und die fränk'schen Schiffe brachten
 10 Ihm Trophäen von Aretas Schlachten,
 Ihm Balestes blut'ges Haupt.

Siegesmusik und Hohn dem Armen!
 Schwelge, schwelge noch Sekunden!
 Hält dich fest in Flammenarmen
 Doch dein Schicksal schon umwunden.
 15 „Heil dem Kreuze!“ — „Feuer! Feuer!“
 Held Kanaris, Ungeheuer,
 Leitete den Brander gut;
 Deine Zeit ist um, die Flammen
 Schlagen über dir zusammen,
 20 Unter dir ergrimmt die Flut.

Unter gräßlichem Geheule
 Stürzen krachend Mast' und Rahen,
 Wirbelnd steigt die Feuer säule,
 Keine Hilfe wagt zu nahen;
 25 Sonder Führung und Gebote
 Überfüllen sich die Boote,
 Sie verschlingt des Meeres Schoß;
 Blut erfaßt nach kurzem Jammer
 30 Endlich auch die Pulverkammer, —
 Ali, du erfüllst dein Loz.

Schweigsam steuert — angegriffen,
 Wird sein Boot er selber sprengen —
 Held Kanaris zwischen Schiffen,
 Die in blinder Flucht sich drängen; —
 35 Keines mag um ihn sich kümmern —
 Steuert zwischen Schiffestrümmern,
 Bis er freier um sich schaut:
 „Heil dem Kreuz!“ vor Psaras Strande,
 40 Vor dem teuren Vaterlande,
 Flaggt er, als der Morgen graut.

„Seht die Flaggen! Heil dem Sieger!
 Heil dem Rächer! ihm zum Lohne,
 Der erlegt den grimmen Tiger,
 Vorbeer, winde dich zur Krone!“
 45 Und, sein Steuerruder tragend,
 Landet, schreitet er entsagend
 Durch die Haufen, stumm und taub,
 Barhaupt, barfuß zur Kapelle,
 Und er wirft auf heil'ger Schwelle
 50 Vor dem Kreuz sich in den Staub.

Korsische Gastfreiheit.

Die Blitze erhellen die finstere Nacht,
 Der Regen strömt, der Donner kracht,
 Der mächtige Wind im Hochwald saust,
 Der wilde Gießbach schwillt und braust.

5 Und düsterer noch als der nächtliche Graus
 Starrt Rocco, der Greis, in die Nacht hinaus;
 Er stehet am Fenster und späht und lauscht
 Und fährt zusammen, wann's näher rauscht.

10 „Der Bote muß es, der blutige, sein.
 „Du bist es, Wetter Giuseppe? — Nein! —
 Die Zeit ist träg' — es wird schon spät —
 Ist solche Nacht doch günstig der Tat.

15 Du, Polo, bringst uns selber dein Haupt,
 Hast töricht die Rache schlafend geglaubt,
 Hast her dich gewagt in unsern Bereich,
 Die Rache wacht, das erfährst du gleich.

20 Du kommst dort über den Gießbach nicht.
 Euch Schützen geben die Blitze Licht;
 Geschmähet seid ihr — trifft ihn gut!
 Wascht rein die Schmach in seinem Blut!“

Da pocht's an die Thür; er fährt empor,
 Er öffnet schnell — wer steht davor? —
 „Du, Polo? — zu mir? — zu solcher Zeit?
 Was willst du? rede!“ — „Gastlichkeit!“

25 Die Nacht ist schaurig, unwegbar das Tal,
 Es lauern mir auf die Deinen zumal.“ —
 „Ich weiß dir Dank, daß würdig du hast
 Von mir gedacht; willkommen, mein Gast!“

30 Er führt ihn zu den Frauen hinein
 Und heißt sie ihm bieten Brot und Wein;
 Sie grüßen ihn staunend, gemessen und kalt;
 Die Hausfrau schafft ohn' Aufenthalt.

35 Sobald er am Herd sich gewärmt und gespeist,
 Erhebt sich Rocco, der folgen ihn heißt,
 Und führt ihn selbst nach dem obern Gemach:
 „Schlaf unbesorgt, dich schirmt mein Dach!“

40 Er steht, wie im Osten der Morgen graut,
 Vor seinem Lager und ruft laut:
 „Wach auf! steh auf! es ist nun Zeit,
 Ich gebe dem Gast ein sichres Geleit.“

Er reicht ihm den Zmbiß und führet alsbald
 Ihn längs des Tals durch den finstern Wald
 Und über den Gießbach die Schlucht hinan
 Bis oben auf den freieren Plan.

45 „Hier scheiden wir. Nach Rorsenbrauch
 Hab' ich gehandelt, so tätest du auch;
 Die Rache schlief, sie ist erwacht:
 Nimm fürder vor mir dich wohl in acht!“

Der arme Heinrich.

Zueignung an die Brüder Grimm.

Ihr, die den Garten mir erschlossen,
 Den Hort der Sagen mir enthüllt,
 Mein trunknes Ohr mit Zauberklängen
 Aus jener Märchenwelt erfüllt!

5 Ich schuld' es euch, daß, wie im Traume
 Berührt, mein Saitenspiel erklang,
 Und sich dem übervollen Busen
 In Schmerz und Lust das Lied entrang.

10 Da wollt' ich euch zum Kranze winden
 Die schönsten Blumen, die ich fand,
 Doch abgelöst von ihrer Wurzel,
 Verdorrtten sie in meiner Hand.

Und immer sprach zu meinem Herzen
 Ich zögernd: Also soll's nicht sein;
 15 Unwürdig wirst den wackern Meistern
 So nicht'ge Gabe du nicht weihn.

Und immer hofft' ich: Morgen, morgen! —
 Ich ward indessen schwach und alt;
 Nehmt heute denn des Greisen Gabe,
 20 Bevor sein letztes Lied verhallt!

Wessen ist die Burg, die dort verödet
 Mitten in dem schönen Schwaben trauert?
 Gras und Farrenkraut bewächst die Stiegen
 Und die Gule nistet in den Türmen.

5 Guter Ritter Heinrich von der Aue,
 Blume du der Jugend und der Schöne,
 Klarer Spiegel aller Rittertugend,
 Schwert der Kraft und Rosenhag der Milde,
 Mund der Wahrheit, Fels der echten Treue,

10 Der Bedrängten Schirm und Hort, der Freunde
 Ehrenschild und Banner, heller Stern du,
 O, wie bist du, heller Stern, gefallen!

Seine Geißel hat der Herr geschwungen
 über den Weltseligen, ergriffen
 15 Hat ihn schmähdlich Leid, ihn hat der Ausatz
 Heimgesucht, und ekelnd abgewendet
 Haben schnell sich, die an ihm gehangen.

Seht das Vorwerk dort am Walbesrande!
 Weltverlassen, hat der arme Heinrich
 20 Dort beim Meier ein Asyl gefunden.
 Und der Alte dienet ihm in Treuen,
 Und die greise Mutter pfleget seiner,
 Und das Töchterlein, das er im Scherz oft
 Seine kleine Frau nennt, weiß gefällig,
 25 Spielend, kosend, ihm des bittern Grams
 Wolken von der Stirne zu verscheuchen.

Also war das dritte Jahr dem Dulder
 Schon verstrichen, und er saß in Unmut
 Duster brütend, als der gute Meier
 30 Ihm zuredend sprach die flücht'gen Worte:

„Herr, Ihr müßet dessen nicht verzagen!
 Gibt's zu Montpellier und zu Salerno
 Ja der kunsterfahren weisen Meister
 Viele noch, da sollt Ihr Hilfe suchen!“

35 Drauf der arme Heinrich bitter lächelnd:
 „Bin zu Montpellier und zu Salerno
 Hilfe suchend früher wohl gewesen;
 Von den weisen Meistern nicht der eine,
 Nicht der andre möchte Trost mir geben,
 40 Schlechten Trost nur einer zu Salerno,
 Der mich lehrte, wie ich zwar zu heilen,
 Aber ungeheilt doch müsse bleiben.“

Drauf der Meier: „Herr, Ihr sprecht in Rätselfn.
 Und der Kranke: „Wohl, das Rätself löf' ich:
 45 ‚Schafft mir,‘ sprach der Meister, ‚eine Jungfrau,
 Die aus freiem Mut für Euch zu sterben
 Sich entschließt und aus der Brust das Herz sich
 Schneiden läßt, so will ich wohl Euch heilen!“

50 Es verstummten beide, Stille ward es.
 Laufchend saß die Maid, wie sie gewohnt war,
 Unbemerkt ihrem Herrn zu Füßen,
 Und ein leises Wimmern ward vernommen.

Als darauf zu Nacht die beiden Alten
 Sich gelegt, das Kind zu ihren Füßen,
 55 Konnte sie vor Herzeleid nicht schlafen.
 Ihres Herrn gedenkend, troß der Regen
 Ihrer Augen auf der Eltern Füße,
 Die verstöret aus dem Schlaf erwachten.

Um ihr Weh befragte sie der Vater
 60 Jetzt mit sanften, jetzt mit strengen Worten,
 Bis sie's länger nicht verhehlen konnte:
 „Denk' ich unsres güt'gen Herrn und seines
 Bittern Glends, muß ich immer weinen.
 Ach, es gibt den Bessern nicht auf Erden!“
 65 Und der Vater und die Mutter sagten:
 „Kind, das sprichst du wahr, doch kann dem Guten
 Unser Harn nicht frommen, über ihm ist
 Gottes Urtheil, drum laß ab zu klagen!“

So geschweigten sie das Kind, doch schlaflos
 70 Blieb sie über Nacht und stumm in Trauer
 Tags darauf, bis sie zur Ruh' sich legten.
 Aber auf gewohnter Lagerstätte
 Fand das gute Mädchen keine Ruhe;
 Ein Gedanke war in ihrem Herzen,
 75 Wuchs in ihrem Herzen übermächtig;
 Erst nachdem mit Gott sie fest beschlossen,
 Herz und Herzblut ihrem Herrn zu opfern,
 Ward sie wieder froh und leichten Mutes.
 Aber bald zur Angst wuchs eine Sorge:
 80 Ob Herr Heinrich, ob die lieben Eltern
 Ihren Willen ihr gewähren möchten.
 Wieder, des verzagend, troß der Regen
 Ihrer Augen auf der Alten Füße,
 Die verstöret aus dem Schlaf erwachten.

85 Auf sich richtend, schalt der liebe Vater
 Unverständlich, kindisch ihre Klage,
 Da nur Gott im Himmel könne helfen.
 „Und doch,“ sprach die sanfte Maid erwiderns,

90 „Und doch hat mein Herr gesagt, ihm könne
 Wohl geholfen werden. Tauglich bin ich
 Ihm zur Arznei; ich will euch bitten,
 Wehrt mir nicht, daß ich mit Gott mein Herzblut
 Freudig für den Guten möge geben!“

95 Ob der Red' entsetzten sich die Alten,
 Und betrübten Mutes sprach der Vater:
 „Kind, du redest, wie die Kinder reden,
 Hast noch nicht den herben Tod geschauet,
 überschwengliches versprichst du töricht;
 100 Laß den Leichtsinn, laß die Träume fahren
 Und verstör' uns müßig nicht die Nächte!“

Und es schwieg das Mägdlein, aber schlaflos
 Blieb sie über Nacht und stumm in Trauer
 Tags darauf, bis sie zur Ruh' sich legten.
 105 Wieder troff der Regen ihrer Augen
 Auf der Alten Füße, sie erweckend.

Aufrecht sitzend, sprach zu der Bedrängten
 So die greise Mutter, selbst in Tränen:
 „Sinnst Unseliges du uns zum Jammer?
 110 Kind du meiner Schmerzen, die du solltest
 Unserz Alters Stab sein und uns ehren,
 Willst dein Heil verwirken, willst das Leben
 Uns verleiden und das Herz uns brechen?“

Dem entgegnete die fromme Tochter:
 115 „Lege Gott mir Worte auf die Lippen,
 Die das Herz der teuren Eltern treffen!
 Nicht mein Heil verwirken, nicht zum Jammer
 Will ich euch, ihr Vielgeliebten, sterben;
 Nicht auch red' ich kindisch, angeschauet
 120 Hab' ich ernst den herben Tod, wie einer
 Nur vermag, dem noch das Leben lieb ist.
 Sterben muß doch auch, wer alt geworden;
 Aber schwer in Arbeit alt geworden,
 Stirbt in Sünde mancher hin; ihm wäre
 Besser, wär' er nie zur Welt geboren.
 125 Mir aus Gottes Hulden wird's zu theile,
 Um der Seele Heil in jungen Jahren
 Meinen Leib zu geben; solches gönnt mir,
 Denn so muß es sein! Die Leute sagen,

Daß ich schön bin; würd' ich älter, möchte
 Leicht der Weltlust Süße mich verstricken.
 130 Wollt ihr einem Manne mich vermählen:
 Lieb' ich ihn, ist's eine Not, ich habe
 Meinen armen Herrn doch stets vor Augen;
 Wird er mir verhaßt, so ist's der Tod gar.
 Mein begehrt ein Freier, dem ich gerne
 135 Folgen will, dem mag ich wohl vertrauen.
 Setzt mich in ein Glück, das nicht vergehet;
 Lasset Gott mich preisen, der so Wertes
 Will durch mich einfält'ges Kind vollenden;
 Laßt für ew'gen Lohn um kurzes Leiden
 140 Mich vergüten unserm Herrn das Gute,
 Das er unablässig uns spendet;
 Seid der Tat theilhaftig, und vergelt' euch
 Gott, was nimmer ihr versagen dürfet!
 Wieder heben muß der Baum des Ruhmes
 145 Zu dem Lichte seine volle Krone;
 Aber ihr im Schatten seiner Milde
 Werdet sein euch freuen und der Tochter.“

Schneidend drangen in das Herz der Alten
 Diese Worte, denn das Mädchen hatte,
 150 Keinem Kinde gleich, mit Macht gesprochen.
 Wagten auch nicht länger, ihr zu wehren,
 Jammernd schwiegen sie und kämpften lange
 Mit dem Liebesschmerz im wunden Herzen,
 Bis sie sprachen: „Möge denn geschehen,
 155 Was dich so der Geist erbeten lehrte!“

Freute jetzt dem jungen Tag entgegen
 Sich die Jungfrau; aber kaum erhellte
 160 Sich der Dsten, trat sie leisen Schrittes
 In das Bett des Siechen, kniete nieder,
 Seinen Schlaf bewachend, bis die Sonne
 In die Kammer schien und ihn erweckte.

Und der erste Blick des armen Heinrich
 Fiel ins Aug' ihr, das verklärend strahlte
 165 Ihres reinen Herzens sanften Frieden.
 Und er fragte: „Liebe Frau, was bringt dich
 Heute zu mir her so früh am Tage?“

170 Flehend hob gefaltet ihre Hände
 Sie zu ihm empor und sprach in Demuth:
 „Hab' an meinen Herrn wohl eine Bitte;
 Zürne mir mein Herr nicht! darf ich hoffen,
 Daß ich nicht vergebens werde bitten?“

175 Wohlgefällig ruht' auf ihr sein Auge:
 „Was ich darf vor Gott und meiner Ehre,
 Das getrau' ich mir, dir zu verheißten.“

180 Sie darauf: „Mein lieber Herr, ich dank' Euch,
 Sag' Euch auch, was Ihr mir habt gewährt.
 Jammernd sahen wir die Tag' und Nächte
 Eurem Leide zu, dem soll geholfen
 Wohl noch werden; seht, ich bin die Jungfrau,
 Die aus freiem Mut sich fest entschlossen,
 Aus der Brust das Herz wird schneiden lassen.
 Auf denn, nach Salerno! Laßt den Meister
 Seine Kunst an Eurer Magd beweisen!“

185 Lange Zeit sah zweifelnd, fast erschrocken,
 Tränen in den Augen, er die Maid an;
 Sprach besonnen dann, sie zu versuchen:
 „Kind, du Seltsame, dein fromm Gemüte,
 Das erscheinet klar in dieser Stunde;
 190 Willst für mich du sterben, Kind, bedenke,
 Deiner Eltern bist du, mußt sie fragen!“
 Aber anders kam es, als er meinte.
 Gingerufen, traten ein die Eltern,
 195 Sprachen beide schluchzend: „Nimm sie, nimm sie!
 Haben ihr gewehrt drei lange Nächte,
 Ihr ist nicht zu wehren; aus dem Mädchen
 Hat zu uns ein höh'rer Geist gesprochen.“

200 Als der arme Heinrich jetzt erkannte,
 Daß einmütig doch das Ungeheure
 Alle wollten und von ihm begehrt,
 Stieg in ihm auf's neue Lebenslust auf,
 Sah er schon im Geiste sich genesen,
 Undres nicht gedacht' er, und mit Grausen
 Sprach er leif' und langsam: „Also sei es!“
 205 Großes Leid erhob sich, nur die Jungfrau
 Schaute selig lächelnd in die Runde.

Nach Salerno! nach Salerno! Prächtigt
 Schmückte Heinrich zu der Fahrt das Opfer,
 Ließ ihr Samt und Hermelin und Zobel,
 210 Brautgeschmeid' und goldne Spangen reichen;
 Und des weltlich eitlen Landes freute
 Selber sich die Maid, wie Himmelsbräute,
 Die entsetzend zum Altare treten.

Nach Salerno! Wohl nach schwerem Abschied
 215 Bogen nach Salerno jetzt die beiden,
 Treud'gen Herzens aber nur die Jungfrau.

Angekommen, gleich zum weisen Meister
 Führt' er sie. Verwundert, sie zu prüfen,
 Nahm der sie beiseite, starrte lange
 220 Zweifelnd scharf sie an und sprach mit Nachdruck:
 „Sag', Unselige, dein Herr hat solches
 Dir geboten, nicht dein Wille war es.“ —
 „War und ist mein Wille,“ sprach sie ruhig.
 Er dagegen: „Tritt zurück! noch kannst du;
 225 Üpp'ge Lebenslust ziemt deinen Jahren;
 Hast die Angst des Todes nicht verstanden,
 Weißt nicht, welche Marter dir bevorsteht;
 Wirft dich schämen schon, mir zu enthüllen
 Deinen zarten Busen. Siehe! binden
 230 Wird' ich dich mit Stricken, werde wühlen
 Mit dem scharfen Eisen nach dem Herzen
 In der Brust dir und heraus es schneiden.
 Wankt dein Wille, von dem Schmerz erschüttert,
 Und bereuest du die Tat, — zu spät ist's.
 235 Nichts mehr wird sie deinem Herren frommen,
 Und dein junges Leben ist verloren.
 Tritt zurück! ich will mich dein erbarmen.“

Ihm entgegnete die Jungfrau lächelnd:
 240 „Lieber Herr, Ihr habet mir die Wahrheit
 Dessen wohl gesagt, was mir bevorsteht;
 Habet Dank! das eine nur befürcht' ich:
 Seht Euch vor! Es wird die Hand Euch zittern
 Und den Preis des Werkes noch gefährden.
 Baghaft seid Ihr; Eure Rede ziemet
 245 Einem Weibe sich, nicht einem Manne;
 Faßt ein Herz, getrauet Euch zu schneiden!
 Ich, ein Weib, getraue mich zu dulden.“

250 Solches hörend, stand der greise Meister
Vor der zarten Jungfrau, ihr ins Antlitz,
In das fromme, ruhig heitre schauend;
Er erblickte vor dem Mut des Kindes.
Lange stand er also; endlich wandt' er
Langsam sich der Türe zu, dem Siechen,
Was er jetzt erkundet, zu berichten.

255 Aber hastig trat ihm der entgegen,
Ihm zrufend: „Meister, lieber Meister,
Bringst mir Leben, Leben und Genesung?
Sprich es aus, erfreue meine Seele!
260 O, der Sieche nur ermüht im Jammer
Ganz den Preis des vollen, frischen Lebens!“

Ihm erwiderte gefaßt der Meister:
„Tüchtig hat fürwahr dem blut'gen Dienste,
Den zu deiner Heilung du ihr ansinnst,
Wundersam! sich diese Maid bewähret.
265 Dir nun ziemt's, gebietend zu entscheiden.“

Aber mit verhülltem Angesichte
Ab sich kehrend, winkte Heinrich: „Schneide!“
Und der Meister wandte sich zu gehen;
Von der Schwelle schaut' er noch zurücke,
270 Aber nicht zurücke rief ihn jener.

Zu der Maid, die hoffend ungeduldig
Seiner harrte und des bittern Todes,
Kam er, winkte, und sie folgte freudig.
Durch den Kreuzgang in ein heimlich Zimmer
275 Führt' er sie hinein und schloß die Tür ab.

Nicht geheuer gleißte von den Wänden
Rings befremdlich wundersam Geräte;
Rotbestrichen stand ein Tisch inmitten,
Kettenwerk darauf und blanke Messer.

280 Und der Meister hieß sie sich entkleiden;
Also tat sie, willig, sonder Scheue;
Nicht die Spangen einzeln erst zu lösen,
Riß sie hastig in der Naht die Kleider,
Schneller nur dem scharfen Todeschnitte
285 Ihren reinen Busen zu entblößen.

Auf des Meisters Wink bestieg den Tisch sie,
Legte hin sich, ließ die zarten Glieder
Fest mit Riemen und in Eisen schließen.

290 Als der greise Meister jetzt des Mädchens
Jungen Leib ersah, des nicht ein schöner
Mocht' auf Erden je gefunden werden,
Jammert's ihn im Herzen zum Verzagen,
Daß so schön sie sei und müsse sterben.

295 Aber er ergriff das krumme Messer,
Brühte dessen Schärfe, fand mitnichten
Sie so schneidig, als er wohl begehrte.
Und er nahm den Schleifstein, strich bedächtig
Hin und her darauf die krumme Klinge,
Oft mit leisem Finger sie versuchend.
300 Sanfter mocht' er gern den Tod ihr antun.

Aber draußen wand indes in Zweifel
Sich der arme Heinrich, und des Ausgangs
Harrend, sprach er so zu seinem Herzen:
305 „Herz, mein Herz, sei hart in dieser Stunde,
Hast nicht selbst die grause Tat verschuldet;
Hat das sanfte Kind sich doch ihr Schicksal
Selbst erfunden, selbst ja will sie sterben!
Wende dich dem Leben zu, der Freude!
310 Laß die Toten ruhn! Der Tod der Unschuld,
Solcher Unschuld Tod ist zu beneiden!
Aber du, auf deinem Sterbepfühle . . .
Weh mir! Still! — ich will ja, will ja leben,
Schwelgend, taumelnd in das Leben tauchen
Und vergessen dieser Schreckensstunde!
315 Beten will ich, bis die Tat geschehen,
Beten, daß zu Stein mein Herz erhärte.“

Und die Hände ringend warf und weinend
Sich vor Gott der Arme; seine Worte
Quollen schier verkehrt aus seinem tiefem,
320 Bessern Herzen, und er schrie zu Gott auf:
„Herr, barmherz'ger Gott, gib Kraft mir Sünder,
Kraft zu dulden, was du selbst verhängt hast;
Laß in Demut mich mein Siechtum tragen,
Aber nicht, in deinem Zorn, der Unschuld
325 Schreiend Blut auf meine Seele laden!“

Und vom Estrich sprang er auf verwandelt,
 Tief den Gang hinab zu jener Kammer,
 Rief und schrie und rüttelt' an der Türe:
 „Meister, höre, Meister!“ — Der von innen
 330 Gab die karge Antwort: „Wartet, wartet!“
 „Laß mich ein!“ schrie Heinrich; der dagegen:
 „Herr, geduldet Euch, bald ist's geschehen!“
 Heinrich schrie: „Halt ein! das Kind soll leben!“

Stein und Messer ließ der Alte fallen,
 335 Schloß die Tür auf; Heinrichs Blicke suchten,
 Trafen schnell die Jungfrau; als so schmäählich
 Er die Wonngliche sah gebunden,
 Weint' er laut und sprach: „Laß gleich sie frei sein!
 Gottes Urteil mag an mir geschehen,
 340 Aber nicht soll diese für mich büßen!“
 Und die beiden lösten schnell das Mädchen.

Sie nur brach in Klagen aus, sie konnte,
 Daß sie leben sollte, nicht verwinden.
 „Wie doch hab' ich's,“ klagte sie, „verschuldet,
 345 Daß ich meinen Herrn nicht zu erlösen,
 Daß ich nicht der reichen Himmelskrone
 Mehr gewürdigt werden soll? Was tat ich?
 Euch gebriecht der Mut, des soll ich leiden!
 Wie doch hat die Welt mich hintergangen,
 350 Die Euch unverzagt vor allen rühmte!“

Zog in tiefer Demut gottergeben
 Setzt der arme Heinrich nach der Heimat,
 Wo ihm Hohn bevorstand; mit dem Sieden,
 Abgehärmt, verweint, das gute Mädchen.

Aber der die Nieren prüft und Herzen,
 355 Der nach seiner Lieb' und Macht die beiden
 Schwer versuchte, schied von ihrem Elend
 Die Bewährten. Sieh! der böse Ausfaß
 Wich zur Stunde von dem armen Heinrich,
 360 Und der gute Ritter von der Aue
 Kehrt' in Ehren in die liebe Heimat,
 Schön und kräftig, wie er je gewesen.

Vor ihm her erscholl durch Schwabens Gauen
 Schnell der Freudenruf: Er kehret wieder,

365 Kehret rein von seiner Schmach, der Gute!
 Und es eilten Bettern rings und Freunde,
 Eilten seine Mannen ihm entgegen,
 Daß sie Lieb' und Ehrfurcht ihm erwiesen.
 370 Ei, mit welchen Wonnetränen herzten
 Da die Alten ihre fromme Tochter!

Aber auf der Burg welch Festgewühle!
 Faßt die Halle kaum die Herrn und Frauen!
 Ritter Heinrich teilt den Schwarm, die Jungfrau
 Führt er in den Kreis und spricht die Worte:

375 „Hört mich an, ihr lieben Herren und Sippen!
 Einzig dieser guten Jungfrau schuld' ich
 Ehr' und Leben; frei und ledig ist sie,
 Wie ich selbst; mir rät das Herz, zum Weibe
 380 Sie zu nehmen; also wird's geschehen,
 Wenn es Gott und euch gefällt; wenn anders,
 Will, fürwahr! ich unverehlicht sterben.
 Doch euch insgesamt, bei Gottes Hulden!
 Will ich bitten, daß es euch gefalle.“

385 Und es sprachen alle: „So geziemt sich's!“
 Und der Abt trat segnend zu den beiden,
 Die in Andacht auf die Knie sanken.

